Staatl. Bibliothek
Regensburg

8° Med. 1009/2

Esquirol

SBR069026667180

Die

Geisteskrankheiten

in Beziehung

zur

Medizin und Staatsarzneikunde

vollständig dargestellt

von

E. Esquirol,
Direktor der Irrenanstalt zu Charenton, Mitglied der Königl. Akademie der Medizin zu Paris etc. etc.

In's Deutsche übertragen

von

Dr. W. Bernhard.

Zweiter Band.

Berlin, 1838.
Verlag der Voss'schen Buchhandlung.

INHALT.

XI. Von der Monomanie S. 1—15.

§. 1. Von der Erotomanie S. 15—26.
§. 2. Von der Monomanie ohne Delirium S. 26—37.
§. 3. Von der Monomanie aus Trunkenheit S. 37—44.
§. 4. Von der Brandmonomanie S. 44—50.
§. 5. Von der Mordmonomanie S. 50—69.

XII. Von der Manie S. 70—119.

XIII. Von der Verwirrtheit S. 120—156.

XIV. Von der Idiotie S. 157—208.

Statistische Abhandlungen über die Geisteskrankheiten S. 209—319.

XV. Von den Anstalten, die den Geisteskranken in Frankreich gewidmet sind, und von den Mitteln, sie zu verbessern S. 210—220.

XVI. Von den Irrenanstalten S. 221—233.

§. 1. Von dem Zusammenwohnen der Geisteskranken S. 233—235.

§. 2. Was haben die verschiedenen Irrenanstalten mit einander gemein, und in wiefern erfüllen sie ihre Bestimmung? S. 235—251.

XVII. Historische und statistische Abhandlung über Charenton S. 252—300.

XVIII. Notizen über Gheel S. 301—308.

XIX. Abhandlung über die Frage: Giebt es heut zu Tage mehr Geisteskranke als vor vierzig Jahren? S. 309—319.

Abhandlungen über die Geisteskrankheiten in Beziehung zur gerichtlichen Medizin S. 320—387.

XX. Abhandlung über die Isolirung der Geisteskranken S. 320—346.

§. 1. Von der Nothwendigkeit der Isolirung S. 322—331.
§. 2. Von der Nützlichkeit der Isolirung S. 331—346.

XXI. Abhandlung über die Mordmonomanie S. 347—379.

XXII. Bemerkungen über die von den Schriftstellern angegebenen Zeichen, ob ein erhängt Gefundener sich selbst erhängt hat, oder nach seinem Tode aufgehängt worden ist S. 380—387.

XI.

Von der Monomanie.

Nachdem wir die allgemeinen Kennzeichen der Lypemanie (Melancholie mit Delirium) angegeben haben, müssen wir auch hier von der Form des partiellen Deliriums, der ich den Namen der Monomanie gegeben, reden. Zuerst will ich aber die Unterscheidungszeichen dieser beiden Krankheiten aufführen.

Die Monomanie und die Melancholie sind chronische Gehirnleiden ohne Fieber, die sich durch eine partielle Störung der Intelligenz, der Neigungen oder des Willens characterisiren. Bald ist die intellectuelle Störung auf einen einzelnen Gegenstand, oder auf eine bestimmte Reihe von Gegenständen beschränkt, und die Kranken gehen von einem falschen Prinzip aus, folgern aber richtig, und sprechen, handeln ausser diesem partiellen Delirium ganz verständig. Illusionen, Hallucinationen, falsche Associationen der Ideen, falsche, irrthümliche, bizarre Ueberzeugungen machen die Basis dieses Deliriums aus, welches ich mit dem Namen «intellectuelle Monomanie *(Monomanie intellectuelle)*» belegen möchte. Bald aber sprechen die Monomaniaci gar nicht irre, aber ihr Character, ihre Neigungen sind gestört; sie rechtfertigen ihre Empfindungen durch beifällige Motive und Erklärungen, und entschuldigen das Auffallende und Unpassende ihrer Aufführung. Die Schriftsteller haben diese Form die raisonnirende Manie *(Manie raisonnante)* genannt, ich möchte ihr aber den Namen affective Monomanie *(Monomanie affective)* geben. Bald ist der Wille verletzt, und der Kranke wird zu Handlungen hingezogen, zu denen ihn weder Vernunft, noch Gefühl bestimmen, und welche sein Gewissen missbilligt. Aber er hat nicht die Kraft, sie

zu unterdrücken; die Handlungen geschehen unfreiwillig, instinctartig, und dies ist die Monomanie ohne Delirium oder diejenige, welche ich *Monomanie instinctive* nenne. Dies sind die allgemeinen Erscheinungen des partiellen Deliriums oder der Monomanie, aber es bestehen hierbei, je nachdem das Delirium verbreitet oder concentrirt, heiter oder traurig ist, Unterschiede, die wir näher angeben müssen.

Bei der Melancholie ist die Sensibilität schmerzhaft erregt oder verletzt, die traurigen unterdrückenden Leidenschaften modificiren die Intelligenz und den Willen. Der Melancholische concentrirt in sich selbst alle seine Gedanken, alle seine Neigungen, ist egoistisch und lebt zu sehr nach innen. Bei der Monomanie im Gegentheil ist die Sensibilität angenehm aufgeregt, die erheiternden Leidenschaften reagiren auf die Verständniss und auf den Willen. Der Monomaniacus lebt zu sehr nach aussen.

Das Aussehen des Monomaniacus ist beseelt, bewegt, lachend, seine Augen sind lebhaft und glänzend. Die Farbe des Melancholischen ist gelb, bleich, die Züge seines Gesichts sind zusammengezogen, unbewegt; seine Augen sind stier, sein Blick ist unruhig, misstrauisch. Der Monomaniacus ist heiter, fordernd, verwegen, kühn; der Melancholische ist traurig, ruhig, misstrauisch, furchtsam. Ersterer bewegt sich viel, ist geschwätzig, er lärmt, ist anmassend, leicht bereit in Zorn zu gerathen, und nichts scheint die freien Bewegungen seiner Functionen zu stören; letzterer hasst jede Bewegung, spricht wenig, entschuldigt sich, klagt sich selbst an, und seine Functionen gehen schwer und langsam von statten. Der Verlauf der Monomanie ist akuter, ihre Dauer kürzer, ihr Ausgang günstiger, wenn sie nicht in Complication mit einer andern Krankheit auftritt. Das Gegentheil findet grade bei der Melancholie statt. Hier scheint das Delirium besonders von Störungen der Unterleibseingeweide abzuhängen, in der Monomanie dagegen unmittelbar durch einen anormalen Zustand des Gehirns hervorgerufen zu werden.

Diese Unterschiede sind so wesentlich, dass es nicht möglich ist, die Monomanie mit der Melancholie zu verwechseln, und dass man beiden Krankheiten nicht denselben Namen geben kann, wenn man sich nur irgend genau in der medizinischen Sprache ausdrükken will. Die Schriftsteller haben nicht immer die Monomanie von der Manie unterschieden, weil bei manchem Monomaniacus die Aufregung und Reizbarkeit sehr gross ist, und manchmal Wuth eintritt. Sie haben die Monomanie mit der Melancholie verwechselt, weil bei beiden das Delirium fix und partiell ist.

Man hat die Monomanie geläugnet, weil, wie man sagt, es keinen Geisteskranken gäbe, der nur in Beziehung auf einen Punkt unverständig wäre, und weil diese Kranken stets eine Stö-

rung der Empfindung und des Willens zeigen. Ich frage nun, ob die Maniaci stets und über alle Arten von Gegenständen irre reden, und ob ihre intellectuellen Fähigkeiten immer gestört sind? Foville sagt in seiner vortrefflichen Abhandlung über die Geisteskrankheiten im *Dictionnaire de Médicine et Chirurgie pratique*, dass er nur höchstens zwei oder drei Monomaniaci gesehen habe, und fragt, ob die verschiedenen Formen des Deliriums, die Manie und Monomanie, nicht der eigenthümliche Ausdruck des Temperaments und des Charakters der verschiedenen Geisteskranken sind. Verhält es sich also, sagt dieser Schriftsteller weiter, so sind die Grenzen und die Ausdehnung des Deliriums von sehr geringer Wichtigkeit.

Das partielle Delirium ist eine so bemerkenswerthe Erscheinung, dass man immer erstaunt, dass ein Mensch, der wie jeder andere empfindet, urtheilt und handelt, über einen einzigen Punkt anders empfindet, urtheilt und handelt, als die übrigen Menschen. Kann man nun wohl die Monomanie ohne Delirium mit der Manie verwechseln? Bei dieser ist die ganze Verständniss verkehrt, bei jener ist die Verständniss gesund, manchmal selbst thätiger und lichter. Bei der Manie ist das ganze intellectuelle und moralische Wesen verkehrt, alle Handlungen sind in Unordnung; bei der Monomanie ist die Verkehrtheit der Handlungen, wie die Verirrungen der Vernunft, partiell.

Bei dem Monomaniacus sind die Leidenschaften exaltirt, die Muskelkraft ist vermehrt, die Kranken sind mit sich selbst und mit Andern zufrieden, sind glücklich, freudig, mittheilend, singen, lachen, tanzen, werden durch Stolz, Eitelkeit, Eigenliebe beherrscht, gefallen sich in ihren eitlen Ueberzeugungen, in ihren Gedanken von Grösse, Macht, Reichthum. Sie sind thätig, fordernd, gesprächig, reizbar; ihre Eindrücke sind lebhaft, ihre Neigungen energisch, ihre Bestimmungen heftig; sie sind Feinde des Widerspruchs, und gerathen leicht in Zorn, ja selbst in Wuth. Unter den Monomaniacis halten sich die Einen für Götter, behaupten in Verbindung mit dem Himmel zu stehen, versichern, dass sie eine himmlische Sendung haben, und geben sich für Propheten aus. Plato nahm an, dass die Geisteskrankheit aus Inspiration entstehen könne, und hielt diese Form für eine Wohlthat der Götter. Aretaeus, Coelius Aurelianus nahmen auch ein geheiligtes Delirium an, und die *Melancholia enthusiastica* von Paul Aegina gehört zu derselben Varietät des Deliriums. Diese Monomaniaci glauben, dass sie durch eine übernatürliche Macht aufgeregt und erleuchtet sind. Man hat seit den ältesten Zeiten Inspirirte und Enthusiasten gesehen. Paracelsus glaubte, dass er seinen Genius in seinem Degenknopf trage, und die Enthusiasten der Cevennen glaubten den Reden einiger sogenannten Inspirirten,

die die Zukunft voraussagten und die geheimnissvollsten Dinge kennen lehrten. Man sah zu verschiedenen Zeiten Menschen, die durch ähnliche Behauptungen exaltirt waren, Personen verführen, die am wenigsten Neigung zum Aberglauben hatten. Beispiele einer solchen Verirrung sind nicht selten. Die Individuen, von denen die Historiker sprechen, sind Theomanen oder Spitzbuben, oder Agenten irgend einer intriguirenden Macht.

Wir hatten in der Salpetrière ein junges Mädchen, das die Sonne, den Mond und die Wolken zu leiten glaubte, das ungeduldig über seinen Aufenthalt im Hospitale war, und uns bald mit Regen, bald mit Sonnenschein bedrohte. Ich sah in demselben Hospitale mehrere Frauen, die sich für Kaiserinnen etc. hielten. Einige Monomaniaci glauben, dass sie Könige, Prinze, grosse Herren sind, wollen dem Weltall befehlen, und ertheilen ihre Wünsche ihrer Umgebung. Andere halten sich für Gelehrte, die sich durch ihre Entdeckungen und Erfindungen ausgezeichnet haben, für Dichter, Redner, deren Verse, Reden man anhören muss, wenn man ihren Zorn nicht erregen will. Andere sind mit Reichthümern überhäuft, theilen Wohlthaten und Güter unter alle die, welchen sie begegnen, aus. Es giebt welche, die unter der Herrschaft einer verliebten Leidenschaft unaufhörlich mit ihrer Liebe sich beschäftigen, sich mit angenehmen Illusionen täuschen, und sich unter Silphiden und Huris versetzt glauben.

v. R.... war von schlankem Wuchse, hatte eine starke Constitution, ein sanguinisches Temperament, war von der Natur mit einer grossen Intelligenz, die durch eine gute Erziehung gebildet worden war, begabt, und stand einem Kirchspiele zu Paris vor. Im 50sten Jahre erfuhr er längere Zeit Widerwärtigkeiten, die aber nicht von Bedeutung waren. v. R. ärgerte sich darüber sehr, bekam Kopfschmerzen, und wurde etwas taub. Einige Zeit darauf verlor er in Folge eines lebhaften Streites den Verstand, jedoch reichte eine viermonatliche Behandlung hin, ihn zu heilen; dennoch aber nahm die Taubheit zu. v. R. trat seine Geschäfte wieder an, und war zwei Jahre hindurch gesund. Sodann hatte er einen neuen Aerger, es stellte sich hartnäckige Schlaflosigkeit ein, der Kopfschmerz wurde heftig, und dauerte fast ununterbrochen fort; die Taubheit war vollständig. Einige Tage später hatte der Kranke Hallucinationen des Gehörs, und seit dieser Zeit hört er Stimmen, die seiner Aufführung Gerechtigkeit widerfahren lassen, und Diejenigen verdammen, die ihm etwas in den Weg gelegt haben. Nachdem er meiner Behandlung anvertraut war, glaubte er in Verbindung mit Gott und den Engeln zu stehen, die bei Nacht und bei Tage mit ihm sprechen. Er ist ungeduldig, befiehlt mit Hochmuth und im Namen Gottes; er liest sein Brevier nicht mehr, und entsagt den gewöhnlichsten Uebun-

gen der Religion. Spricht er, so sagt die Stimme eines Engels ihm vorher, was er sagen soll; liest er, so lässt sich dieselbe Stimme hören, ehe er die Worte ausspricht; schreibt er, so dictiren ihm diese Stimmen, kurz er ist nur das Echo von dem, was er hört, er mag sprechen oder schreiben. Er reicht immer Gesuche ein, um die Freiheit zu erhalten, um Kleidungsstücke zu bitten, oder um die Nahrungsmittel zu verbessern. Verweigert man ihm dies, so wiederholt er mehrere Male hinter einander: «Im Namen Gottes seid Ihr in den Bann gethan. Gott befiehlt Euch durch meinen Mund, gehorcht Ihr nicht, so spreche ich den Bannfluch über Euch aus.» Fährt man fort, es ihm zu verweigern, so schreit v. R.: Ihr seid ein Ketzer, ein Gottloser, Gott wird Euch verdammen. Lacht man über diese Drohungen, so wird er aufgebracht, sein Gesicht wird lebhaft, seine Augen funkelnd, und er wird heftig, indem er schreit: Ich thue Euch in den Bann! Ich thue Euch in den Bann! oder er geht erzürnt fort, indem er sagt: Mit dem Banne Beladener, Ihr seid verdammt!

v. R. wurde im Jahre 1831 nach Charenton gebracht; sein Zustand blieb aber derselbe. Dieser Kranke, der Niemanden beleidigt, geht fort, und kommt in das Haus zurück, wiederholt seine Gesuche, seine Klagen, seine Drohungen, seine Anathema's, aber er ist nicht immer traurig. Er begiebt sich oft zum Almosenier des Hauses, den er eben so wie die andern in den Bann thut, obgleich er oft mit ihm spielt und ihm einen Band in Versen und in Prosa geschenkt, den er, seitdem er das Haus bewohnt, geschrieben hat. Dieser Band, so wie der folgende, den v. R. dem Dr. Calmeil geschenkt, ist wegen der Genauigkeit, womit das Ganze geschrieben, wegen der richtigen Verbindung der Ideen, wegen der Kraft des Ausdrucks sehr merkwürdig. Im Jahre 1833 bekam v. R. einen chronischen Catarrh; hierbei nahm seine Gesundheit allmälig ab, er litt an Athmungsbeschwerden, seine Füsse schwollen an, und er starb endlich am 15ten October 1833, nachdem er einen Lungenblutsturz gehabt hatte Bei der Section, die 24 Stunden nach dem Tode gemacht wurde, fand man nichts besonders Merkwürdiges.

M..., 36 Jahre alt, von schlankem Wuchse, cholerisch-sanguinischem Temperamente, hatte eine leibliche Cousine, die geisteskrank war. In seiner frühesten Jugend war er sehr schwächlich, sein Gesundheitszustand verbesserte sich aber zur Zeit der Pubertät. Der Character M's. ist vollständig ausgebildet und stolz, da er sehr frühzeitig sich selbst überlassen war, vielfach reiste, und ein sehr zerstreutes Leben führte. In seinem 20sten Jahre suchte er sein Vermögen, welches durch die Revolution verloren gegangen war, durch schlechte Speculationen wieder zu gewinnen.

Im 27sten Jahre verheirathet sich M. mit einer schönen, lie-

benswürdigen und reichen Frau. Er treibt mit noch grösserer Energie seine Geschäfte, ist aber zu gleicher Zeit eifersüchtig. Im zweiten Jahre nach seiner Heirath zeigt sich ein Ausschlag auf seinem Körper, der im folgenden Jahre noch mehr zunimmt. Er gebraucht alle mögliche Arzneimittel, beschäftigt sich viel mit seiner Gesundheit, mit einem Worte, er ist hypochondrisch.

Ungeachtet der Unstätigkeit in seinen Geschäften vermehrt sich sein Vermögen doch bis zum Jahre 1815 sehr bedeutend, wo er das Ganze in einer Papierspeculation verlor. Von diesem Augenblick an ändert sich sein Character; er wird zänkisch, despotisch, unruhig; er ist mit seinen Verwandten unzufrieden, ungerecht gegen sie, klagt sie an, dass sie ihm nicht helfen, und hört nicht auf, obgleich sie ihm vielfache Beweise von ihrem Interesse geben, sich darüber zu beklagen.

Im Jahre 1817, im 36sten Jahre, wird er traurig, träumerisch, klagt über Nerven- und Magenschmerzen, und glaubt, dass die Speisen, die man ihm reicht, vergiftet seien. Er ist aufgebracht gegen seinen Schwiegervater, der ihm jede nur denkbare Sorgfalt zukommen lässt, ihm aber nicht von Neuem Geld anvertrauen will. Er behandelt seine Frau ungeachtet ihrer Zärtlichkeit schlecht, geht zu seinen Verwandten und Freunden, und klagt, dass man ihn vergiften wolle. Oft steht er nach der Mahlzeit auf und trinkt Milch, und sehr häufig geht er selbst zum Brunnen, um sich Wasser zu holen.

Nach einem Monat verlangt er einen Pass, da er Frankreich verlassen will, und geht einige Tage später zum Polizei-Präfecten, und entschuldigt seine Frau und seinen Schwiegervater. In diesem Zustande wird der Kranke am 30sten Septbr. 1817 meiner Behandlung anvertraut. Er geht mit starken Schritten im Zimmer umher, isst wenig, und leidet an Verstopfung; er ist ungeduldig, antwortet heftig. Nach mehreren Unterredungen erwerbe ich mir jedoch sein Zutrauen, und zeige ihm das Falsche seiner Ansichten. Vom 6ten Tage an scheint er besser, aber er ist sehr ungeduldig, will seine Freiheit wieder erlangen und seine Frau wiedersehen. Ich verspreche ihm, dass er sie nächstens sehen wird, und dass er nach acht Tagen wieder zu seiner Familie zurückkehren kann, wenn er sich ferner so verständig benimmt. Dieses feierliche Versprechen und der Anblick seiner Frau, seiner Kinder scheinen die Furcht und die Vorurtheile M's. zerstört zu haben; nichts desto weniger glaubt er noch drei Tage vor seiner Entlassung, dass man während der Nacht Feuer in seinem Zimmer angelegt habe. Durch diese Hallucination wird er wieder ganz unruhig, aber verbirgt diese Unruhe sorgfältig, zwingt sich, um seine Frau, seine Schwiegervater gut zu empfangen, und um sich nicht zu verrathen. An demselben Tage noch, als er wieder zu sich gekommen war,

wird er während des Mittagstisches unruhig, stösst Alles zurück, was man ihm sagt, um ihn zu enttäuschen, verlangt keine Rathschläge, Sorgfalt und Arzneimittel. In den folgenden Tagen läuft er viel umher, und will durchaus wieder Geschäfte anfangen. Nach einem Monat scheint er mehr bewegt, mehr gequält. Eines Tages kommt er aus dem Kaffeehause, und hatte in den Journalen von dem falschen Dauphin gelesen; hierauf glaubt er, der Sohn Ludwigs XVI. zu sein, geht nach den Tuilerien, dringt bis in die Zimmer des Königs, um seine Rechte zu reklamiren. Hier wird er angehalten, antwortet mit Ruhe, Höflichkeit und Würde dem ihn befragenden Offizier, und lässt sich ohne Widerstand und ohne Klagen nach Hause führen.

Er wird mir am 20sten Febr. 1818 von Neuem zur Behandlung übergeben, und zeigt während seines Aufenthalts in der Irrenanstalt folgende Symptome: Sein Gesicht ist bewegt, seine Augen sind geröthet, sein Gang ist stolz; er ist höflich gegen alle Welt, aber wird mit Niemandem zu vertraut, und sagt, dass er nicht krank sei, behauptet fest der Dauphin zu sein, und dass er sich eines Tages rächen werde. Manchmal ist sein Glaube erschüttert, aber einen Augenblick nachher ist seine Ueberzeugung wieder vollkommen und er begeht alle Excesse, die sie mit sich führt, erlässt Proklamationen an das französische Volk, ist unaufhörlich in Bewegung, macht immerwährend Anstrengungen, um zu entwischen, und beleidigt den Polizeiminister, der ihn daran verhindert, seine hohe Bestimmung zu erfüllen. Dessenungeachtet treibt er von Zeit zu Zeit Poesie und Malerei. Macht man sich über den Gegenstand seines Deliriums lustig, so wird er zornig, oder zieht sich schnell zurück, ohne ein Wort zu reden.

M. schläft wenig, leidet an Verstopfung, isst manchmal nichts als Brot, da er glaubt, dass man Gift in die andern Speisen thue. Ich verordne abführende Mittel, warme Bäder, Blutegel am After, häufige und freunschaftliche Unterhaltung, häufige Bewegung im Freien, aber Alles vergeblich. Nach einigen Monaten rathe ich eine längere Reise nach Deutschland an, die aber auch ohne allen Erfolg blieb.

Ich will hier nur bemerken, dass der in Rede stehende Kranke anfänglich hypochondrisch, später melancholisch war, und erst in Monomanie verfiel, nachdem er einen Brief aus einem Journal gelesen hatte. Dieser Brief genügte, um in einem Kranken die unzerstörbare Ueberzeugung hervorzurufen, dass er der Dauphin sei. Mit welcher Ueberzeugung der Kranke dieses glaubte, und wie er diese allen Uebrigen beizubringen suchte, geht am besten aus seinen eignen hier folgenden Worten hervor:

«Mein sogenannter Vater war in den Tuilerien angestellt. (Dies ist wahr). In meinem 8ten Jahre am 10ten August rettete

mich mein sogenannter Vater aus dem Tumult, liess mich über die Brücke Pont tournant gehen, brachte mich in ein Hôtel der Rue royale, und liess mich dort erziehen. Als Napoleon Kaiser wurde, nahm man mir auf seinen Befehl ein Siegel, welches das der Bourbonen war, und welches mir am 10ten August vor meinem Austritt aus den Tuilerien gegeben worden ist. Im Jahre 1814 ging Taleyrand zu Ludwig XVIII., um mich auf den Thron zu bringen, und es wurde in einer ziemlich langen Conferenz entschieden, dass ich geopfert werden und Ludwig XVIII. weiter regieren solle, um nicht die öffentliche Ruhe zu stören. Man kann mich wohl nicht verläugnen, man kann mich wohl nicht verkennen, denn ich sehe ja Ludwig XVI. sprechend ähnlich.»

Die folgende Beobachtung zeigt uns einen Monomaniacus, der durch eingebildete Schrecken, die ihn zur Wuth hinreissen, gequält wird, und dessen Zustand in Monomanie aus Stolz oder Eitelkeit übergeht. Während seines ganzen Lebens war der Kranke eitel und furchtsam.

A., 30 Jahr alt, von sehr lebhaftem Character, war stets sehr heiter, und hatte von der frühesten Jugend an immer seinen Willen gehabt. Er war sehr ehrgeizig, und wollte immer gern für eine ausgezeichnete Person gelten. Er liebt sehr die heftigen Bewegungen, wie die Jagd und Waffenübungen, und ist unglücklich, wenn er nicht grossen Luxus machen kann.

Von seiner Geburt bis zum 5ten Jahre litt er an Convulsionen, in seinem 6ten Jahre an einer acuten Gehirnentzündung, die nach 10 Tagen geheilt wurde. In seinem 12ten Jahre zeigte sich ein Leistenbruch, später litt er an Halsbräune, wozu sich Delirium gesellte. Während seiner Kinderjahre war er häufig dem Schrecke ausgesetzt, da er damals gerade in der Vendée lebte. Seit dieser Zeit wurde er häufig aufs fürchterlichste erschreckt, jedoch ward seine Constitution zur Zeit der Pubertät kräftiger.

Nachdem A. lange Zeit eifrig und besonders auch des Nachts studirt hatte, glaubt er, dass man ihm sein Leben verkürzen wolle, und fühlt schon die traurigen Wirkungen des Giftes. Er fürchtet Alle, die sich ihm nähern, mit Ausnahme seiner Eltern, die zu demselben Schicksale, wie er, verdammt sind. Er glaubt mit Dolchen und Pistolen Bewaffnete zu sehen, die ihn tödten wollen. Manchmal fängt er an heftig zu lachen, und wenn man ihn nach der Ursache fragt, so antwortet er, dass er Stimmen höre, die ihn zum Lachen bewegen. Er fürchtet, dass man ihn für einen Narren hält, denn er hört jeden Augenblick, wie die Stimmen um ihn «Narr! Narr!» ausrufen, und er fragt seine Eltern oft, ob seine Augen nicht stier und verwirrt sind. Eines Tages war er in einem Gasthofe zu D., wo er sich einen Barbier bestellt hatte, der ihn rasiren sollte. Dieser bückt sich, um etwas aufzuheben,

A. hält ihn für einen Räuber, zieht die Pistole, und schiesst ihm durch den Arm. In Folge dieses Wuthanfalles nimmt A. fünf Tage keine Nahrung zu sich, und legt sich nicht zu Bette. Nach dieser Zeit kehrt der Schlaf wieder, und der Kranke ist, obgleich er noch immer Furcht hat, dennoch ruhiger und verständiger.

Jetzt wird er meiner Behandlung anvertraut. Das Gesicht des Kranken ist sehr bewegt und belebt, sein Gang ist stolz, hochmüthig. In den ersten Tagen will er gar nichts essen, nicht erlauben, dass man ihn rasire; er schläft nicht, und ist ungeachtet der lange fortgesetzten warmen Bäder sehr verstopft.

A. behauptet, wegen seines Talents der erste Mensch der Welt zu sein, dass man deshalb Anschläge auf sein Leben mache, weil man fürchtet, dass er das Weltall beherrschen will. Er ist Apollo und Caesar, und verlangt, dass alle Welt ihm gehorchen solle; er ist in Verzweiflung, dass man die höchste Vernunft mit der Narrheit verwechselt, und schreibt deshalb an alle Männer, die eine hohe Stellung in der Welt einnehmen und selbst an den König. Jeden Augenblick erwartet er die Befehle, die ihn in Freiheit setzen sollen, und droht mir mit allen Strafen, sobald er frei sein wird. Er antwortet mit Unwillen auf alle Fragen, die man an ihn richtet, und sehr oft antwortet er gar nicht.

Es war nicht möglich, diesen Kranken zu überzeugen, dass er das Spielwerk seiner verirrten Einbildungskraft sei, und dass sein Zustand der Hülfe des Arztes bedürfe. Man will, sagte er, mir den Kopf mit Arzneimitteln verdrehen, aber mein Kopf ist sehr stark, und es wird nicht gelingen.

Mit Güte setzt man gar nichts bei ihm durch; will man irgend etwas anwenden, so muss man zum Zwange seine Zuflucht nehmen. Manche Augenblicke ist der Kranke ruhig, liebenswürdig, unterhält sich angenehm, und man bemerkt nicht die geringste Störung. Die Functionen des organischen Lebens sind nicht im geringsten gestört.

H..., 45 Jahr alt, war unverheirathet, Advokat, von mittlerer Statur, einem cholerisch-sanguinischen Temperamente, hatte eine gute Constitution und einen ausgezeichnet grossen Kopf. Seine Haare sind schwarz, seine Augen lebhaft, der Teint schwarzbraun. H. hat immer einen regelmässigen Lebenswandel geführt, und seinen Geschäften immer ordentlich und rechtlich vorgestanden. Er hatte einige Zeit auf Guadeloupe gewohnt, war vor einem Jahre krank geworden, indem er gegen das Klima und gegen Unglücksfälle zu kämpfen gehabt hatte, war nach Paris zurückgeschickt worden, und kam am 20sten November 1832 nach Charenton.

In den ersten Monaten seines Aufenthalts in diesem Hause zeigte sich H. ruhig, heiter; er ging im Garten spazieren, las viel

und sprach verständig. Man hätte ihn für geistig gesund gehalten, wenn sein Delirium nicht von Zeit zu Zeit das Gegentheil verrathen hätte. Er sagte, dass er der Sohn Ludwigs XVI. sei, und dass man ihn eines Staatszweckes wegen habe vergiften wollen. Nach einigen Monaten trat das Delirium häufiger ein, und jetzt steigt es bis zur Raserei. H. ist ein König, und als solcher befiehlt er und will, dass man ihm gehorche. Die, welche ihn umgeben, sind seine Sklaven; er hat das Recht über ihr Leben und über ihren Tod zu entscheiden. Wehe dem, der mit ihm spricht, ohne seine königliche Macht anzuerkennen; der Zweifel daran ist ein Majestätsverbrechen. Die Diener wissen sehr gut die Vorsichtsmaassregeln, die sie anwenden müssen, um zu ihm zu kommen. Mehrere Male, wenn ich versuchte, seinen Irrthum zu widerlegen, haben seine Drohungen, seine Heftigkeit mir gezeigt, dass ich auf meiner Hut sein müsse. Alles ist an diesem Kranken seiner Ueberzeugung angemessen: er trägt den Kopf hoch, seine Stellung, sein Blick, der befehlende Ton seiner Stimme, seine Geberden drücken vollkommen seinen eitlen Wahn aus. Er schmückt sich nicht mit Ordensbändern, wie es die Monomaniaci, welche Könige zu sein glauben, thun, aber an den Wänden seiner Kammer, die er für ein Gefängniss hält, hat er Worte und Phrasen angeschrieben, die den geistigen Zustand dieses Kranken offenbaren. Ich lasse hier einige der auf der Wand gekritzelten Inschriften folgen:

Ich habe... Dienstag... Kanaillen von Franzosen..., ferner: tödtlichen Hass der französischen Nation — dem Volke, dem Ad... Von S. K. H. — Prinz von Bourbon, u. s. w. — Den 1sten April 1837: Sohn Ludwigs XVI. — König — darunter: Ich bin kein Mensch — aber ein Prinz — ein König — ein Monarch.

Dieser Hass gegen die Franzosen, diese Titel, welche H. mit Stolz proclamirt, machen den Inhalt aller seiner Briefe, aller seiner Schriften aus. H. wird gegen die Ungerechtigkeit aufgebracht, die ihn gefangen hält, ihn, der so gross, so mächtig ist. Er giebt vor, dass man sich seiner durch übernatürliche Mittel bemächtigt habe, welche die Spione, die Kanaillen von Franzosen, anwenden, indem sie auf seine Majestät Electricität ausströmen lassen, um sie zu vernichten. Manchmal stösst er die Nahrungsmittel zurück, indem er nicht so essen will, wie seine Bedienung, und verlangt, dass sie in der königlichen Küche bereitet werden. Seine Grösse, seine Macht erlauben ihm nicht, Jemanden anders als die Bourbons, die Ferdinands, die Nicolaus, u. s. w. zu Verwandten und Freunden zu haben.

Seit einigen Monaten ist seine physische Gesundheit geschwächt; der Kranke leidet an hartnäckigem Husten, schläft

wenig, magert allmälig ab, und seine Zunge ist schwer, sein Gedächtniss geschwächt. In seinen Schriften lässt er Buchstaben, Wörter aus; seine Worte, durch die er sein Delirium ausdrückt, sind weniger zusammenhängend, was man Alles in den ersten Jahren der Krankheit nicht beobachtete.

Die Monomaniaci leiden, wie die übrigen Geisteskranken, an Illusionen und Hallucinationen, und oft characterisiren nur diese ihr Delirium, und sind die Ursache der Verkehrtheit ihrer Neigungen und der Störung ihrer Handlungen. Die Monomaniaci haben wenig Neigung zu ihren Verwandten und Freunden, da sie durch Enthusiasmus, durch den religiösen oder politischen Fanatismus, durch erotische Leidenschaften beherrscht werden, oder durch ein eingebildetes Glück, dessen sie sich allein würdig glauben. Oft verachten sie die Personen, die sie früher am meisten liebten, oder bemitleiden sie wegen ihrer Armuth, oder weil sie ihr Glück nicht zu fassen und nicht daran Theil zu nehmen verstehen. Wie alle übrigen Geisteskranken vernachlässigen auch diese Kranken ihr Interesse, ihre Geschäfte.

Es giebt auch Geisteskranke, die in den strengsten Prinzipien erzogen wurden, die wegen der Klarheit ihres Urtheils, wegen der Reinheit ihrer Empfindungen, wegen der Sanftmuth ihres Characters ausgezeichnet sind, und die durch physische oder psychische Ursachen ihren Character, ihre Gewohnheiten und ihre Aufführung ändern, stürmisch, ungesellig werden, tadelnswerthe, manchmal gefährliche Handlungen begehen, die ihren Neigungen, ihrem Interesse entgegen sind. Die partielle Störung der Intelligenz verursacht diesen Wechsel und verändert die Empfindungen und Handlungen dieser Kranken.

So war jener Greis, der die Stimme eines Engels zu hören glaubte, welche ihm befahl, seinen Sohn nach dem Beispiele Abrahams zu opfern, und der diese That vollbrachte, ein Monomaniacus. Ich behandelte, sagt Pinell, ehemals im Bicêtre einen Geisteskranken, dessen Manie periodisch erschien, und dessen Anfälle sich regelmässig nach mehrmonatlicher Ruhe erneuten. Der Ausbruch der Anfälle kündigte sich durch eine brennende Hitze im Innern des Bauches, in der Brust und im Gesichte an; dann wurden die Backen roth, der Blick funkelnd, Venen und Arterien des Kopfes dehnten sich aus, dann trat Wuth ein, die ihn dazu zwang, ein Instrument oder eine Waffe zu ergreifen, und den ersten Besten, der ihm entgegen kam, zu morden. Hierbei fand ein innerer Kampf statt. Er hatte immerwährend den grössten Abscheu gegen diesen fürchterlichen Antrieb. Ausserdem war das Gedächtniss, die Verständniss, die Einbildungskraft, das Urtheil nicht gestört. Der Kranke gestand mir, dass seine Neigung durchaus gezwungen und unfreiwillig wäre, und dass seine Frau, unge-

achtet er sie zärtlich liebte, beinahe als Opfer gefallen wäre, wenn er nicht noch Zeit gehabt hätte, sie zu bitten, die Flucht zu ergreifen. In allen lichten Augenblicken drückte er seine Gewissensbisse aus, und hatte einen solchen Widerwillen gegen das Leben, dass er schon mehrere Male Versuche gemacht hatte, es sich zu nehmen.

Folgende Thatsache ist wegen der wechselseitigen Rückkehr der Aufregung und Ruhe von Interesse:

Frau v. R. war von starker Constitution, hatte ein sanguinisches Temperament, eine lebhafte Einbildungskraft, und während der Revolution vielfache Unglücksfälle und häuslichen Kummer erlitten. Da sie Wittwe geworden, und von einem grossen Vermögen nur einen kleinen Theil gerettet hatte, zog sie aufs Land, um ökonomischer zu leben, und um besser die Erziehung ihrer Kinder leiten zu können. Gegen das 50ste Jahr hörte die Periode auf, und Frau v. R. bringt den folgenden Winter in grosser Thätigkeit zu, ist sehr mit ihrem Interesse beschäftigt, besucht vielfach Gesellschaften, und macht sich überhaupt viel Bewegung. Im Frühling und während des Sommers ist Frau v. R. ruhig, faul, lebt ganz für sich allein, kümmert sich nicht um ihr Vermögen, und entscheidet sich zu nichts. In diesen beiden Zuständen, die sich abwechselnd mehrere Jahre erneuten, erfüllte Frau v. R. vollständig ihre Pflichten als Mutter, fehlte in nichts gegen die geselligen Pflichten, und man musste genau mit ihr umgehen, um den Unterschied ihres Wesens während des Winters und während des Sommers zu bemerken. Im 55sten Jahre ist Frau v. R. wegen der Abreise ihres Sohnes sehr betrübt; sie glaubt, dass das tiefste Unglück über Paris ausbrechen, und dass sie darunter mehr, als alle übrigen, leiden werde. Sie ist sehr aufgeregt, erzählt überall ihre Furcht, verliert ihren Schlaf. Da Blutcongestionen zum Kopfe statt fanden, so wurden, weil die Kranke sehr stark war und ein Aderlass nicht gut ausgeführt werden konnte, 30 Blutegel an die Füsse gesetzt. Die Blutegelstiche brachten ein Erysipelas an jedem Beine hervor, und hierdurch glaubte die Kranke, dass man sich vergifteter Blutegel bedient hätte, und dass sie sterben würde. Auf diese Furcht folgte ein Anfall von Manie, von welchem Frau v. R. aber bald geheilt wurde.

Im Jahre 1817 fand ein neuer Anfall statt, der ein Jahr lang anhielt. Drei Jahre lang schien nun die Kranke geheilt, als sie im Monat Septbr. des Jahres 1820, während sie ein Mittagsmahl gab, wobei Feuer in einer benachbarten Scheune ausbrach, sich von Flammen, Feinden und Soldaten umgeben glaubte. Am folgenden Morgen wurde sie nach Paris gebracht, und sah während des ganzen Weges von 100 Meilen nur Soldaten, die sich schlugen, und Flammen, die die Scheunen der Einwohner verzehrten.

Sie wird meiner Behandlung von Neuem anvertraut, ist in einem schrecklichen Delirium, und stösst ein immerwährendes Schrekkensgeschrei aus. Bäder mit kalten Uebergiessungen, Abführmittel stellen die Ruhe wieder her, aber das Delirium dauert fort. Frau v. R. spricht unaufhörlich, selbst während der Nacht; sie unterhält sich mit Prinzen, Königen, die ihre Voreltern sind. Die grössten Monarchen machen ihr Besuche; die berühmtesten Todte erscheinen ihr. Sie spricht mit ihnen mit Entzücken, macht ihnen Vorschläge, ertheilt ihnen guten Rath, und kündigt ihnen grosse Begebenheiten an. Frau v. R. benimmt sich stolz, proklamirt ihre Macht, Kraft, und befiehlt mit Hochmuth. Hundert Mal öffnet sie, so kalt es auch sein mag, bei Tage das Fenster, klagt die Winde an, oder rechtfertigt sie, und scheint Stimmen zu hören, die mit ihr sprechen. Der Winter vergeht in diesem aufgeregten Zustande, nichts desto weniger unterscheidet die Kranke die Sachen und Personen, und spricht folgerecht über jeden andern Gegenstand als über ihre Grösse, ihre Vorfahren und über die Gefahr, die sie durch ihre Feinde läuft.

Im Frühling wird Frau v. R. friedfertiger, und obgleich ihr eitles Delirium anhält, so ist sie doch weniger bewegt, geht weniger, spricht weniger, schläft besser, und unterhält sich mit dem Lesen von Journalen und Reisebeschreibungen. Nachdem acht Jahre so wechselseitig in Aufregung und Ruhe vergangen waren, ist Frau v. R. für gewöhnlich friedfertiger, spricht oft leise, manchmal mit Entzücken, stösst Klagen aus, oder lacht convulsivisch, und wird stets durch Hallucinationen des Gehörs aufgeregt. Ungeachtet die Ideen und Worte unzusammenhängend geworden waren, kennt die Kranke dennoch die äussern Gegenstände und liebt die Personen, die sie umgeben. Im 68sten Jahre hatte sie an Stärke sehr zugenommen, und litt an heftigen Blutcongestionen, die durch Blutegel am Halse beseitigt wurden. Während der Dauer dieser Congestionen, die wohl eine Stunde anhielten, sah die Kranke alle Gegenstände, die sie umgaben, und selbst die mit ihr sprechenden Personen in schwarzer Farbe. Seit dieser Zeit wurde der Leib immer stärker, jedoch war keine Fluctuation wahrzunehmen. Im 72sten Jahre war der Unterleib sehr stark, und beeinträchtigte die Respiration und den Gang der Kranken. Frau v. R. schlief oft während des Tages, hatte heftigen Durst, und litt abwechselnd an Verstopfung und Durchfall. Im 73sten Jahre nahm die Dyspnöe so zu, dass man für ihr Leben fürchtete, worauf man eine Punction machte, wodurch aus dem Bauche nur einige Unzen einer citronenfarbigen, gallertartigen Flüssigkeit herauskamen. Sechs Wochen nachher starb die Kranke.

Auch ist die Monomanie manchmal epidemisch, und man findet im Don Quixote die Beschreibnng einer merkwürdigen Mo-

nomanie, die in Folge der Kreuzzüge fast über ganz Europa herrschte.

Die Functionen der Assimilation scheinen gewöhnlich nicht gestört zu sein, jedoch haben die Monomaniaci einen harten, starken, entwickelten Puls, heftige Hitze der Haut; die Kranken essen viel, schlafen wenig, und ihr Schlaf ist bald durch schreckliche, bald durch angenehme Träume bewegt. Sie haben oft Schmerzen und Brennen in den Eingeweiden, und leiden meist an Verstopfung.

Die Ursachen der Monomanie sind dieselben, als die der übrigen Geisteskranken. Das sanguinische und das nervös-sanguinische Temperament, Individuen mit lebhafter, exaltirter Einbildungskraft, Individuen, die nur bestimmte oder einen Kreis von Ideen fassen können, oder die aus Eigenliebe, Eitelkeit, Stolz oder Ehrgeiz übermässige Wünsche, unausführbare Pläne hegen, sind mehr zu Monomanie disponirt, als die übrigen. Es ist bemerkenswerth, dass diese Individuen fast immer erkrankten, wenn sie in ihren kühnsten Hoffnungen getäuscht, vom Unglück heimgesucht, sich mit einer glücklichen Zukunft schmeichelten. So wird also ein wirklich glücklicher Mensch, der mässige Wünsche hat, und der durch irgend eine erregende Ursache geisteskrank wird, nicht in Monomanie verfallen, während ein Ehrgeiziger, Stolzer, oder ein Liebender, der in Unglück verfallen, oder der den Gegenstand seiner Liebe verloren, in Monomanie versinken wird. Es scheint, dass die Monomanie nur in übertriebenen Ideen, Wünschen, Illusionen für die Zukunft besteht, die sich diese Unglücklichen vor ihrer Krankheit machten.

Auch disponiren schwache Menschen, wenig entwickelte Intelligenz, der Mangel an Erziehung, oder die Fehler derselben gleichfalls zur Monomanie.

Die excitirenden Ursachen sind: die Fehler des Regimens, die heftigen Leidenschaften, und besonders die Unglücksfälle, oder gekränkte Eigenliebe und Ehrgeiz. Oft verfallen auch Individuen, die durch Eitelkeit und Ehrgeiz beherrscht werden, durch exaltirte religiöse Ideen, durch ascetische Grübeleien und durch das Lesen von Romanen in diese Krankheit.

Die Monomanie ist remittirend oder intermittirend; ihre Symptome nehmen besonders zur Zeit der Menstruation sehr zu. Manchmal geht ihr die Melancholie voran, und sie complicirt sich mit der Epilepsie, Hysterie, und sehr häufig mit Paralysis.

Der Verlauf der Monomanie ist heftig, schnell; sie endet zuweilen ganz unerwartet, und entscheidet sich wie die übrigen Geisteskrankheiten durch mehr oder minder merkliche Krisen. Nicht selten endet sie plötzlich, ohne bekannte Ursache, ohne wahrnehmbare Krisen, oder durch einen heftigen psychischen Eindruck.

Manchmal geht die Monomanie in Manie über, oder wechselt mit der Melancholie, oder sie artet auch, wenn sie lange dauert, in Verwirrtheit aus, oder es findet ein Zwischenzustand statt, der, wie ich glaube, noch nicht angedeutet worden ist.

Bei der acuten Monomanie hat der Kranke die ganze Integrität seiner Verständniss für Alles, was ausserhalb der Sphäre seines Deliriums liegt, und nimmt man an, dass die Grundidee richtig ist, so wird man gegen das Reden und Urtheilen des Kranken nichts haben können. Artet aber die Krankheit aus, so spricht der Monomaniacus in seiner Idee irre, und die Handlungen, die bis dahin strenge Folgerungen der herrschenden Ideen oder Neigungen waren, haben keine logische natürliche Verbindung mehr. Endlich bemerkt man auch, wie bei der Verwirrtheit, obgleich das Delirium sich auf einen einzelnen bestimmten Gegenstand erstreckt, dass die Ideen, Neigungen und Handlungen unzusammenhängend sind, wie es auch bei der Melancholie vorkommt.

Die Behandlung der Monomanie muss, wie die der übrigen Geisteskrankheiten, sich nach den praedisponirenden, excitirenden Ursachen und nach den physischen Störungen richten, und auch hier geben die psychischen Symptome wichtige Winke. Bei dieser Krankheit sind die Antispasmodica sehr nützlich, da sie einen hervorstechend nervösen Character hat. Man kann auch mit Vortheil zu den Mitteln seine Zuflucht nehmen, die uns die Hygieine darbietet, und hier einen glücklichern Erfolg, als bei den übrigen Geisteskrankheiten von der Anwendung der Leidenschaften zur Heilung erwarten. Man nehme zu Ueberraschungen, zu geistreich ausgedachten Widerwärtigkeiten, die den Umständen des Kranken angemessen sind, seine Zuflucht, und welche nur der erfahrene Arzt bestimmen kann.

§. 1.

Von der Erotomanie, erotischen Monomanie.

(Monomanie érotique)

Die Erotomanie ist weder jene Sehnsucht, die die Seele und das Herz desjenigen erfüllt, der zum ersten Mal das Bedürfniss zu lieben empfindet, noch jene süsse Träumerei, die so vielen Reiz für das Jünglingsalter hat, und die es bestimmt, die Einsamkeit aufzusuchen, um besser die Wonne einer Empfindung, die ihm bisher unbekannt war, geniessen zu können.

Die Erotomanie gehört der Medizin an, sie ist eine chronische Gehirnaffection, die sich durch eine ausserordentliche Liebe für einen bekannten oder unbekannten Gegenstand characterisirt.

Bei dieser Krankheit ist die Einbildungskraft verletzt, und das Urtheil irrig. Es ist eine Geisteskrankheit, bei der die verliebten Ideen fix und herrschend sind, ganz so wie bei der Theomanie oder der religiösen Melancholie die religiösen Ideen fix und herrschend sind.

Die Erotomanie unterscheidet sich wesentlich von der Nymphomanie und Satyriasis. Bei diesen entsteht das Leiden aus dem Geschlechtssysteme, dessen Reizung auf das Gehirn wirkt. Diese Krankheiten brechen durch eine physische Störung aus, wogegen die Erotomanie durch ein Spiel der Einbildungskraft entsteht. Die Erotomanie verhält sich zur Nymphomanie und Satyriasis wie die lebhaften, aber keuschen Neigungen des Herzens sich zur zügellosen Ausschweifung verhalten. Während die schmutzigsten Vorschläge, die schlechtesten, erniedrigendsten Handlungen die Nymphomanie und Satyriasis begleiten, wünscht, ja denkt nicht einmal der an Erotomanie Leidende an Gunstbezeugungen seines geliebten Gegenstandes, und manchmal bezieht sich seine Liebe selbst auf unbeseelte Wesen. Alkidias von Rhodus wurde von Liebe für die Statue des Cupido von Praxiteles ergriffen. Variola erzählt etwas Aehnliches von einem Einwohner zu Arles, der zu seiner Zeit lebte.

Bei der Erotomanie sind die Augen munter und belebt, der Blick ist leidenschaftlich, die Rede zart, die Handlungen ausdrucksvoll, und diese Kranken überschreiten nie die Grenzen der Schicklichkeit; sie vergessen sich in mancher Beziehung selbst, verehren den Gegenstand ihrer Liebe wie eine Gottheit, und oft im Geheimen, machen sich zu ihren Sklaven, führen ihre Befehle oft knechtisch aus, gehorchen ihren Launen, und gerathen oft in Entzückung von den oft eingebildeten Vorzügen. Sind sie von ihrem geliebten Gegenstande entfernt, so ist der Blick dieser Kranken niedergeschlagen; sie werden bleich, ihre Gesichtszüge verändern sich, sie verlieren Schlaf und Appetit, werden unruhig, träumerisch, hitzig, zornig, u. s. w. Die Rückkehr des geliebten Gegenstandes macht sie freudetrunken; das Glück, das sie empfinden, drückt sich auf ihrer ganzen Person und auf Allem, was sie umgiebt, aus, ihre Muskelthätigkeit wird vermehrt, hat aber etwas Krankhaftes; sie sprechen viel aber immer von ihrer Liebe. Während des Schlafes haben sie Träume, wobei sich ihnen Erscheinungen von Männern und Weibern zeigen.

Wie alle Monomaniaci sind auch die von Erotomanie ergriffenen Tag und Nacht von denselben Ideen und Empfindungen erfüllt, die um so ungeregelter sind, da sie durch die verschiedenartigsten Leidensehaften hervorgerufen werden. Die Furcht, die Hoffnung, die Eifersucht, die Freude, die Wuth treten alle nach und nach auf, um die Qual dieser Unglücklichen noch grösser zu machen; sie vernachlässigen, verlassen, ja sie fliehen ihre

Anverwandte und Freunde, verachten das Glück und die gesellschaftlichen Verhältnisse, und sind der ausserordentlichsten, schwierigsten, peinlichsten und sonderbarsten Dinge fähig.

Die folgende Beobachtung hat um so mehr Interesse, da es sich hierbei um eine Erotomanie ohne irgend eine Complication handelt.

Eine Dame, 32 Jahr alt, von schlankem Wuchse, kräftiger Constitution, die blaue Augen, weisse Haut, braune Haare hatte, war in einer Erziehungsanstalt erzogen worden, wo sich den jungen Personen, welche das Institut verliessen, die glänzendste Zukunft und das höchste Glück in der Ferne zeigte. Einige Zeit nach ihrer Verheirathung sieht Mad einen jungen Mann von höherem Stande, als ihr Mann ist, und verliebt sich sogleich in ihn, obgleich sie ihn nicht gesprochen hat. Sie fängt an, sich über ihre Lage zu beklagen, spricht von ihrem Manne mit Geringschätzung, murrt, dass sie mit ihm leben muss, und endlich fühlt sie Abneigung gegen ihn, so wie gegen ihre nahen Verwandten, die sich vergebens bemühen, sie von ihrer Verirrung zurück zu bringen. Das Uebel vermehrt sich; man muss Mad... von ihrem Manne trennen. Sie geht zu ihrer Familie, spricht unaufhörlich von dem Gegenstande ihrer Leidenschaft, wird empfindlich, eigensinnig, zornig; zugleich leidet sie an Nervenübeln. Sie entwischt ihren Verwandten, um ihm nachzulaufen, sie sieht ihn überall, und ruft ihn durch ihre verliebten Gesänge; er ist der schönste, der grösste, der geistreichste, der liebenswürdigste, der vollkommenste unter allen Männern; auch hat sie nie einen andern Mann gehabt. Er lebt in ihrem Herzen, leitet alle Bewegungen desselben, ordnet ihre Gedanken, bestimmt ihre Handlungen, belebt und verschönert ihre Existenz. Zuweilen überrascht man sie in einer Art von Extase, Entzückung; dann ist sie unbeweglich, der Blick stier und ein Lächeln schwebt auf ihren Lippen. Mad... schreibt häufig Briefe, Verse, die sie mehrere Male sorgfältig copirt. Eben so wie ihre Schriften die heftigste Leidenschaft ausdrücken, eben so sind sie auch ein Muster des sittlichen Gefühls. Wenn sie spazieren geht, so geht sie mit Lebhaftigkeit, zerstreut wie eine sehr beschäftigte Person, oder sie geht langsam und stolz einher, vermeidet jede Begegnung mit Menschen, die ihr zuwider sind, und die sie weit unter ihren Geliebten stellt. Indess ist sie gegen die Zeichen der Theilnahme nicht immer gleichgültig, doch beleidigt sie jeder unschickliche und unüberlegte Ausdruck. Auf die Bitten, die man an sie richtet, entgegnet sie den Namen, das Verdienst und die Vorzüge desjenigen, den sie anbetet. Während des Tages und der Nacht spricht sie oft allein, und zwar bald laut, bald leise. Bald ist sie heiter, lacht laut auf, bald ist sie melancholisch und weint, bald ist sie ärgerlich bei ihrer einsamen Unterhaltung. Macht man

sie auf ihre Geschwätzigkeit aufmerksam, so versichert sie, dass sie zum Sprechen gezwungen sei. Meist ist es ihr Geliebter, der sich durch ihr nur bekannte Mittel mit ihr unterhält, und manchmal glaubt sie, dass Eifersüchtige ihr Glück stören wollen, ihre Unterhaltungen belauschen, worauf sie ärgerlich wird, und Schläge austheilt, ja ich sah sie sogar in Wuth gerathen, da man sie, wie sie sagte, geschlagen hatte. Unter andern Umständen ist das Gesicht geröthet, die Augen sind funkelnd, die Kranke ist heftig, schreit, und kennt ihre Umgebung nicht, ist wüthend, und stösst die drohendsten Beleidigungen aus. Dieser Zustand dauert gewöhnlich zwei oder drei Tage, worauf sie dann über heftige Schmerzen im Epigastrium und am Herzen klagt. Diese Schmerzen concentriren sich in der Gegend der Herzgrube, werden durch ihre Verwandten, Freunde verursacht, obgleich sie mehrere Stunden entfernt sind, und könnten ohne die Macht des Geliebten nicht ertragen werden. Redet man sie mit Energie an, so wird sie bleich, zittert, es fliessen Thränen, und der Paroxismus ist beendet.

Diese Dame, die in jeder andern Beziehung ganz verständig ist, arbeitet ruhig, bewahrt die sie umgebenden Gegenstände gut auf, lässt dem Verdienste ihres Mannes Gerechtigkeit widerfahren, schätzt die Liebe ihrer Verwandten, aber kann den erstern nicht sehen, und mit den letzteren nicht leben. Ihre monatliche Periode ist regelmässig und stark. Bisweilen treten die Paroxismen des Zornes zu dieser Zeit ein, jedoch nicht immer. Sie isst nach Laune, und ihre Verrichtungen und ihre Sprache ist ihrer delirirenden Leidenschaft untergeordnet. Sie schläft wenig und ihr Schlaf wird durch Träume und Alpdrücken gestört. Oft hat sie lang anhaltende Schlaflosigkeit, und dann geht sie umher, spricht allein, oder singt. Dieser Zustand dauerte bereits mehrere Jahre, als die Kranke meiner Behandlung anvertraut wurde. Eine einjährige methodische Behandlung, die Isolirung, warme und kalte Bäder, die Douche, die antispasmodischen Mittel, innerlich und äusserlich angewandt, vermochten gar nichts bei dieser interessanten Kranken.

M..., 36 Jahr alt, war nervös, hatte einen melancholischen Character, und war von kleiner Statur. Seine Haare sind schwarz, und seine Physiognomie hat wenig Angenehmes. Im Süden geboren, bekleidete M. eine Stelle in einem Bureau zu Bayonne; als er in Toulouse war, hatte er wegen einer Frau Streit, von der er geliebt zu sein glaubte. Er erhält Urlaub, und kommt nach Paris, um um Beförderung anzuhalten. Er geht ins Theater, verliebt sich in eine der schönsten Schauspielerinnen des Feydeau, und glaubt sich wieder geliebt. Seit der Zeit macht er alle möglichen Versuche, um bis zu seinem geliebten Gegenstande zu ge-

langen. Er geht zu dieser Dame, verlässt die Thüre, durch welche die Schauspieler ins Theater eintreten, nicht, indem er hofft mit ihnen eindringen, oder von der, die er anbetet, im Vorbeigehen einen Blick erhaschen zu können. Die Schauspieler, der Mann der Actrice behandeln diesen Unglücklichen schimpflich, sie stossen ihn zurück, beleidigen und misshandeln ihn. Jedesmal wenn Mad.. spielt, geht M. ins Theater, nimmt der Bühne gegenüber Platz, und erscheint die Schauspielerin, so zeigt er ein weisses Schnupftuch, um sich bemerkbar zu machen. Sein Gesicht ist alsdann geröthet, die Augen sind roth und glänzend; er giebt vor, die Schauspielerin erkenne ihn, und bezeige ihm ihre Zufriedenheit durch ihr Mienenspiel, durch den Ton ihrer Stimme und durch den leidenschaftlichen Ausdruck ihres Gesanges. Im schlechtesten Wetter stellt sich M. an das Geländer, welches der Thüre des Hauses, das Mad. bewohnt, sich gegenüber befindet. Er folgt ihr auf den Spaziergängen; fährt sie aufs Land, so verfolgt er den Wagen zu Fuss. Eines Tages wird er in den Tuilerien festgehalten, weil er mit seinem Stocke das Kleid der Dame aufgehoben hatte. Zuweilen, und sogar des Nachts, nimmt er einen Fiacre, stellt sich dem Hause der Mad... gegenüber hin, besteigt das Verdeck des Wagens, indem er den geliebten Gegenstand durchs Fenster zu sehen hofft. Ungeachtet der Beleidigungen, der Schläge, die dieser Unglückliche im Theater und auf der Strasse bekommt, ungeachtet der schlechten Behandlung aller Art kann doch nichts seine Illusionen zerstören. Die Geringschätzung, die Weigerung ihn zu sprechen, sind Vorsichtsmaassregeln, welche die junge Schauspielerin nimmt, um ihre Liebe zu verbergen. Wird er halb todt geschlagen, so geschieht dies auf Anstiften seiner Nebenbuhler, die eifersüchtig sind. Nach einem sehr heftigen Streit mit dem Manne dieser Dame, die der Unsinnige für unverheirathet hält, wird er in eine Krankenanstalt gebracht, wo ich aufgefordert wurde, über seinen geistigen Zustand einen Bericht zu machen. Es war nicht schwer, das erotische Delirium zu erkennen; über jeden andern Gegenstand urtheilte der Kranke sehr richtig, seine Haltung war gewählt und seine Unterhaltung folgerecht. Ich stellte ihm vor, dass er Gefahr laufe seine Stelle zu verlieren, wenn er nicht sogleich nach Bayonne abreise... «Mein Urlaub ist noch nicht abgelaufen«, sagte er zu mir: — Aber, fragte ich weiter, wie können sie ins Theater gehen, da Sie nur 900 Franken Einkünfte haben? — «Ich gebe nichts weiter aus, mein Unterhalt kostet mir beinahe nichts, ins Theater gehe ich nur, wenn Mademoiselle spielt, und dazu verwende ich alles Ersparte « — Wie können Sie wohl glauben, dass Sie *geliebt* werden. Sie haben nichts Verführerisches, besonders für

eine Schauspielerin, ihre Figur ist nicht hübsch, Sie haben keinen ausgezeichneten Rang in der Welt, und sind ohne Vermögen. — »Das ist Alles wahr, aber die Liebe vernünftelt nicht, und man hat mir zu gut gezeigt, dass ich geliebt werde, als dass ich daran zweifeln könnte.« Als ich einige Wochen später den Kranken wieder sah, versicherte er mir, dass Mademoiselle im Hause wohne, dass er sie höre, dass sie aber durch die Eifersucht verhindert werde, mit ihm zu sprechen.

Die Erotomanie zeigt sich nicht immer mit demselben Symptomen, die wir früher angaben; manchmal ist sie um so heftiger, je weniger es ihre Aussenseite zu sein scheint. Dann sprechen die Kranken nicht irre, aber sie sind traurig, melancholisch, düster, schweigsam, essen nicht, magern schnell ab, und bekommen das Fieber, welches Lorry das erotische Fieber nennt, und welches einen mehr oder minder acuten Verlauf oder einen mehr oder minder unglücklichen Ausgang hat. Dieser Zustand kann leicht mit der Bleichsucht verwechselt werden, doch kann man bald den Irrthum erkennen, wenn man nur alle vorhergehenden Umstände zusammenfasst, und ferner wird der Arzt leicht bemerken, dass das Gesicht der Kranken Leben bekommt und sich färbt, dass der Puls frequent, stark wird, wenn die Kranke den geliebten Gegenstand sieht, oder nur den Namen desselben aussprechen hört.

Ein junges Mädchen wurde ohne offenbare körperliche Krankheit und ohne bekannte Ursache traurig, träumerisch. Ihr Gesicht wurde blass, ihre Augen sanken ein, und sie weinte unwillkürlich. Die Kranke fühlt sich sehr matt, seufzt, ächzt, kann durch nichts zerstreut, beschäftigt werden, da sie alles langweilt. Sie vermeidet ihre Eltern und Freunde, spricht nicht, antwortet nicht, isst wenig, schläft nicht oder unruhig, und magert hierbei sehr ab. Ihre Eltern glaubten sie durch eine Heirath aus diesem beunruhigenden Zustande zu bringen. Anfangs nahm sie mit Gleichgültigkeit die verschiedenen Partien, die man ihr vorschlug, an, doch bald nachher wies sie sie alle hartnäckig von sich. Das Uebel nimmt immer mehr und mehr zu, und es bricht Fieber aus; der Puls wird unregelmässig, ungleich und bisweilen langsam. Jetzt bemerkt man einige convulsivische Bewegungen, einige sich widersprechende Ideen, vorzüglich aber seltsame und sonderbare Handlungen; endlich aber trat Marasmus ein, und die Kranke starb. Das Grab bedeckt ihr Geheimniss. Schaam, irrige religiöse Ansichten, die Furcht, ihren Eltern zu missfallen, hatten sie dazu bestimmt, die Verirrungen ihres Herzens und die wahre Ursache ihrer Krankheit zu verbergen. — Jonadab liess sich nicht durch die Traurigkeit, das Schmachten und Hinwelken des Amnon, des zweiten Sohnes Davids täuschen, der sich in seine Schwester Thamar verliebt hatte. — Hippocrates entdeckte die

Liebe des Perdicax zur Phyle, der Concubine seines Vaters, durch welche Liebe er ein hectisches Fieber bekam. — Plutarch erzählt, dass Erasistratus durch den Puls, durch die Röthe des Gesichts Antiochus Soter Liebe zur Stratonice, seiner Stiefmutter, erkannte. — Galen urtheilte eben so bestimmt über den Zustand des Justus, der in die Seiltänzerin Pylades verliebt war. Ferrand*) sagt, dass er die Krankheit eines jungen Menschen durch die Färbung des Gesichtes, durch die Beschleunigung des Pulses erkannt habe, da er dieses gerade wahrnahm, als ein junges Mädchen Licht ins Zimmer brachte.

Diese Varietät der Erotomanie ist nicht selten. Es giebt wenige Aerzte, die nicht Gelegenheit gehabt hätten, sie zu beobachten, und das gewöhnliche Mittel dagegen vorzuschlagen, welches, wenn die Krankheit einen sehr acuten Gang hat, meist zu spät kommt.

Ein Mädchen aus Lyon verliebt sich in einen ihrer Verwandten, mit dem sie auch versprochen wurde. Umstände setzten sich der Erfüllung der Versprechungen der beiden Liebenden entgegen, und der Vater forderte die Entfernung des jungen Mannes. Kaum war dieser abgereist, so verfällt das Mädchen in tiefe Traurigkeit, spricht nicht, bleibt im Bette liegen, weigert sich zu essen, und stösst alle Rathschläge, alle Bitten, alle Tröstungen ihrer Eltern und Freunde zurück. Nachdem man vergeblich versucht hatte, ihren Entschluss zu überwinden, ruft man ihren Geliebten wieder zurück. Aber es war zu spät. — Sie starb am sechsten Tage in seinen Armen. Ich wurde auch von der Schnelligkeit des Verlaufs dieser Krankheit bei einer Frau überrascht, die am siebenten Tage starb, nachdem sie sich von der Gleichgültigkeit ihres Mannes gegen sie fest überzeugt hatte.

Wenn die Erotomanie auch nicht immer so schnell und so unglücklich endet, so zeigt sie doch alle Spuren der heftigsten Leidenschaften, deren äusserster Punkt sie zu sein scheint, und ähnelt der Manie mit Wuth. Auch führt sie durch die Verzweiflung, den geliebten Gegenstand nicht erhalten zu können, zum Selbstmorde. Die Sappho stürzte sich von den nachher so berühmt gewordenen Leucaden hinunter, und die Alten schickten die Liebenden, die ihre Leidenschaften nicht ertragen oder besiegen konnten, nach den Leucaden. Die Heilungen, die man dem Sprunge von demselben beimass, beweisen, dass die Alten die Erotomanie als eine wahre Nervenaffection betrachteten, die durch eine heftige psychische Erschütterung geheilt werden könne.

Die durch die Alten gesammelten Thatsachen und die Beispiele neuerer Zeit beweisen, dass der Selbstmord oft ein Ausgang der Erotomanie ist. Die erotische Melancholie complicirt sich oft

*) *De la maladie d'amour ou mélancholie érotique. Paris.* 1823.

mit der Manie, die ihr auch manchmal vorangeht, was folgende Beobachtungen beweisen.

Ein junger Mann von 23 Jahren verliebt sich in ein junges Mädchen, und concentrirte und nährte seine Leidenschaft ein ganzes Jahr hindurch. Eines Tages, nachdem er mit ihr getanzt hatte, bekam er Convulsionen, die sich drei Tage lang erneuerten, und bei deren Remissionen Delirium eintrat. Als die Convulsionen aufgehört hatten, verfiel er in Manie, wurde heftig, aufgeregt, zornig u. s. w., indem er immer zu entfliehen suchte. Nach zwei Monaten wird der Kranke meiner Behandlung anvertraut. Obgleich sein Delirium allgemein, seine Aufregung sehr gross war, so kritzelte er doch auf das Pflaster, an die Wände den Namen derjenigen, die alle seine Gedanken beherrschte, und ging unaufhörlich umher, in der Hoffnung sie zu finden. Im sechsten Monate der Krankheit bekam er ein Fieber, welches der erotischen Manie ein Ende machte.

Magdalena kommt im 15ten Jahre aus einem Findelhause zu einer Bauersfrau, die sie als Tochter adoptirt, weil sie ihren einzigen Sohn, der in der Armee stand, für todt hielt. Zwei Jahre darauf kommt der Sohn an, und bald gefällt Magdalene, die ein angenehmes Aeussere und einen fröhlichen Character hatte, dem Johann Peter. Sie ihrerseits liebt ihn auch von ganzem Herzen, sie bewilligt ihm Gunstbezeugungen, weil sie undankbar zu sein glaubte, wenn sie dem Sohne ihrer Adoptivmutter etwas abschlüge. Drei Jahre vergehen in diesem zärtlichen Verhältniss und in der Hoffnung den Johann Peter zu heirathen, aber dieser wird der Magdalene überdrüssig, und verheirathet sich mit einer andern. Das arme Mädchen war hierdurch in Verzweiflung, verlor ihren Verstand, lief auf den Feldern umher, und stürzte sich in einen Fluss, aus dem sie gezogen und nach dem Hôtel-Dieu geschickt würde, von wo man sie nach sechs Wochen in den ersten Tagen des Septbr. nach der Salpetrière brachte. Während des ersten Jahres ihres Aufenthalts im Hospital litt sie an Erotomanie mit Wuth, die sich auf ihre Gefährtinnen und auf sich selbst erstreckte. Auf diesen Zustand folgte Monomanie, deren einziger Gegenstand Peter war, welchen sie ungeachtet seiner Untreue liebte. Zur Zeit der Periode war die Kranke sehr aufgeregt, reizbar, zornig; sie fragte dann oft nach Peter, rief unaufhörlich seinen Namen, und sagte, dass man Niemand mit ihm vergleichen könne. Die Ruhe, die in einer stillen Traurigkeit besteht, tritt dann ein, wenn die Menstruation zu fliessen aufgehört hat. Für gewöhnlich ist Magdalene träumerisch und schweigsam, und stets mit ihrem untreuen Geliebten beschäftigt. Sie singt, lacht, ist manchmal sehr heiter, weint in andern Augenblicken. Spricht man mit ihr von andern jungen Leuten, so verabscheut sie die-

selben, sagt, dass sie immer Peter lieben werde, dass man stets lieben müsse, wenn man einmal geliebt habe.

Eine Dame von 80 Jahren, die in ihrer Jugend in der grossen Welt gelebt, hatte jetzt nur ein mässiges Vermögen, lebte auf dem Lande, und war ungeachtet ihres hohen Alters sehr gesund. In Folge der Begebenheiten von 1830 verfällt diese Dame in Erotomanie. Ein junger Mann, der zu dieser Zeit eine grosse Rolle gespielt hatte, ist der Gegenstand ihrer Liebe. Sie glaubt sich von ihm wieder geliebt, versichert, dass ihre Menstruation wieder erschienen sei, macht vielfach Toilette, erwartet ihren Geliebten zum Rendezvous, lässt Speisen bereiten, die sie selbst aufs Feld bringt, da sie überzeugt ist, dass der Gegenstand ihrer Liebe sie abholen wird. Sie hört, wie er mit ihr spricht, sie antwortet ihm, sieht ihn, sucht ihn überall. Nach einigen Monaten ist das Gehirn dieser Kranken allmälig geschwächt, und sie verfällt ein Jahr nach dem Ausbruch der Krankheit in Verwirrtheit. Sie spricht allein und ganz leise vor sich her, und spricht oft den Namen des Gegenstandes ihrer Liebe aus.

Frau v. L., von nervös-sanguinischem Temperamente, hatte eine sehr lebhafte Einbildungskraft. Sie war nach philosophischen Prinzipien erzogen, hatte einen entschiedenen Geschmack für medizinische Bücher und Romane, und war, obgleich sehr nervös und reizbar, dennoch ganz gesund. Durch die Revolution, bei welcher ihr Mann auf dem Schaffot starb, verfiel sie ins tiefste Elend, und war gezwungen, ein Etablissement zu errichten, um sich und einen Sohn zu erhalten. Frau v. L. nimmt einen 23-jährigen Studenten der Medizin bei sich auf. Anfangs ist sie nur wohlwollend gegen diesen jungen Mann, aber bald hat sie vielfache Sorgfalt und übertriebene Zärtlichkeit gegen ihn. Später verrathen aber ihre Schritte, ihre Sprache, ihre Aufregung, ihre Ungeduld, Heiterkeit, Traurigkeit, Thränen, Ausgaben, die geistige Störung dieser Dame, die damals 64 Jahr alt war. Dieser junge Mann ist unaufhörlich der Gegenstand ihres Lobes, welches er wenig verdient. Sie beschäftigt sich mit seiner Zukunft, mit seinem Glücke, seinem Unglücke mehr, als mit ihren eigenen Geschäften. Die Gleichgültigkeit des jungen Mannes, die Rathschläge von Freunden, die Spöttereien der Hausbewohner, nichts kann diese Frau wieder zur Vernunft zurückführen, die aber ausserdem ganz gut ihre Stellung in der Welt vertritt, und mit Geist und Schicklichkeit ihrem Hause vorsteht. Aber sie schläft nicht, isst kaum, und verkümmert immer mehr. Nach zwei Jahren verlässt der Student das Haus, aber dessenungeachtet liebt sie ihn doch. Sie bleibt mehrere Monate sehr traurig, verfällt endlich ins tiefste Unglück, und stirbt nach 8 Monaten am Krebs des Uterus.

Diese Beobachtung ist insofern merkwürdig, als diese Frau

im 64sten Jahre, wo die Erotomanie ausbrach, noch 2 Jahre lang ganz regelmässig menstruirt war, und dass die Menstruation erst durch den Kummer, den die Abreise des Studenten bewirkte, aufhörte. Entstand der Krebs des Uterus nun dadurch, weil die Menstruation so spät aufhörte, oder war die nervöse Reizung des Uterus, die so oft organischen Störungen vorangeht, die erste Ursache der Erotomanie dieser Kranken?

Wenn auch die Erotomanie häufiger bei reichen Personen und bei Städtern ist, deren Erziehungs- und Lebensart die Einbildungskraft exaltiren, so verschont sie doch auch nicht die Armen und die Landleute. Wenn man auch diese Krankheit häufiger bei jungen Leuten findet, so beweisen doch die vorhergehenden Beobachtungen, dass auch Personen im vorgerücktern Alter von derselben befallen werden.

Die Erotomanie artet, wie alle Arten der Monomanie aus; das Delirium erstreckt sich dann auf eine grössere Anzahl von Gegenständen, oder es tritt allgemeines Delirium ein, oder sie geht durchs fortschreitende Alter in Verwirrtheit über, wo man dann noch die ersten Elemente der intellectuellen und moralischen Störungen, die den Anfang der Krankheit characterisirten, findet. Ich beobachtete dies häufig bei Frauen in der Salpetrière und in Charenton, die anfänglich an chronischer Erotomanie litten, und die sich jetzt in einem Zustande von unheilbarer Verwirrtheit befinden.

Man kann die Erotomanie nicht mit der hysterischen Manie verwechseln, wo sich die verliebten Ideen auf alle Gegenstände, die das Nervensystem reizen, erstrecken, während bei der erotischen Monomanie sie fix und auf einen einzigen Gegenstand concentrirt sind.

Die Erotomanie ist bei allen Völkern bekannt. Die Alten, welche die Liebe als Gottheit betrachteten, hielten diese Krankheit für eine Rache des Cupido und seiner Mutter. Galen beschuldigt die Liebe, dass sie die Ursache der grössten physischen und psychischen Störungen sei. Die Philosophen, die Dichter haben diese Störungen beschrieben, und die Aerzte sie zu allen Zeiten bezeichnet. Das erotische Delirium verschont Niemanden, weder den Weisen, noch den Narren. Aristoteles streut aus Liebe zu seiner Frau Weihrauch. Lucretia, die durch einen Liebestrank verliebt geworden, tödtet sich. Tasso seufzt über seine Liebe und Verzweiflung 14 Jahre lang. Cervantes hat die wahrste Beschreibung dieser Krankheit gegeben, die, zu seiner Zeit fast epidemisch herrschte, und durch die chevaleresken Sitten des 16ten Jahrhunderts modificirt wurde. Bei Heloise und Abälard verschwisterte sich die Erotomanie mit den herrschenden religiösen Ideen, während sie in der Ninon mit schwächern Farben und in

Uebereinstimmung mit der Erschlaffung der modernen Sitten bezeichnet ist.

Die Ursachen der Erotomanie sind dieselben, wie die der Monomanie im Allgemeinen. Sie ergreift meist junge, reizbare Subjecte, die ein unbeschäftigtes Leben führen, ihre Einbildungskraft durch das Lesen von Romanen erhitzen, und die eine weiche weibische Erziehung empfangen haben. Die Onanie, die die Reizbarkeit des Nervensystems erhöht, und die Enthaltsamkeit, die eine zu energische Thätigkeit hervorruft, praedisponiren gleichfalls zur Erotomanie.

Welches ist der Sitz dieser Krankheit? Wir haben es schon gesagt, er ist im Kopfe. Fragt man uns nun, ist das grosse oder kleine Gehirn afficirt, so wollen wir es nur ganz ruhig eingestehen, dass wir es nicht wissen, und es genügt uns, bemerklich gemacht zu haben, dass diese Krankheit eine wahrhafte Veränderung der Sensibilität und des Denkvermögens ist, um hieraus zu schliessen, dass das Gehirn gestört ist.

Da die Erotomanie eine wirkliche Gehirnkrankheit ist, so muss sie wie die übrigen Gehirnaffectionen behandelt werden. Wenn die verliebten Ideen die Functionen der Ernährung des Kranken stören und das Leben desselben bedrohen, so ist die Heirath fast das einzige wirksame Mittel, denn es geht hier wie mit dem Heimweh; die Kranken können nur durch die Erfüllung ihrer Wünsche geheilt werden. Wenn das erotische Fieber sich zeigt, wenn ausserordentliche Traurigkeit eintritt, und wenn die Ursache des Hinwelkens verborgen ist, so muss man grosse List und Geschicklichkeit anwenden, um die Ursache der Krankheit zu entdecken; denn ist diese einmal bekannt, so hat man auch schon einen grossen Schritt zur Heilung gethan. Bleibt übrigens noch irgend ein Weg zum Herzen des Kranken offen, so benutze man diesen, und bringe eine Person in die Nähe desselben, die durch ihre Eigenschaften und ihre Theilnahme die Eindrücke, welche der geliebte Gegenstand zurückgelassen hat, zu schwächen vermag. Eine neue Empfindung kann die erste verwischen. Ist der Gegenstand der Leidenschaft nur eingebildet, also die Heirath unmöglich, so muss man zu Mitteln seine Zuflucht nehmen, die geeignet sind, die Reizbarkeit zu modificiren. Laue, lange fortgesetzte Bäder, verdünnende Getränke, wie Molken mit Nitrum, die Eselsmilch, eine Pflanzenkost, sind den antispasmodischen Mitteln vorzuziehen, die oft das Uebel mehr verdecken, als beseitigen. In einzelnen Fällen sind tonische Mittel nützlich, wenn die Krankheit durch schwächende Ursachen entstanden ist. Auch darf man nicht vernachlässigen, die pathologischen Ursachen zu bekämpfen, nicht vergessen, dass beim erotischen Fieber, wie Lorry sagt, stets Erotismus der Geschlechtsorgane stattfindet. Auch müssen

Erotismus

Isolirung, Zerstreuung, Reisen, Körperbewegungen, Handarbeiten u. s. w. die Behandlung unterstützen. Psychische Erschütterungen rufen bei der Erotomanie, wie bei den übrigen Arten der Monomanie, eine allgemeine Erschütterung hervor, die nützlich sein kann.

§. 2.

Von der Monomanie ohne Delirium.

(*Monomanie raisonnante ou sans délire*).

Ich habe schon gesagt, dass es Monomaniaci giebt, die nicht irre reden, deren Ideen ihre natürliche Verbindung beibehalten, deren Schlüsse logisch, deren Reden folgerecht, und die oft lebhaft und geistreich sind, aber deren Handlungen ihren Neigungen, ihrem Interesse und den geselligen Gebräuchen entgegen sind. Sie sind in dem Sinne unverständig, als sie im Gegensatze mit ihren Gewohnheiten und mit denen der Personen, mit denen sie leben, sind. Wie unordentlich auch ihre Handlungen sein mögen, so haben diese Monomaniaci doch stets mehr oder minder beifällige Beweggründe, um sie zu rechtfertigen, so dass man von ihnen sagen kann, dass sie verständige Narren sind.

Bei dieser Form der Monomanie sind die Kranken thätig, stets in Bewegung, sie sprechen viel und mit Lebhaftigkeit; waren sie früher gut, offen, edelmüthig, so sind sie jetzt bös, verstellt, zänkisch. Waren sie früher liebreich und zärtlich gegen ihre Verwandten, so sind sie jetzt unzufrieden, sprechen Böses und fliehen die, welche sie liebten. Waren sie früher sparsam, so sind sie jetzt verschwenderisch. Waren ihre Handlungen sonst geregelt, so sind sie jetzt unbesonnen, abenteuerlich, ja selbst tadelnswerth. War ihre Aufführung sonst ihrem Stande und ihrer geselligen Lage angemessen, so ist sie jetzt unregelmässig und im Widerspruch mit ihrer Lage und ihrem Vermögen. Motive bestimmen sie immer. Durch ihren Anstand, durch ihre Unterhaltung täuschen diese Kranken die Personen, die sie vor ihrer Krankheit nicht kannten, oder sie nur auf Augenblicke sehen. Pinell erzählt folgende Beobachtung:

«Keine oder eine schlechte Erziehung, oder ein verkehrtes und zuchtloses Naturel kann die ersten Nüancen dieser Art von Geisteskrankheit hervorrufen. Der einzige Sohn, der unter den Augen einer schwachen und nachsichtigen Mutter erzogen worden ist, nimmt die Gewohnheit an, sich seinem ganzen Eigensinn, allen Bewegungen eines wilden und ungeregelten Herzens zu überlassen. Das Ungestüme seiner Neigungen vermehrt und

bestärkt sich im fortschreitenden Alter, und das Geld, das man ihm verschwenderisch giebt, scheint seinem höchsten Willen jedes Hinderniss aus dem Wege zu räumen. Will man ihm Widerstand leisten, so wird er erbittert, greift mit Kühnheit an und sucht durch Gewalt zu herrschen; er lebt unaufhörlich in Zank. Wenn irgend ein Thier, ein Hammel, ein Hund, ein Pferd seinen Unwillen erregt, so tödtet er es plötzlich. Ist er in einer Gesellschaft oder bei einem Feste, so wird er aufgebracht, giebt und erhält Schläge, und geht blutend fort. Er ist im männlichen Alter Besitzer eines grossen Vermögens, verwaltet es ganz verständig, erfüllt die andern geselligen Pflichten und macht sich auch sogar durch wohlthätige Handlungen bekannt. Eines Tages wird er über eine Frau, die ihn beleidigt, aufgebracht und stürzt sie in einen Brunnen.»

Madame, 23 Jahr alt, die seit 4 Jahren verheirathet war, hatte ein nervös-sanguinisches Temperament, besass eine grosse Reizbarkeit und einen lebhaften muntern Character. Sie erfuhr einige leichte Widerwärtigkeiten, wird exaltirt, und sie, die sonst sanft, gut, vortrefflich gegen ihren Mann gesinnt, sehr beschäftigt um ihr Kind, sehr besorgt für ihre Wirthschaft war — sie wird leicht reizbar, ein Wort bringt sie in Zorn oder zum Weinen; sie vernachlässigt ihren Mann, weil er ihr widerspricht; sie verlässt ihr Kind, weil wichtige Geschäfte sie aus dem Hause rufen. Zu Hause bringt Mad. Alles in Unordnung; weil Alles schmutzig und unordentlich ist, so ist es Zeit, dass Ordnung und Reinlichkeit in ihrer Wirthschaft herrsche. Sie spricht zu dem ersten Besten schlecht von ihrem Manne, beschuldigt ihn, dass er tausendmal Unrecht habe. Unüberlegt in ihrem Vorhaben entdeckt sie Geheimnisse, die eine Frau gewöhnlich verborgen hält; unvorsichtig in ihrem Betragen, setzt sie sich ungerechtem Verdacht aus. Wenn ihr Mann oder ihre Verwandten ihr einige Vorstellungen machen wollen, so wird sie böse, und sagt, dass man sie verläumde. Madame hat häufig Kopfschmerzen, leidet an Schlaflosigkeit und Verstopfung, die Regeln fliessen schlecht, die gewöhnlichen Kolikschmerzen werden zur Zeit der Menstruation stärker, und einige hysterische Symptome compliciren sich mit diesem Zustande. Madame wird meiner Behandlung anvertraut. Anfangs ist sie ruhig, sehr vernünftig, beklagt sich mit Mässigung über ihre Familie, die sich in den Kopf gesetzt hat, sie für krank zu halten. Aber als der erste Eindruck der Isolirung aufgehört hatte, als sie mit ihrer neuen Wohnung und ihren Tischgenossen bekannt geworden war, nahm ihre krankhafte Thätigkeit wieder zu. Sie brachte in ihrem Zimmer Alles in Unordnung und ihre Möbel unaufhörlich von einem Orte zum andern. Sie war unzufrieden mit Allem, beklagte sich über

Alles, erzählte Dem und Jedem tausend erdichtete Dinge, tausend Verläumdungen, indem sie Unzufriedenheit, Uneinigkeit und Unordnung zu verbreiten suchte. Es schien, als wenn ein böser Dämon der Kranken die Worte und Handlungen eingebe. Beweist man ihr, dass sie im Irrthum, dass das, was sie sagt, falsch, dass das, was sie thut, nicht gut sei, so sucht sie sich zu rechtfertigen, schweigt still oder wird böse; ist sie aber in Gesellschaft, so nimmt sie sich so zusammen, dass die Erfahrensten selbst sie für gesund halten, denn sie nimmt an der Unterhaltung Theil, und sagt den Personen, die sie am Morgen verläumdet, alle Arten von Schmeicheleien, und verspricht, ihre Möbel nicht mehr in Unordnung zu bringen, ihre Toilette in Ordnung zu halten. Am andern Morgen beginnen dieselben Scenen, dieselben Reden, dieselben Störungen von Neuem. Ich verordne warme Bäder, Laxantien, und kurz vorher, ehe die Menstruation eintreten soll, Sitzbäder von Camillen und einige Blutegel, um den Monatfluss zu ersetzen. Nach drei Monaten ist die Menstruation reichlich, der Schlaf besser, die Kranke ruhiger. Ich setzte dieselbe Behandlung fort, und die Kranke wurde nach sechs Monaten geheilt entlassen.

Madame C., von schlankem Wuchs, war sehr nervös, hatte eine lebhafte Einbildungskraft und war stets gesund gewesen. Sie war eine zärtliche Gattin, eine ausgezeichnete Mutter, und stets in ihren häuslichen und in den Handelsgeschäften sehr thätig. In ihrem 41sten Jahre verliert sie eins ihrer Kinder, wird hierdurch sehr tief ergriffen, und es folgt hierauf einige Tage nach der Traurigkeit eine heftige Aufregung, wobei die Kranke sehr reizbar wurde, ihre Neigungen, Gewohnheiten und ihren Geschmack nach einiger Zeit veränderte. Bald darauf glaubt Mad. C., dass sie einen sehr tiefen Verstand habe, dass ihr Mann nichts von den Geschäften verstehe, und ohne sie ruinirt sein würde. Sie widerspricht von nun an ihrem Manne, beleidigt ihn und fasst endlich eine Abneigung gegen ihn. Die Kranke vernachlässigt ihre Geschäfte, ihre Kinder, ihren Haushalt; sie ist in steter Bewegung, und ermüdet ihre Umgebung durch ihre Geschwätzigkeit und durch ihre Ansprüche. Sie ist mit Allem, was in ihrem Hause ist, unzufrieden; sie will es in Ordnung bringen, und stellt nun Alles an einen unpassenden Ort, macht übertriebene und selbst lächerliche Ausgaben, und da ihre Abneigung zu ihrem Manne zunimmt, so will sie aus dem Hause entfliehen. Sie wird im Juni 1822 meiner Behandlung übergeben.

Die Kranke ist unaufhörlich in Bewegung, spricht stets von sich selbst, von ihrem Geist, von ihren Fähigkeiten, sie verläumdet Andere, und besonders ihren Mann. Mit dieser Eitelkeit, mit dieser Verkehrtheit ihrer Neigungen, mit diesem Wechsel ihres

Characters und ihrer Gewohnheiten verbindet sich ein Schein von Vernunft, der die täuscht, die die Kranke zum ersten Male sehen und nur auf einige Augenblicke sprechen, und zwar um so mehr, da sie immer mehr oder minder triftige Gründe angiebt, um ihre Empfindungen, Vorschläge und Handlungen zu rechtfertigen. Die Kranke schläft nicht, isst wenig, leidet an Verstopfung, und ihre Physiognomie und Haltung haben etwas Convulsivisches. Da sie die feste Ueberzeugung hat, dass sie vollkommen gesund ist, so will sie keine Arzneimittel nehmen, und ich kann nur Isolirung, Bäder und schlecht aufgenommene Rathschläge in den Gebrauch ziehen.

Nach zwei Monaten ist die Kranke ruhiger; sie sieht ihren Mann mit Vergnügen wieder, und obgleich sie noch aufgeregter, als in ihrem gewöhnlichen Zustande ist, so kehrt sie doch wieder zu ihrer Familie zurück, wo sie ihre alten Gewohnheiten wieder annimmt. Seit dieser Zeit kehrt jedesmal zum Frühjahr die Aufregung wieder, und manchmal so stark, dass die Kranke isolirt werden muss.

Im 49sten Jahre wird Madame C. nach Charenton im Monat Juni 1830 geführt. Bei ihrer Ankunft ist sie ausserordentlich aufgeregt, sehr gesprächig, sehr stolz, behandelt Alle mit Verachtung, klagt über Alles, beschuldigt ihren Mann, dass er sehr beschränkt sei, und zu diesen Beschuldigungen mischen sich noch hysterische und eifersüchtige Ideen. Sie ist gleichgültig gegen ihre Kinder, unzufrieden mit ihrer Wohnung, im höchsten Grade zanksüchtig, und sucht nahe stehende Personen gegen einander aufzuhetzen. Bekommt sie einen Anfall, so bringt sie Alles in ihrem Zimmer auf eine andere Stelle, wird unreinlich, besorgt ihren Anzug schlecht, und stösst gegen ihre gesammte Umgebung Beleidigungen aus. Ist der Anfall vorüber, so wird die Kranke friedfertiger, sie lässt denen, die sie während des Anfalls verläumdet hat, Gerechtigkeit widerfahren, nimmt ihre alten Neigungen, ihr altes Betragen, ihre alte Sprache wieder an.

In ihrem 54sten Jahre, im Juni 1835, kommt sie wieder nach Charenton. Bei diesem Anfalle begeht sie heftigere Verirrungen, als in den früheren. Sie ist in der ersten Zeit minder aufgeregt, aber mehr verstellt, und hofft hierdurch schneller ihre Freiheit wieder zu erlangen; sie schreibt dem Polizeipräfecten, den Magistratspersonen und einem Advokaten Briefe, die diese Personen täuschten, so dass ich genöthigt bin, ihren Gesundheitszustand durch den Wechsel ihrer Neigungen, ihres Characters, durch die Störungen ihrer Sprache und ihrer Handlungen zu bescheinigen. Die Anomalien der Menstruation haben die physische Gesundheit der Kranken nicht verändert; sie leidet nur am weissen Fluss und

an Schlaflosigkeit. Der Character des Deliriums ähnelt ganz dem der früheren Anfälle.

Während der Anfälle selbst ist sie, wenn Fremde oder Personen dabei sind, die sie von ihrer Gesundheit überführen will, ganz verständig. Sie sagt dann nie ein unverständiges oder unpassendes Wort, und motivirt alle ihre Vorschläge und Handlungen; sie verstellt sich, nimmt zur Lüge ihre Zuflucht, um besser zu täuschen, und um sicherer zu ihrem Ziele zu gelangen. Die Functionen des organischen Lebens wurden bei diesen Anfällen nie merklich verändert. Sobald sie vorüber waren, erlangte die Kranke ihre ausgezeichneten Empfindungen wieder, nahm ihre alten Gewohnheiten, ihre Ruhe wieder an, war ordentlich, und führte sich vorzüglich auf.

W..., Getreidehändler und Bäcker, hatte einen sanften und ruhigen Character, war ein rechtschaffener, gefälliger und religiöser Mann und ein ausgezeichneter Familienvater. Obgleich er stets sehr schwächlich war, so war er doch nie eigentlich krank, aber er vermied jede zu starke Arbeit, da er wohl fühlte, dass er sie nicht ertragen konnte.

Im 45sten Jahre erlitt W. mehrere beträchtliche Verluste, die ihn tief erschütterten, wodurch er in Entmuthigung und Abgespanntheit gerieth, welche er aber durch grosse Anstrengung zu bekämpfen suchte. Seit einiger Zeit besserten durch grosse Thätigkeit sich seine Vermögensumstände, und kurze Zeit darauf bemerkten seine Freunde, dass seine Intelligenz sich mehr entwickelt habe. W. dehnte den Kreis seiner Geschäfte aus, betrieb dieselben mit mehr Geschick als ehemals, und liess nie eine günstige Gelegenheit Geld zu verdienen vorübergehen. Die grossen Anstrengungen, die er hierbei körperlich und geistig hatte, beunruhigten seine Freunde. Einige Monate nachher stellten seine Verwandten ihm vor, dass seine so lange Reisen für ungewisse Unternehmungen ihm hinderlich seien, seine häuslichen Geschäfte zu besorgen, die doch sicherer und vortheilhafter wären. Er nahm hierauf einen befehlenden Ton an, sprach Empfindungen aus, die er früher nie hatte, doch war hierbei seine Intelligenz nicht gestört. Vergeblich wiederholt man ihm, dass er sich ein zweites Mal der Gefahr aussetzt, sein Vermögen zu verlieren und seine Gesundheit zu schwächen. Er ist heftig, zornig, und duldet nicht den geringsten Widerspruch. Zehn Monate lang setzte er dieselbe Lebensart fort, nach welcher Zeit sich seine Empfindungen für seine Familie gänzlich verändern. Er bleibt nicht mehr bei seiner Frau und seinen Kindern, lobt Alles, was er bei Andern sieht, tadelt Alles, was in seinem Hause vorgeht; seine Kinder sind minder geistreich als die Kinder seiner Nachbarn, seine Frau ist minder ordentlich, als die übrigen Frauen. Er fängt

wider seine Gewohnheit an hitzige Getränke zu trinken, verbindet sich mit fremden Frauen, und als ihm seine Frau darüber Vorwürfe macht, wird er zornig, vertheidigt sich mit Heftigkeit, stösst heftige Drohungen aus, verlässt sein Haus, seine Familie, seine Geschäfte, läuft aufs Land, schläft bei Tage, und isst fast gar nichts.

Er wurde der Behandlung des Dr. Hitch anvertraut. Seine Augen waren lebhaft und bewegt, sein Blick unsicher, unruhig, sein Kopf warm, seine Zunge belegt, seine Extremitäten kalt, sein Puls klein. Er war in einer steten Bewegung, veränderte oft seinen Platz, stellte die Möbel um, machte allerhand Projecte, Speculationen und nahm sich vor, lange Reisen zu machen. Er sprach beständig, aber ganz vernünftig, brauchte von seinen Verwandten und Freunden keinen gehässigen Ausdruck, schien jedoch bewegter, wenn man zu ihm von seiner Frau und seinen Kindern sprach. Er erkannte sehr wohl, dass er in einer Irrenanstalt war, wusste den Grund dafür, war deshalb gegen Niemand aufgebracht, und empfand sehr wohl, dass seit einigen Monaten eine grosse Veränderung mit ihm vorgegangen sei, aber er sagte, dass sich seine physische Gesundheit gebessert habe; er gestand ein, dass er sich ganz seltsam gegen seine Familie und gegen seine Verwandten benommen habe, tadelte dies Benehmen aber nicht. Unterhielt er sich mit Jemand, so legte er selbst von den unbedeutendsten Handlungen Rechenschaft ab, ohne sich dabei selbst im Datum zu irren; war er aber allein, so war seine Sprache und seine Aufführung ganz absurd.

Diese Beobachtung, die durch Dr. Prichard mitgetheilt wurde, ist durch den anfänglichen, allmäligen Wechsel der Gewohnheiten und später durch die Neigungen des Kranken merkwürdig. Als er geheilt war, sagte er seinem Arzte, dass ihm die Idee, wahnsinnig zu sein, in dem Augenblicke, als er in die Anstalt gebracht wurde, beikam.

Einer meiner Freunde, der von sanguinischem Temperament war, sagt Dr. Hitch, hatte eine lebhafte Einbildungskraft und war sehr reizbar. Er hatte eine Stelle bei Gericht, wo er sich sehr ausgezeichnet hatte, wurde oft heftig, indem er seine Sachen verhandelte, und wurde zornig, wenn ihm widersprochen ward. Er erfuhr einen heftigen Undank, und dies vergiftete ihm seine ganze Lebenszeit. Obgleich er einen guten und edelmüthigen Character hatte, so empfand er doch stets einen Widerwillen gegen die, die ihn so belohnt hatten, und er suchte alle Gelegenheiten, um ihr Vorhaben zu zerstören und ihr Fortkommen zu erschweren. Traf er mit ihnen in einer Gesellschaft zusammen, so reichten die Namen dieser Personen hin, sein Blut in Wallung zu bringen; dann runzelte er die Stirn, und sein ganzes Gesicht drückte die Auf-

regung seiner Seele aus. Er starb nach zwei Jahren an einem Schlagfluss. Während der beiden Jahre litt der Kranke häufig an Kopfschmerzen, worauf stets Convulsionen folgten; er gestand ein, dass sein Hass gänzlich seinen religiösen Prinzipien widerspreche, aber er konnte ihn nicht überwinden.

Ein intelligenter und öconomischer Kaufmann war bis zu seinem 46sten Jahre ganz verständig. Zu dieser Zeit verlor er seine Frau, wurde nach und nach sehr geizig, obgleich er ein grosses Vermögen hatte, erlaubte sich nicht die geringsten Dinge, die zu seinem Unterhalte nöthig waren, zu kaufen, so dass er aus Mangel an Nahrung erkrankte. Der Kranke bewohnte ein schmutziges, elendes Zimmer, wo ihm Alles fehlte, und bevor er jetzt sein Zimmer verliess, aus dem er seit langer Zeit nicht gegangen war, heftete dieser Unglückliche seine Blicke auf einen alten Koffer, der in einem Winkel des Zimmers stand, und in welchem man eine beträchtliche Summe Geldes fand. Der Kranke, nachdem er im Irrenhause war, wurde schnell wieder hergestellt, und zwar nur dadurch, dass er gute Nahrungsmittel erhielt, reine Luft einathmete und sich Körperbewegung machte. Wenige Tage nach seiner Entlassung verheirathete er sich, und schon nach einigen Monaten konnte seine neue Frau seine Launen nicht ertragen, und der Mann wurde für geisteskrank erklärt. Anfänglich hatte der Kranke nur eine Veränderung in seinen Gewohnheiten gezeigt, die sich durch einen sehr schmutzigen Geiz charakterisirte, später wurde die Krankheit heftiger, so dass eine wirkliche Geisteskrankheit ausbrach.

M..., der Sohn eines Kaufmanns, empfing eine gute Erziehung und wurde für einen guten Schüler gehalten. Er hatte so wenig Zutrauen zu sich selbst, dass er nicht wagte, seine Lectionen herzusagen, da er glaubte, sie nicht zu wissen. Als seine Erziehung beendet war, trat er ins Geschäft seines Vaters, der ihm ein reichliches Gehalt gab. Er schien ganz glücklich, aber plötzlich kündigt er seinem Vater an, dass er ihn nicht länger täuschen wolle, und dass er fühle, dass er nicht mehr die nöthigen Fähigkeiten habe, um seine Stelle auszufüllen, und dass er seinen Geschäften schade. Gerade das Gegentheil von diesem Allen fand statt, und seine Eltern gaben sich alle mögliche Mühe, um ihm dies zu versichern, aber er wiederholte: «Mein Bruder hat mehr Talent, ich werde nie gut mein Amt ausfüllen.» — Der Vater, der ein Mann von Geist war, schlug seinem Sohne vor, seinen Wohnsitz und seine Beschäftigungen zu verändern, und schickte ihn nach Manchester, um grosse Einkäufe zu machen, was er auch mit dem glücklichsten Erfolge that. Aber nachdem er kurze Zeit von seiner Reise zurückgekehrt war, stellte sich dieselbe Furcht seinem Vater zu schaden wieder ein; er

reiste heimlich nach Liverpool, um sich nach Amerika einzuschiffen. Da er dies nicht konnte, so war er gezwungen, zu seiner Familie zurückzukehren. Hier begann er seine Geschäfte von Neuem, und da ihm dieselbe unglückliche Idee wieder beikam, so nahm er Gift. Er wurde in die Behandlung des Doctor Hitch gegeben, und dieser erkannte in ihm einen Mann, der für das Geschäft geschaffen, sehr einsichtsvoll, thätig, sparsam war, und sehr gut seine Waaren kannte, sehr gut rechnete und ein sehr gutes Urtheil hatte. Nach drei Monaten konnte dieser junge Mann wieder zu seiner Familie zurückkehren, wo er ein Jahr lang seine Geschäfte mit dem grössten Eifer trieb, nach welcher Zeit aber ein neuer Anfall wiederkehrte.

Ich habe diese vier vorhergehenden Beobachtungen aus dem Werke des Dr. Prichard entnommen. *)

Fräulein F.., 34 Jahr alt, war von schlankem Wuchs, hatte kastanienbraunes Haar, blaue Augen, ein sanguinisches Temperament und einen heitern Character. Sie war seit ihrer frühesten Jugend im Geschäfte, und fürchtete stets, wenn sie eine Rechnung schrieb, den Käufern Unrecht zu thun. Sie ging häufig ohne Hut und mit einer Schürze zu einer Tante. Eines Tages kam ihr in ihrem 18ten Jahre ohne bekannte Ursache, als sie von ihrer Tante fortging, die Idee bei, dass sie wohl, ohne es zu wollen, in der Tasche ihrer Schürze etwas haben könne, was ihrer Tante gehöre, und sie machte später ihre Besuche ohne Schürze. Später befürchtete sie, dass sie, wenn sie irgend eine Münze berühre, irgend etwas von Werth in ihren Fingern behalten könne. Vergeblich macht man ihr den Einwurf, dass sie nichts in ihren Fingern zurückbehalten könne, ohne es zu bemerken, und dass der Werth des Geldes nicht durch ihre Berührung vermindert werden könne. «Dies ist wahr,» erwidert sie, «meine Unruhe ist dumm und lächerlich, aber ich kann mich derselben nicht erwehren. Nach einiger Zeit musste sie, da sich ihre Furcht vermehrte und allgemeiner wurde, das Geschäft verlassen. Fasst sie jetzt irgend etwas an, so erwacht ihre Unruhe, und sie wäscht sich die Hände stark mit Wasser. Reiben ihre Kleider gegen irgend einen Gegenstand, so wird sie dadurch beunruhigt; ist sie irgendwo, so verwendet sie grosse Aufmerksamkeit, um nichts mit ihren Händen und Kleidern zu berühren. Sie hat die sonderbare Gewohnheit angenommen, dass sie, wenn sie irgend etwas berührt, oder wenn ihre Kleider mit Möbel oder einem andern Gegenstande in Berührung kommen, oder wenn Jemand ins Zim-

*) *Treatise on insanity and other disorders affecting the mind. London* 1835.

mer tritt, oder sie selbst einen Besuch macht, heftig ihre Hände und einzelnen Finger gegen einander reibt, gleichsam als wollte sie einen unter den Nägeln verborgenen Stoff fortnehmen. Diese sonderbare Bewegung erneuert sich bei allen Gelegenheiten, und sehr häufig während des Tages.

Will die Kranke aus einem Zimmer in das andere gehen, so ist sie unschlüssig, und während dieser Unentschlossenheit wendet sie alle mögliche Vorsicht an, damit ihre Kleider weder die Thüren, noch die Wände, noch die Möbel berühren. Sie hütet sich wohl, Thüren, Fenster, Schränke u. s. w. zu öffnen, denn es könnte etwas von Werth an den Schlüsseln oder den Knöpfen hängen und an ihren Händen bleiben. Ehe sie sich setzt, untersucht sie sehr sorgfältig den Sitz und schüttelt ihn sogar, wenn er beweglich ist, um sich zu versichern, dass sich nichts Kostbares an ihre Kleider hängen werde. Sie schneidet die Säume von ihrer Wäsche und ihren Kleidern ab, aus Furcht, dass etwas darin verborgen sei. Ihre Schuhe sind so eng, dass das Fleisch über deren Rand steht, so dass ihre Füsse anschwellen und ihr viel Schmerzen verursachen, und diese Marter soll nur verhindern, dass nichts in ihre Schuhe eindringen könne. Die Unruhe während der Paroxysmen geht zuweilen so weit, dass sie nichts, selbst nicht einmal ihre Nahrungsmittel zu berühren wagt, und ihr Kammermädchen genöthigt ist, ihr dieselben an den Mund zu bringen. Nach mehrfachen Remissionen und Aufregungen, die sich mehrere Jahre hindurch wiederholten und nachdem sie die Fruchtlosigkeit der Rathschläge, die ihre Verwandten, Freunde und ihre eigene Vernunft ihr geben, erkannt hat, entschliesst sie sich im Jahre 1830 nach Paris zu kommen. Die Isolirung, die Sorgfalt der Fremden, die Anstrengungen, die sie macht, um ihre Krankheit zu verbergen, verbesserte ihren Zustand merklich, aber der Gram ihre Eltern verlassen zu haben, das Verlangen sie zu sehen, bestimmen sie, nach zwei Monaten zu ihrer Familie zurückzukehren. Dort kommt nach und nach ihre Unruhe wieder und sie fängt ihre alten Thorheiten wieder an, so dass sie nach einigen Monaten freiwillig das elterliche Haus verlässt, um bei der Familie eines geschickten Arztes zu wohnen und mit ihr zu leben. Hier verliert sie einen grossen Theil ihrer Unruhe und ihrer bizarren Gewohnheiten, aber kaum ist ein Jahr verflossen, als dieselbe Unruhe, dieselben Vorsichtsmaassregeln sich erneuen. Dieser Paroxysmus dauert anderthalb Jahr. Nach einer einjährigen Remission finden wieder neue Paroxysmen statt, und die Kranke vertraut sich meiner Behandlung zu Ende des Jahres 1834 an. Anderthalb Jahr hindurch bemerkt man kaum Bewegungen der Hände und der Finger, noch dass sie alle andern Vorsichtsmaassregeln anwendet; aber seit sechs Monaten (im Juni

1837) treten die Erscheinungen mit mehr Intensität, die sich täglich vermehrt, wieder auf.

Um diese sonderbare Verirrung besser abschätzen zu können, werde ich die Lebensart der Kranken beschreiben. Sie steht im Winter und im Sommer um sechs Uhr auf; ihre Toilette dauert gewöhnlich anderthalb Stunden, zur Zeit der Aufregung aber länger als drei Stunden. Ehe sie das Bett verlässt, reibt sie ihre Füsse zehn Minuten hindurch, um das, was sich zwischen ihren Zehen und unter ihren Nägeln versteckt haben könnte, fortzubringen; sodann dreht sie ihre Pantoffeln wiederholt um, schüttelt sie aus, und giebt sie dem Kammermädchen, damit dieses sie genau untersuche, und dann versichere, dass nichts von Werth darin verborgen sei. Der Kamm wird aus demselben Grunde vielmals durch die Haare gezogen. Jedes Kleidungsstück wird vielfach untersucht und jedes Fältchen u. s. w. besichtigt, sodann stark geschüttelt. Nach einer jeden solchen Vorsichtsmaassregel werden die Hände tüchtig geschüttelt und die Finger jeder Hand gegen einander gerieben. Diese Reibung der Finger geschieht mit einer ausserordentlichen Schnelligkeit und wird so lange wiederholt, bis die Zahl der Reibungen, die mit lauter Stimme gezählt werden, hinreichend ist, die Kranke zu überzeugen, dass nichts an ihren Fingern hängen geblieben sei. Die Vorurtheile und die Unruhe während dieser kleinlichen Untersuchung sind so gross, dass sie dabei schwitzt und Müdigkeit darauf folgt. Werden diese Vorsichtsmaassregeln wegen irgend eines Umstandes nicht genommen, so ist sie den ganzen Tag übel gelaunt. Ihr Kammermädchen, das sie nie verlassen darf, ist bei dieser langen Toilette gegenwärtig, um die Kranke zu überzeugen, dass kein Gegenstand von Werth an ihren Kleidern oder Fingern hänge. Die Versicherung derselben kürzen die Vorsichtsmaassregeln bei der Toilette ab, und sagt man ihr, dass man noch eine zweite Kammerjungfer schicken wolle, um ihr zu helfen, so wird die Toilette noch mehr abgekürzt, aber die Kranke den ganzen Tag hindurch gequält.

Ehe sie um 10 Uhr Morgens zu frühstücken anfängt, untersucht sie mit grösster Vorsicht die Servietten, die Teller, Gläser, Caraffen, Messer, und reibt dann ihre Finger, nachdem sie diese verschiedenen Gegenstände berührt hat. Eben so geht es Mittags zu, und sie wird durch die Anwesenheit von Fremden von dieser Beschäftigung nicht abgehalten. Ehe sie schlafen geht, gebraucht sie dieselben Vorsichtsmaassregeln, und ihre Abendtoilette dauert länger als eine Stunde.

Während des Tages liest oder näht die Kranke, aber sie untersucht sorgfältig vorher die Bücher und die Arbeit und unterlässt nicht, nachdem sie diese verschiedenen Gegenstände berührt

hat, ihre Hände zu schütteln und zu reiben. Schreibt sie an ihre
Familie, um sie von ihrem Zustande, von ihrer Hoffnung geheilt
zu werden, zu benachrichtigen, so gebraucht sie dieselben Vor-
sichtsmaassregeln bei den Federn, bei dem Schreibzeug, und ver-
siegelt nie eher ihre Briefe, bevor ihr nicht die Kammerfrau die
Versicherung gegeben, dass nichts in den Falten des Papiers ent-
halten sei. Während der Paroxysmen liest, arbeitet und schreibt
die Kranke nur in Gegenwart ihrer Kammerfrau, und wenn sie
zufälliger Weise in ihrem Zimmer allein ist, so setzt sie sich
nicht früher, als bis diese eingetreten, und ihr die Versicherung
gegeben, dass nichts auf dem Stuhle sie am Sitzen verhindere.
Macht die Kranke Besuche, so verhindert sie jede Berührung, aber
macht das so geschickt, dass man es kaum bemerkt. Häufig reist
sie nach ihrer Geburtsstadt, aber sie richtet sich dann immer so
ein, dass sie früh Morgens ankommt, um noch Zeit zu haben,
ihre Wäsche, Kleider zu wechseln und sich zu waschen, ehe ihre
Eltern aufstehen. Uebrigens spricht die Kranke nie irre, sie kennt
genau ihren Zustand, das Lächerliche ihrer Furcht, das Ungereimte
ihrer Vorsicht. Sie lacht, scherzt, seufzt und weint manchmal
darüber, und strengt sich nicht nur an, diese Thorheiten zu be-
kämpfen, sondern giebt auch Mittel an, die für sie unangenehm
sind, aber durch die sie glaubt geheilt werden zu können.

Sie besorgt ohne Wahl ihre Toilette, sucht selbst die Sachen
bei den Kaufleuten aus, lässt sie aber durch die Kammerfrau be-
zahlen, mit der sie sich nachher berechnet. Dann lässt sie das
Geld im Secretair liegen, ohne es selbst zu berühren. Auch liebt
die Kranke die Zerstreuung, geht ins Theater, nach den öffent-
lichen Spaziergängen, macht Landparthien, besucht fast jeden
Abend eine Gesellschaft, und ist in ihrer Unterhaltung lebhaft,
geistreich, witzig. Ihre Gesundheit, so wie Schlaf und Appetit
sind gut. Fehlt ihr das Geringste, so nimmt sie mit grosser Vor-
sicht die ihr vorgeschlagenen Arzneimittel.

Man wird mir zum Vorwurf machen, zu viele Beobachtun-
gen angehäuft zu haben, aber ich wollte diese Varietät der Gei-
steskrankheit, die eine wahrhafte Monomanie ist, besser kennen
lehren. Diese Kranken haben ein wahrhaftes partielles Delirium,
sie begehen Thorheiten, machen sonderbare, dumme Vorschläge,
die sie selbst dafür anerkennen und tadeln. Unter diesen Kranken
sind einige stürmisch, ungesellig, begehen lächerliche, tadelns-
werthe Handlungen, die ihrem alten Interesse, ihren wahren Nei-
gungen entgegen sind, fühlen sich überall unwohl, wechseln un-
aufhörlich ihre Stelle, und reden und thun aus Schlechtigkeit
Böses. Ausserdem sind sie Feinde jeder Arbeit, werfen Alles um,
zerbrechen und zerreissen Alles. Die Umkehrung ihres Charac-
ters ist eine wahre Strafe für ihre Familie und für die Häuser,

in denen sie aufgenommen wurden. In der Salpetrière und in Charenton fürchtet man den Aufenthalt dieser Monomaniaci, da sie durch ihr Beispiel und ihre Rathschläge die so nöthige Disciplin untergraben. Andere dieser Kranken dagegen erkennen sehr gut ihren Zustand, sprechen darüber offen, und wünschen, sich von demselben befreien zu können. Diese sind nur sich selbst schädlich. Sie verlassen den Gegenstand ihrer Neigungen, ihre Familie und ihre Geschäfte, setzen ihr wahrhaftes Interesse aufs Spiel, und werden stets durch mehr oder minder beifällige Motive bewegt.

Die Zeichen der Monomanie ohne Delirium bestehen in einem Wechsel, einer Umkehrung der Gewohnheiten, des Characters und der Neigungen.

Bei der erotischen Monomanie, von der ich früher gesprochen, ist die Intelligenz gestört, und diese Störung zieht die der Neigungen und Handlungen nach sich. Bei der Monomanie ohne Delirium ist die Intelligenz nicht wesentlich gestört, weil der Kranke immer bereit ist, seine Empfindungen und Handlungen zu rechtfertigen.

Die Monomanie ohne Delirium hat einen acuten oder chronischen Verlauf, und man unterscheidet bei derselbeu drei Perioden. Bei der ersten sind der Character und die Gewohnheiten verändert, bei der zweiten sind die Neigungen verkehrt, und in der dritten zeigt sich Aufregung oder Abspannung und diese führt mehr oder minder schnell zur Verwirrtheit. Diese Art von Monomanie ist auch remittirend und intermittirend; die Kranken erleiden auch hier Recidive, und sie complicirt sich mit der Melancholie, Hypochondrie, Hysterie, am häufigsten aber mit Paralysis.

Die Behandlung erheischt keine besondere Indicationen, und wir müssen hier auf das verweisen, was wir von der Monomanie im Allgemeinen gesagt haben. Man muss aber hier mit der Isolirung sorgfältig zu Werke gehen, und genau die Fälle unterscheiden, wo man sie anordnen darf.

Man muss diese Art der Monomanie um so sorgfältiger studiren, weil die Kranken selbst die geschicktesten Aerzte zu täuschen wissen, da sie die Isolirung scheuen, und dann auch oft täuschen, wenn man gerichtliche Gutachten über sie zu geben hat.

§. 3.

Von der Monomanie aus Trunkenheit.

(*Monomanie d'ivresse*).

Zu allen Zeiten und an allen Orten haben die Menschen mehr oder minder gegohrene Getränke geliebt. Jedes Volk hat sein berauschendes Getränk, welches es jedem andern vorzieht, und

welches es aus Landesproducten bereitet. In Europa trinkt man Cider, Bier, Wein oder Branntwein. Der mässige Gebrauch dieser Getränke erregt auf angenehme Weise die physischen und geistigen Kräfte, aber der Missbrauch derselben bringt Delirium, Schlaf und Stupor hervor. Diese Wirkungen werden durch tausendfach verschiedene Umstände, und je nach der Qualität und Quantität der Getränke modificirt. Der Missbrauch der gegohrenen Getränke ist im Norden häufiger, als im Süden. In Russland, Schweden, Dänemark, in kalten und feuchten Ländern, wie in Holland und England braucht man eine Aufregung, um den Einflüssen des Klima's zu widerstehen. Im nördlichen Amerika sterben jährlich 37,000 (?) Trunkenbolde. Die Unmässigkeit bringt in diesem Lande eben so wie im nördlichen Europa drei Viertel der Verbrecher und der Geisteskranken hervor.

Kinder, Frauen und Greise trinken weniger als die Jünglinge, und man findet deshalb bei ihnen nicht diese traurigen Wirkungen. Die Anlage zum Trunk ist manchmal erblich, und Gall erzählt, dass in einer russischen Familie der Vater und der Grossvater frühzeitig als Opfer ihrer Neigung zu gegohrenen Getränken fielen, und dass der Enkel schon vom 5ten Jahre an einen sehr grossen Geschmack an geistigen Getränken fand.

Die Trunkenheit verändert die Gehirnfunctionen, vermindert nach und nach die Intelligenz, schwächt die Bewegungsorgane, und führt zur Geisteskrankheit, zum Delirium tremens,*) zur Paralyse, die eine so grosse Anzahl von Geisteskranken tödtet; auch führt sie zum Selbstmorde. Während ich in der Salpetrière war, hatten wir eine Dienerin, die früher in Manie verfallen war und jetzt zum Dienste bei der Abtheilung der Geisteskranken in diesem Hospitale verwandt wurde. Bei der geringsten Widerwärtigkeit trank das Mädchen; es nahm zu tausend Ränken seine Zuflucht, um sich Wein zu verschaffen, und man konnte es nur durch Einsperrung verhindern. Wenn man nicht zeitig genug dazu kam, wurde das Mädchen wüthend und machte Versuche, sich das Leben zu nehmen. Gall sah im Gefängnisse zu Bamberg eine Frau, die, wenn sie getrunken hatte, ein lebhaftes Verlangen empfand, Feuer anzulegen. Kaum war die Aufregung vorüber, so hatte die Frau vor sich selbst Abscheu, gleichwohl hatte sie vierzehn Feuersbrünste verursacht, ehe sie eingezogen worden war.

Aber es ist hier nicht der Ort, von dem Missbrauch der ge-

*) Man sehe auch über diesen wichtigen Gegenstand: *Rayer, Mémoire sur le Delirium tremens. Paris.* 1819. — *Leveillé, Mémoire sur la folie des ivrognes ou sur le Délire tremblant* (*Mémoires de l'Académie royale de médecine. Tom I. Paris.* 1828.

gohrenen Getränke, oder von den pathologischen Wirkungen desselben zu sprechen, sondern ich habe hier zu beweisen, dass, wenn der Missbrauch der geistigen Getränke eine Wirkung der Geistesschwachheit, der fehlerhaften Erziehung, der bösen Beispiele ist, dieser Missbrauch zuweilen durch ein unwiderstehliches Gefühl entstehe.

Es giebt Fälle, wo die Trunkenheit die Wirkung einer zufälligen Störung der physischen und psychischen Sensibilität ist, die den Menschen seines freien Willens beraubt. Diese Kranken waren früher ganz sittlich, mässig; sie veränderten sich plötzlich durch irgend eine physische oder geistige Ursache, und man bemerkte bei ihnen Zeichen, die dem Anfalle vorangingen, und die Kranken nehmen nach Beendigung desselben ihre alten mässigen Gewohnheiten wieder an. Recidive sind hier häufig, und werden durch dieselben Ursachen hervorgerufen, kündigen sich durch dieselben Erscheinungen an, und finden manchmal zu bestimmten Zeiten statt. Nicht selten fühlen sich die Frauen beim Aufhören der Menstruation geschwächt, suchen sich durch geistige Getränke zu stärken, und verfallen dann in Trunkenheit und deren Folgen. Ein Kaufmann wurde drei Jahre hinter einander im Herbste unruhig und mürrisch. Anfangs trinkt er, um diese trübe Stimmung zu zerstreuen, Bier, später betrinkt er sich täglich, und wird dann für seine Frau und Familie gefährlich. Naht der Frühling heran, so verliert er plötzlich das Verlangen zu trinken, welches ihn während des ganzen Winters gequält hatte, wird wieder ganz mässig, und sucht seine Frau für den ihr verursachten Kummer zu entschädigen.

Madame A., die stets sehr mässig gelebt hatte, litt in ihrem 42sten Jahre an Störungen der Menstruation, worauf Magenschmerzen und Mattigkeit folgten. Um sich zu stärken, trinkt sie Wein, fühlt sich Anfangs dadurch erleichtert, vermehrt nach und nach die Menge desselben, und trinkt ohne Wissen ihres Mannes und ihrer Familie; später verschafft sie sich Branntwein, und betrinkt sich so, dass sie genöthigt ist, einen grossen Theil des Tages im Bette zu bleiben. Sie besorgt nicht mehr ihre gewöhnlichen Geschäfte, hat keine Zuneigung zu ihrer Familie und wird heftig und zornig, sobald man ihr widerspricht. Dieser Zustand dauerte sechs Jahre; die Menstruation hatte während dieser Zeit aufgehört, die Kranke befand sich später ganz wohl, hasste die geistigen Getränke, und selbst den Wein, lebte wieder ganz mässig, und war bis in ihr 72stes Jahr ganz gesund. Die Tochter dieser Dame wurde in ihrem 32sten Jahre geisteskrank; sie war traurig, wollte nur Brot essen und Wasser trinken, um Ersparungen zu machen und so den Armen helfen zu können.

Mad. P., von schlankem Wuchse, sanguinischem Tempera-

mente, hatte ein angenehmes Aeussere, einen heitern Character, und war stets gesund gewesen. Sie war Familienmutter, hatte wenig Vermögen, und trat deshalb im 34sten Jahre mit ihrem Manne in ein grosses Haus, um dort die Oeconomie zu leiten. In den klimaterischen Jahren fing sie an, Spirituosa zu trinken, um Magenschmerzen zu beseitigen. Später trank sie nur Branntwein, und schien hierdurch thätiger und geistreicher zu sein. Da sie später sehr viel Branntwein trank, so war sie fast stets betrunken, und wurde dadurch sehr geschwächt. Im 46sten Jahre ging sie aufs Land, und wurde durch zahlreiche Beschäftigungen von ihrer traurigen Neigung abgebracht, aber nahm ein Jahr darauf ihre alte Gewohnheit wieder an. Man bestimmt sie, zu Freunden zu gehen, wo sie auch sechs Monate mässig lebt, und an Kraft und Frische wieder zunimmt. Nach dieser Zeit beginnt ihre alte Unmässigkeit von Neuem, und sie starb hierauf nach einigen Tagen, ohne dass man die geringste Störung in ihren Organen bemerken konnte.

Die Frau eines Kaufmanns, die ungefähr 50 Jahre alt war, und die bis dahin sehr mässig gelebt hatte, fing plötzlich an Wein, später Branntwein zu trinken, und zwar in solchem Maasse, dass sie alle Abende vollständig betrunken war. Endlich fand sie auch daran keinen Geschmack mehr, und sie nahm jetzt zur Eau de Cologne ihre Zuflucht, von welcher sie täglich 6—7 Flaschen austrank. Nach einem Jahre wurde sie wassersüchtig, erschrak über ihren Zustand und hörte plötzlich auf, irgend etwas zu trinken, worauf sie nach acht Tagen starb.

Madame B., 42 Jahr alt, Familienmutter, verlor in ihrem 28sten Jahre eine Tochter, wurde hierdurch traurig, unruhig, erschrak über Alles, wurde aber nach einigen Wochen wieder vollständig gesund. Im 36sten Jahre kam das Delirium ohne bestimmte Ursache wieder, und zeigte folgende auffallende Erscheinung. Anfangs war die Kranke traurig, entmuthigt, unfähig, sich mit dem Geringsten zu beschäftigen, und nach sechs Wochen trat eine allgemeine Aufregung, Schlaflosigkeit, Beweglichkeit ein, wobei die Kranke das Bedürfniss empfand, Wein in grosser Menge zu trinken. Nach zwei Monaten vergingen diese Symptome, und die Kranke war wieder ganz verständig, ruhig, mässig. Seit dieser Zeit erschien jedes Jahr ein ähnlicher Anfall. Im letzten Jahre (1836) wurde die Kranke beim Beginn desselben dreimal zur Ader gelassen, nichts desto weniger endigte der Anfall doch erst im Monat Juni. Den folgenden October litt die Kranke an Convulsionen; im Decbr. wurden die Regeln unterdrückt, und die Kranke litt an Magenschmerzen. Nach einigen Wochen trank sie viel Spirituosa, es traten Schlaflosigkeit und Hallucinationen ein, und die Kranke hatte die feste Ueberzeugung, von Feinden verfolgt zu

sein. Nach einem Monat trat eine Remission ein, aber bald darauf kehrten alle Zufälle wieder zurück. Sie wurde am 24. April nach Charenton geschickt, wo gegen Ende Mai die Periode wieder erschien und der Anfall aufhörte. Die Kranke beschwor uns, ihr die Mittel zu geben, um der Rückkehr der Anfälle zuvorzukommen, denn sie hatte einen wahren Abscheu vor sich selbst.

G., Advokat, der stets gesund gewesen, war 41 Jahr alt, von mittlerem Wuchs, hatte ein sanguinisches Temperament, schwarze Augen und Haare. Seit einigen Jahren litt er an einer Hautkrankheit, die über den ganzen Körper verbreitet war. In seiner Jugend liebte er schon geistige Getränke, hatte sich aber zu dieser Zeit noch nie berauscht, was aber später geschah, wodurch er gezwungen war, seine Beschäftigung aufzugeben. Da er jetzt nichts mehr zu thun hatte, so trank er so viel, dass nach eingezogenen Erkundigungen er in einem Tage 171 kleine Gläser Schnaps ausgetrunken. Seit einem Jahre ungefähr ging er alle Abend in die gemeinsten Schnapshäuser, und brachte dort die ganze Nacht zu. Endlich wurde er angehalten und nach der Polizeipräfectur gebracht, von wo er auf Reclamation einer seiner Tanten, die Mitleid mit seiner Lage hatte, ihn kleidete und ihm das Versprechen abnahm, nicht mehr dergleichen Excesse zu begehen, entlassen wurde und nach der Provinz ging. Hier nahm aber G. sein altes Laster wieder an, verkaufte seine Effecten und verschwand. Einige Tage war seine Familie in der grössten Unruhe, da sie nicht wusste, in welchem Zustande und wo er sich befand. Endlich kam er wieder zu seiner Tante zurück und fasste den Entschluss nach Charenton zu gehen, wo er am 4ten Januar 1836 ankam. G. ist ruhig, höflich, sein Benehmen ist angenehm, seine Unterhaltung interessant. Macht man ihn auf die Folgen seiner Excesse aufmerksam, so erröthet er, scheint sich zu schämen, entschuldigt sich, und verspricht seiner traurigen Neigung zu widerstehen. Er erklärt in verzweifeltem Tone, dass er wider seinen Willen zu diesem Laster gezwungen werde, sobald er die Möglichkeit sieht, seinen Geschmack für Spirituosa befriedigen zu können. Spreche ich mit ihm, und stelle ihm vor, wie erniedrigend ein solches Betragen für einen Menschen, der eine gute Erziehung und Frau und Kinder hat, ist, und wie er hierdurch seine Gesundheit und seine Verstandeskräfte schwäche, so sieht er die Richtigkeit meiner Bemerkungen vollkommen ein, bedankt sich für meine Theilnahme, weint aus Schaam und Kummer, und giebt sich das strengste Versprechen, nicht wieder in dieses Laster zu verfallen.

Ungeachtet dieser schönen Empfindungen und Versprechungen kommt der Kranke, sobald er auf einige Tage entlassen wird, vollständig betrunken wieder ins Hospital. Wenn er dann nach

einem Anfalle wieder zurückbehalten wird, so wird seine Aufführung regelmässig, und er wieder vollkommen verständig; er verlangt nicht auszugehen. Aber nach einer langen Entbehrung fühlt er sich von Neuem stark angeregt, und er gebraucht jede List, ja selbst Drohungen, um seine Freiheit zu erlangen. Giebt es eine stärkere Macht, als die Vernunft und den Willen dieses Unglücklichen, der zu Excessen hingezogen wird, deren er sich schämt, deren grässliche Wirkungen er beklagt, und von denen er sich zu bessern stets verspricht. Bis jetzt waren unsere achtzehnmonatlichen Anstrengungen, diesem Kranken zu helfen, unnütz.

Eine noch junge Dame wurde mehrere Male nach Charenton gebracht, da sie in Folge von Wein und Branntwein betrunken wurde, und dieser Zustand mehrere Tage anhielt. War der Anfall vorüber, so schämte sich die Kranke; sie versteckte sich, und wünschte sehnlichst, wieder zu ihrer Familie zurückzukehren. Da wir diese herrschende Neigung zu bekämpfen hofften, so wandten wir Douchen an, verweigerten ihr den Austritt aus dem Hospital mehrere Monate lang und drohten ihr, sie während ihres ganzen Lebens hier zurückzuhalten, wenn sie noch einmal ins Hospital geführt würde. Sie giebt die schönsten Versprechungen, fasst die festesten Schlüsse, aber sobald sie frei ist, kehren die Anfälle wieder.

Wer könnte wohl nach den angeführten Thatsachen läugnen, dass es eine Geisteskrankheit giebt, deren hauptsächlichster Character in einer unwiderstehlichen Neigung, gegohrene Getränke zu trinken, besteht? Beobachtet man sie sorgfältig, so findet man darin alle characteristischen Zeichen der partiellen Geisteskrankheit, der Monomanie. Jedesmal wenn der Missbrauch geistiger Getränke, besonders aber die Trunkenheit, dem Delirium oder der Geisteskrankheit vorangeht, ist man geneigt, diesen Missbrauch als die primitive Ursache der Störungen des Gehirns anzusehen, und dennoch ist zuweilen dieser Missbrauch nur das erste Symptom, und manchmal das characteristische Symptom einer entstehenden Monomanie. Bald ist im Anfange der Geisteskrankheit der Magen in einem besonderen Zustande, der den Kranken ausserordentlich und empfindlich schwächt, dann fordert der Magen starke Getränke, und dies ist ein ungeregelter Appetit, es ist die Pica. Bald ist nach dem Ausbruch der Geisteskrankheit das Psysische geschwächt, der Kranke ist ohne Energie, unfähig zu denken und zu handeln, er wird von Langeweile und Grämlichkeit niedergebeugt, und trinkt Anfangs, um sich aufzuregen, um sich zu zerstreuen, und bald nachher betrinkt er sich. In beiden Fällen ist das Bedürfniss zu trinken instinctartig, herrschend, unwiderstehlich, der Kranke trinkt gierig alle Arten von starken Getränken, und wird aufgebracht und gefährlich, wenn er seine Neigung nicht be-

friedigen kann. Diese Erscheinung ist auch das Vorspiel der Verwirrtheit.

Dieses Bedürfniss nach geistigen Getränken hält während der ganzen Dauer des Paroxysmus an, nach welchem der Reconvalescent wieder mässig wird, und seine gewohnte mässige Lebensart wieder anfängt. Ich habe Personen gesehen, die in den Zwischenräumen von einem Anfall zum andern einen grossen Widerwillen gegen jedes gegohrene Getränk hatten und nur Wasser tranken. Ein junger Kaufmann, aus Holland gebürtig, den ich in einem Anfalle von Manie, die eine Folge der wiederholten Excesse im Trunk war, behandelt hatte, erzählte mir zehn Jahre später, dass er seit seiner Krankheit nie Wein oder Branntwein habe trinken können. Ich habe Personen gesehen, die in Verzweiflung über den entwürdigenden Zustand, den sie eben verlassen hatten und in den wieder zu verfallen sie befürchteten, waren, und Hülfsmittel verlangten, um, wie sie sagten, dieser schrecklichen Krankheit vorzubeugen. Ich habe an einer andern Stelle das Beispiel eines Advokaten aufgestellt, der sein Leben durch einen gewaltsamen Tod endigte, weil er diese traurige Neigung nicht besiegen konnte.

Die Kranken, die von dieser Monomanie befallen sind, geben einem instinktartigen Triebe nach, dem zu widerstehen sie keine Kraft haben. Dieser Trieb ist um so heftiger, wenn er zur Gewohnheit ausgeartet ist. Die mächtigsten Beweggründe, die stärksten Entschlüsse, die feierlichsten Versprechungen, die Schande und die Gefahr, denen sie sich aussetzen, die physischen Schmerzen, die sie zu erwarten haben, die Strafen, mit denen sie bedroht werden, wenn sie sich nicht bessern, die Bitten der Freunde, die Zärtlichkeit der Väter, der Mütter, der Kinder, nichts kann diese Unglücklichen von dieser traurigen Neigung abbringen.

Welche Art von Thätigkeit ist es nun wohl, die, indem sie die Sensibilität des Magens modificirt, die Neigung zu gegohrenen Getränken in den Personen, die sonst mässig gewesen waren, hervorruft? Die Modification der Sensibilität des Magens ist evident, da das Bedürfniss geistige Getränke zu trinken aufhört, sobald diese Ursachen aufhören. In einer Beobachtung, welche ich im ersten Bande erzählt habe, erneute sich das Bedürfniss Spirituosa zu trinken drei Jahre hindurch jeden Herbst, und entstand dann nicht mehr, als der Kranke dem Einfluss der kalten und feuchten Witterung entzogen worden, und zu Ende des Sommers Italien erreicht hatte. In einer der vorhergehenden Beobachtungen zeigt sich die Neigung Wein zu trinken erst, als die ersten Anomalien der aufhörenden Menstruation statt fanden, und sie war dann nicht mehr, als die Menstruation gänzlich aufgehört hatte. Eine Art von moralischer Reaction kann auch über diesen betrü-

benden Impuls siegen. Es ist sicher, dass in mehreren Fällen der verdorbene Geschmack der Kranken durch ein allgemeines Gefühl von Schwäche und durch Ziehen im Magen bedingt wird. Könnte man dem Weine nicht ein bitteres oder jedes andere tonische Mittel unterschieben, das die krankhafte Thätigkeit des Magens ändert und der Krankheit ein Ziel setzt? Man hat gerathen, dem Weine irgend eine ekelerregende Substanz zuzusetzen, deren schlechter Geschmack Widerwillen gegen den Wein erregen könnte; auch hat man dazu das Terpentinöl vorgeschlagen. Die Spartaner machten ihre Sklaven betrunken, damit dieser entwürdigende und verwilderte Zustand, in den die Trunkenheit stürzt, den Mitbürgern Abscheu davor einflössen sollte. Seit langer Zeit hat dieses Mittel seine Wirksamkeit verloren. Die Isolirung scheint mir die einzige Vorsichtsmaassregel, die wirklich von Nutzen ist. Man muss durch eine lang gewohnte Mässigkeit die Gewohnheiten der Unmässigkeit besiegen, und man ist dies nicht im Stande, wenn man nicht die Gelegenheit meidet und die Kranken nicht in die Unmöglichkeit versetzt, diesen Trieb zu befriedigen, und die Isolirung allein erfüllt dieses Alles. Die religiösen Lehren und Vorschriften, die Rathschläge der Philosophie, das Lesen von Abhandlungen über die Mässigkeit, die Furcht vor den physischen und intellectuellen Gebrechen, die eine unvermeidliche Folge der Trunkenheit sind, werden die besten Hülfsmittel bei der Isolirung sein.

§. 4.

Von der Brandmonomanie, Pyromanie Marc's.

(Monomanie incendiaire).

Da ich keine Gelegenheit gehabt habe, besondere Fälle der Brandmonomanie zu beobachten, so entnehme ich das Folgende aus einer Abhandlung über diesen Gegenstand, welche Dr. Marc*) veröffentlicht hat.

Der Mensch, der das Spiel seiner Leidenschaften ist, wird ein Brandstifter aus Eifersucht, aus Rache. Marc erzählt das Beispiel einer Frau, die in einem Hause, das neben dem ihrigen stand, Feuer anlegte, und zwar aus Eifersucht, weil ihr Mann mit einer andern Frau lebte, und aus Rache gegen die Hauseigenthümer, weil sie diese Unzucht begünstigten. Zwei Mädchen, das eine

*) *Annales d'Hygiène publique et de Médicine légale. Paris* 1833. *Tom. X. pag.* 357. — *Mémoires de l'Acad. royale de Méd. Tom. III. pag.* 29.

12, das andere 14 Jahr alt, welche dienten, waren mit ihrer Lage unzufrieden und legten Feuer an, um den Dienst zu verlassen. Zwei Kuhmägde, die eine 12½ Jahr, die andere 16 Jahr alt, legten Feuer an, weil sie einen Stand, der ihnen Vorwürfe zugezogen hatte und den sie verabscheuten, verlassen wollten. Verbrecher legen Feuer an, um die Spuren ihrer Verbrechen zu tilgen, oder aus irgend einem andern Beweggrunde.

Geisteskranke stecken in Folge des Deliriums, oder um sich die Freiheit zu verschaffen, oder um ihrer Rache zu genügen, das Haus, welches sie bewohnen, in Brand. Ich behandelte einen Maniacus, der einen glühenden Brand in sein Bett warf, weil er glaubte, dass er durch die Unordnung bei der Feuersbrunst seine Freiheit wieder erlangen werde. Die Monomaniaci gehorchen den Hallucinationen, den Illusionen, fixen Ideen, die sie dazu bestimmen, Feuer anzulegen, eben so wie andere bestimmt werden, ihre Nebenmenschen oder sich selbst zu tödten. Ein Geisteskranker hatte sich auf Reisigbündel gesetzt und wollte diese anzünden, indem er glaubte eine himmlische Macht zu besitzen, und überzeugt war, dass auf seinen Befehl die Flammen sogleich verlöschen würden. — Ein junger Mann hatte während einer grossen Hitze eine Reise zu Pferde unternommen; er wird verwirrt, man ist um ihn sehr bemüht, und er glaubt in die Hände von Räubern gefallen zu sein. Er steckt das Haus in Brand, in das er aufgenommen wurde, um entlaufen zu können, weil er glaubt, dass dies eine Mördergrube sei. — Ein 40jähriger Mann glaubt, dass er erbitterte Feinde habe, und befürchtet, in seinem eignen Hause überfallen zu werden; er umgiebt sein Zimmer mit einem Pulverstreifen, und ist entschlossen, denselben anzuzünden, sobald sich seine eingebildeten Feinde zeigen werden. — Schlegel erzählt in seinem Werke über politische Medizin (1819), dass eine Frau, die in religiöse Melancholie verfallen war, sich selbst zu tödten suchte, indem sie sich auf ihrem Bette verbrennen wollte. Sie zeigte gar keine intellectuelle Störung, mit Ausnahme des Lebensüberdrusses und der religiösen Exaltation.

Jonathan Martin erschien vor der Jury der Grafschaft York, weil er versucht hatte, die Kathedrale von York in Flammen zu stecken. Mit lachender Miene ging er zum Verhör, und wurde dort von einer Dame befragt: Betrüben Sie sich nicht über das Geschehene? «Keinesweges, wäre ich jetzt frei, so würde ich es wiederholen, denn man muss das Haus des Herrn von den unwürdigen Dienern reinigen, die sich so weit vom Evangelium entfernt haben.» — Aber dies ist kein Mittel, um die Priester zu bessern. Martin lächelte und antwortete nach einigen Augenblicken: «Verzeihen Sie mir! Hierdurch werden sie nachdenkend, sie

werden sehen, dass Gott meine Hand geleitet hat, und die Christen, die streng der wahren Religion zugethan sind, werden finden, dass ich recht gehandelt habe.» Die Ankunft der Jury wird durch Trommelgeräusch angekündigt. «Es ist komisch,» sagt Martin, «man glaubt die Posaunen des letzten Gerichts zu hören.» In dem Audienzsaale erklärte der Angeklagte, dass er keiner andern Schuld als der des Feueranlegens angeklagt sein wolle, da er nicht daran gedacht habe, wie man gesagt hatte, Gold und andere kostbare Gegenstände, die um die Kanzel waren, stehlen zu wollen, und dass er nur dem Befehle eines Engels gehorcht, der verlangt habe, dass er Feuer in der Kirche anlegen solle.

Ein 15jähriges Dienstmädchen, das Heimweh hatte, legte zwei Mal Feuer an, um seine Herrschaft verlassen zu können. Es erklärte, dass es seit dem Augenblicke, wo es in den Dienst trat, von dem Wunsche Feuer anzulegen beseelt gewesen sei, und dass es durch einen Schatten, der ihr unaufhörlich zur Seite gestanden habe, dazu getrieben worden sei. Bei diesem Mädchen war die Periode noch nicht erschienen, und es litt an sehr heftigen Kopfschmerzen. — Henke erzählt im 7ten Bande seiner Annalen mehrere derartige Beispiele, und unter andern auch das eines Mädchens, welches drei Mal Feuer anlegte und absichtlich sein Kind erstickte.

Ein 12jähriges Mädchen litt an einer Gehirnentzündung, die ihre intellectuellen Fähigkeiten sehr geschwächt hatte. Sie trat hierauf zu einem Pächter nahe bei London in Dienste, steckte ein Bett an, lief sodann zu ihrem Brotherrn, und bat ihn das Feuer auszulöschen. Als das Kind verhört wurde, gab es folgende Antworten: «Ich wollte nichts Böses thun, sondern ich wollte nur versuchen, ob man Feuer machen könne, wenn man ein Licht dem Bette nähert. Ich war neugierig, eine Flamme zu sehen, und ich glaubte, dass es schöner sein müsse, als wenn man Holz anstäke. Ich habe keinen Hass gegen meinen Brotherrn, denn ich habe es sehr gut bei ihm. Ich glaubte kein Unrecht gegen ihn zu thun, wenn ich ein schlechtes Bett verbrenne, denn er ist ziemlich reich, und kann sich leicht ein anderes anschaffen. Ich habe nicht darüber nachgedacht, dass es ein Verbrechen sei, das Eigenthum eines Andern zu verbrennen, und ich wollte mir ein Freudenfeuer machen. Hätte ich gewusst, dass ich deshalb erhängt werden würde, dann hätte ich es nicht gethan.»

Plattner erzählt, *) dass die Dienstmagd eines Bauern zwei Mal Feuer angelegt hatte, da sie durch eine Stimme, von der sie immer besessen wurde, und die ihr befahl Feuer anzulegen, und

*) *Quaestiones medicinae forensis. Leipzig*, 1824.

später, sich das Leben zu nehmen, hierzu angeregt war. Das Mädchen versicherte, dass es mit Ruhe und selbst mit Vergnügen die erste Feuersbrunst mit angesehen habe; bei der zweiten hatte es Lärm gemacht und versucht, sich zu hängen. Man bemerkte bei diesem Mädchen keine intellectuelle Störung, aber es litt seit dem 4ten Jahre an Krämpfen, die in Epilepsie ausarteten, und es hatte einen starken epileptischen Anfall einige Tage vor der zweiten Feuersbrunst gehabt.

Verwirrte und Idioten haben manchmal Neigung Feuer anzulegen. Missethäter missbrauchen sie häufig, um ihre elenden Absichten zu erfüllen. Verwirrte lassen das Feuer an ihre Möbel, an ihre Kleider kommen, ehe sie die Gefahr, die sie laufen, bemerken.

Die vorhergehenden Beobachtungen zeigen nur Individuen, die durch irgend eine Leidenschaft, oder durch eine intellectuelle Schwäche oder Störung zu diesen Handlungen gezwungen werden. Einige der Brandstifter, die geisteskrank oder von schwachem Geiste sind, haben Hallucinationen; die meisten gehorchen jedoch einem mehr oder minder starken Antriebe, und werden durch mehr oder minder beifällige Motive dazu gezwungen. Aber diese Kranken sind nicht der Fähigkeit, vernünftig zu reden, beraubt, und man muss ihre Geisteskrankheit zu der Monomanie ohne Delirium zählen. Thatsachen beweisen auch, dass einige Brandstifter zu ihrer Handlung unabhängig von ihrem Willen gezwungen werden, und diese müssen zu den Maniacis ohne Delirium nach Pinell, oder, wie ich sie benenne, zu den Monomaniacis ohne Delirium gezählt werden, weil die Brandstiftung in diesem Falle weder durch eine Leidenschaft, noch durch Delirium, noch durch Mangel an Urtheil entsteht.

Im 7. Bande der Annalen von Henke befindet sich folgende Geschichte: Ein Dienstmädchen, das vom Tanze nach Hause kam, wo es sich sehr erhitzt hatte, wurde plötzlich vom Triebe, Feuer anzulegen, ergriffen. Es war die drei Tage, ehe es das Feuer anlegte und noch unentschlossen war, sehr ängstlich, und erklärte später, dass es noch nie eine solche Freude empfunden habe, als zur Zeit, wo das Feuer ausbrach. — Ein 22jähriges Mädchen wurde innerlich dazu getrieben, Feuer anzulegen, obgleich es nach der Aussage seines Dienstherrn sich stets ausgezeichnet gut benommen hatte. Diese Aufregung vermehrte sich sehr, wenn das Mädchen einige Zeit lang seinen Geliebten nicht gesehen, von dem es ein Kind hatte. — Sholeau wurde vor die Assisen geladen, da sie zu einer Brandstifterbande gehörte, die im Jahre 1830 in mehreren Departements Frankreichs Feuer angelegt hatte. Dieses Mädchen, das 17 Jahr alt war, war nach der Aussage seines Advokaten eine arme Waise, die sich seit 10 Jahren ihren Unterhalt

selbst verdiente, und der jeder Rath und jede Hülfe fehlten. Sie war seit 7 — 8 Monaten schwanger, und sagte in einem überzeugenden Tone, der keinen Zweifel übrig liess, dass sie zwei Mal instinctartig aus einem unwiderstehlichen Drange Feuer angelegt habe, und dass dieser Zustand wohl durch ihre Schwangerschaft und durch die vielfachen Feuersbrünste, die sie vor sich sah, hervorgerufen worden war. *)

Ein Stellmacherlehrling, der 18 Jahr alt war und auf dem Lande wohnte, hatte in einem Zeitraum von vier Monaten sechzehn Mal Feuer angelegt. Er trug immer Schwamm und einen Schwefelfaden bei sich, und obgleich er, um seine Gefrässigkeit und seine Vergnügungssucht zu befriedigen, schon stehlen gelernt hatte und es ihm an Geld fehlte, so enthielt er sich des Diebstahls während der Feuersbrünste, die er angelegt hatte. Er war durch keine Leidenschaft dazu bewegt worden, sondern er empfand ein grosses Vergnügen an dem Schein der Flamme, das noch durch das Läuten der Glocken, durch die Klagen, durch den Hülferuf, durch das Geschrei und durch die Unordnung der Menschen erhöht wurde. Sobald das Stürmen der Glocken den Ausbruch des Feuers ankündigte, war er genöthigt, seine Arbeit zu verlassen, so aufgeregt war sein Körper und sein Geist.

Die Beobachtungen zeigen 1) dass, welches auch der Character des Deliriums sei, die Geisteskrankheit einige Kranken dazu bringt, Feuer anzulegen; 2) dass es eine Varietät der Monomanie ohne Delirium giebt, die sich durch einen instinctartigen Trieb, Feuer anzulegen, characterisirt. Diese beiden Schlüsse bedürfen keiner Erläuterung; die vorhandenen Thatsachen rechtfertigen sie.

Nach den so eben erwähnten Thatsachen erstaunt man über die grosse Anzahl und über das Alter der Brandstifter weiblichen Geschlechts, wenn man diese mit der Anzahl und dem Alter der männlichen Brandstifter vergleicht. Dieses doppelte Resultat ist nach den publicirten Beobachtungen deutscher Aerzte für Norddeutschland wahr, es verhält sich aber in Frankreich anders. Marc hat gefunden, als er die Brandstifter, die in der *Gazette des tribunaux* seit 1825—1832 bekannt gemacht worden sind, verglich, dass in Frankreich die Zahl der brandstiftenden Männer beträchtlich grösser, als die der Frauen ist, und dass bei uns Erwachsene häufiger Feuer anlegen, als Individuen von noch nicht 20 Jahren. Die Nervenaffectionen, besonders aber die Neurosen, die sich beim Erscheinen der Pubertät zeigen, sagt Dr. Marc, sind bei den deutschen Frauen häufiger, als bei den Französinnen. Dies entseht aus der Verschiedenheit des Klima's, der Sitten und der Gewohn-

*) *Gazette des tribunaux No.* 18.

heiten, besonders bei den Landbewohnern. Marc äussert sich darüber folgendermaassen:

«Die physische Erziehung des deutschen und des französischen Landmädchens ist nicht wenig von einander verschieden. In Frankreich leben die Bäuerinnen unter einem angenehmen Himmelsstrich, sie sind von Kindheit an daran gewöhnt im Winter mehr in gemässigten, als in warmen Wohnungen zu leben, ihre Nahrung ist einfach und wenig mit Gewürzen vermischt und warme Getränke kennen sie kaum. Nichts reizt oder hindert also bei ihnen auf eine merkliche Weise die Entwickelung der Pubertät, deren hauptsächlichstes Kennzeichen, die Menstruation, auf eine normale Weise sich einstellt, und wobei noch der heilsame Einfluss des Klima's zu Hülfe kommt. In Deutschland, besonders aber im nördlichen, ist es nicht so. Die Heizung der Wohnungen auf dem Lande geschieht durch ungeheure Oefen, auf und hinter welchen zuweilen ein Theil der Familie schläft. Diese Hitze ist wenigstens die Hälfte des Jahres so stark, dass sie einem Jeden beschwerlich fällt, der einen solchen Wohnort besucht, ohne an eine so warme und feuchte Atmosphäre gewöhnt zu sein. Denn beinahe immer wird das Wasser, das zum häuslichen Gebrauche und zur Abkochung des Futters für das Vieh dient, in grossen kupfernen Töpfen, die in den Oefen eingemauert sind, zum Kochen gebracht, und die dadurch entstehenden Wasserdämpfe vollenden noch die Zerstörung der Elasticität der sie umgebenden Luft. Fügen wir nun noch zu diesem nachtheiligen Umstande den häufigen Gebrauch warmer, gewürzter Getränke, z. B. der Biersuppe, die mit Kümmel oder Koriander gewürzt wird, den Gebrauch des, zwar schwachen, aber in grosser Menge getrunkenen Thees, und endlich die Gewohnheit, in Federbetten zu schlafen, hinzu, so wird man sich leicht erklären können, wie diese Einflüsse, indem sie oft plötzlich mit einer langen und grossen Kälte abwechseln, wechselsweise aufregen und schwächen, und so Gelegenheit zur Erzeugung von Nervenaffectionen geben.»

Die deutschen Aerzte *) haben bewiesen, dass Feuersbrünste häufiger durch junge Mädchen von 9, 12, 15, 18 Jahren verursacht werden, als durch Mädchen, die schon älter sind. (Ich habe schon gesagt, dass dies in Frankreich nicht der Fall ist). Sie haben auch dieses besondere Resultat ihrer Beobachtungen zu erklären gesucht. Henke schreibt diese Neigung dem Stillstehen

*) *Recherches sur l'état actuel en Allemagne de doctrine médico-légale relatifs aux aliénations mentales von Kaufflieb.* (*Annales d'Hygiène publique et de Médecine légale, Paris* 1835. *Bd. XIV. S.* 124.

oder einer Störung der Entwickelung der Organe und folglich dem Stillstehen oder der Störung der physischen und psychischen Erscheinung der Pubertät zu. Die Anomalien, welche sich in diesem Lebensabschnitt bei beiden Geschlechtern zeigen, sind aber weit häufiger und hervorstechender bei jungen Mädchen, als bei Knaben. Sie haben ihren Sitz im Centrum der Sensibilität, oder in den verschiedenen Heerden des Nervensystems; sie zeigen sich manchmal durch Krämpfe, Convulsionen oder durch Geisteskrankheiten. — Auch beobachtet man während der Jugend, während der Entwickelung der Pubertät den Somnambulismus, die Melancholie, das Heimweh, den Selbstmord u. s. w. Hält man alle die hier angegebenen Ursachen zusammen, so sieht man leicht ein, warum in Deutschland mehr junge Brandstifter weiblichen als männlichen Geschlechts vorkommen.

§. 5.
Von der Mordmonomanie.
(Monomanie homicide).

Die Mordmonomanie wurde von Pinell *Manie sans délire*, *Manie raisonnante*, und von Fodéré *Fureur maniaque* genannt. Durch Leidenschaften, durch das Verbrechen wird ein Mensch zum Mörder, aber dies zu beschreiben gehört nicht zu meiner Aufgabe, und ich werde mich hier nur auf Geisteskranke beschränken, die derartige Verbrechen begehen.

Die Geisteskranken machen Angriffe auf das Leben ihrer Nebenmenschen, weil sie in einem Anfalle von Zorn sehr reizbar sind und alle Personen, die ihnen widersprechen, oder von denen sie Widerspruch zu erfahren glauben, schlagen und tödten. Auch bringen sie diejenigen um, die sie für ihre Feinde halten, oder gegen die sie sich vertheidigen oder rächen müssen. Andere werden durch Illusionen oder Hallucinationen getäuscht, und gehorchen dem Antriebe des Deliriums. Einige die tödten, motiviren und besprechen ihre Handlungen, und haben das Bewusstsein, etwas Böses zu begehen. Andere sind die blinden Instrumente eines unfreiwilligen instinctartigen Antriebes, der sie zum Morde hinreisst. Endlich giebt es auch Idioten, die aus Mangel an aller Intelligenz, und da sie weder das Böse, noch das Gute kennen, aus Nachahmungssucht tödten.

Man hat zu den Maniacis Individuen gezählt, die im Besitz ihrer Vernunft zu sein scheinen, aber deren Wille allein verletzt zu sein scheint. Diese Kranken empfinden, vergleichen, beurtheilen sehr gut die Dinge, aber sie werden durch die geringste Ursache

und selbst ohne Grund, zu den heftigsten und wüthendsten Handlungen fortgerissen; sie werden unwiderstehlich dazu gezwungen sich zu beschädigen, ihren Nebenmenschen zu tödten. Diese Unglücklichen haben das Bewusstsein ihres Zustandes, beklagen selbst ihre Lage, warnen vor ihrer Wuth, und bitten, sie ausser Stand zu setzen, schaden zu können. Pinell hat mehr als jeder andere Arzt die Aufmerksamkeit der Beobachter auf diese schreckliche Krankheit geleitet, der er den Namen Manie ohne Delirium gegeben hat.

Aber giebt es wirklich eine Manie, bei welcher die Kranken im vollen Besitze ihrer Vernunft sind und sich den verdammungswerthesten Handlungen überlassen? Giebt es einen pathologischen Zustand, in welchem der Mensch unwiderstehlich zu einer Handlung gezwungen wird, die sein Gewissen verabscheut? Ich glaube es nicht. Ich habe eine grosse Anzahl Geisteskranker gesehen, die im vollen Besitz ihrer Intelligenz zu sein schienen, und die die Bestimmungen, durch die sie zu Handlungen gezogen wurden, beklagten, aber die mir auch alle eingestanden, dass sie irgend etwas im Innern empfinden, worüber sie nicht Rechenschaft geben können; dass ihr Kopf eingenommen sei, und dass sie eine Störung in ihrer Verständniss bemerken. Hierbei zeigten sich vor dem Ausbruche eines solchen Anfalls physische Symptome. Einige empfanden eine heftige Hitze, die vom Unterleibe zum Kopfe aufstieg, Andere eine brennende Hitze und eine Pulsatiou im Innern des Schädels. Andere sagten, dass sie durch eine Illusion, durch eine Hallucinatiou, durch ein falsches Urtheil zu ihren Handlungen bestimmt worden seien. Ich werde das hier Gesagte durch Beispiele deutlicher zu machen suchen. Ein Geisteskranker wird plötzlich sehr roth, und er hört eine Stimme, die ihm zuruft: «Tödte ihn, tödte ihn, es ist dein Feind. Tödte ihn, und du wirst frei sein!» Ein Anderer ist überzeugt, dass seine Frau ihn verräth. Die Aufführung seiner Frau und die Umstände müssten seinen Argwohn zerstören, aber die Eifersucht waffnet seinen Arm und er versucht zu schlagen. Die Waffe entweicht seiner Hand, und nun wirft er sich der zu Füssen, die er so eben opfern wollte, beklagt seine Wuth, seine Eifersucht, giebt die besten Versprechungen, fasst die schönsten Entschlüsse, und begeht einen Augenblick nachher dieselben Handlungen wieder. Eine Familienmutter glaubt, dass sie im tiefsten Elende sei; sie hält ihre Lage für schrecklich, meint, dass sie durch nichts geändert werden könne, und ist überzeugt, dass ihre Kinder bestimmt sind, auf der Strasse umherzulaufen und zu betteln. Hierdurch geräth sie in Verzweiflung und fasst den Entschluss, sich zu tödten. Jedoch erwacht die mütterliche Liebe in dem Augenblick, wo sie ihre That ausführen will, und sie bittet,

ihr die Kinder fortzunehmen. Die von Pinell aufgeführten Beispiele bestätigen noch meine Meinung. *)

Fast alle Beispiele, die von den Schriftstellern zur Manie ohne Delirium gezählt wurden, gehören zur Monomanie oder zur Melancholie. Die unwiderstehlichen Antriebe zeigen uns alle Zeichen einer Leidenschaft, die bis zum Delirium gelangt ist. Haben die wüthenden oder nicht wüthenden Kranken, die unwiderstehlich zu Handlungen, die sie missbilligen, gezogen werden, ihren Zustand empfinden, über ihn gut urtheilen, ihn beklagen, und Anstrengungen machen, um ihn zu bekämpfen, dann nicht eine lichte Periode? Ja, aber der Paroxysmus folgt bald auf die Remission, und sie werden von Neuem eine Beute ihres Deliriums, werden fortgerissen, ohne dass sie durch die Vernunft geleitet werden. Indem sie dem Impuls gehorchen, vergessen sie die Motive, die sie einen Augenblick vorher zurückhielten, und sehen nur den Gegenstand ihrer Wuth, ähnlich dem Menschen, der in einer heftigen Aufregung nur den Gegenstand seiner Leidenschaft sieht. Die gewöhnliche Sprache giebt dem höchsten Punkt der Leidenschaft den Namen Delirium, und wir sollten einen ähnlichen Zustand in der Manie mit dem Namen ohne Delirium bezeichnen?

Ich sage, dass der Gegensatz der Ideen, des Urtheils und der Neigungen mit den Handlungen des Kranken durch die Unstätigkeit der Ideen und Neigungen erklärt wird, durch die die Maniaci zu ihren vielfachen Antrieben gezogen werden. Der Wille schwankt allmälig zwischen diesen beiden Antrieben, und die Kranken werden zu einer unverständigen Handlung hingezogen, weil sie nicht im Besitze ihrer Vernunft sind, und weil sie sich eben im Delirium befinden. Der Mensch hat hier nicht mehr die Fähigkeit, seine Handlungen zu leiten, weil er die Einheit seines Ichs verloren, und es ist dies der homo duplex, der durch einen Beweggrund zum Bösen getrieben, durch einen andern von demselben zurückgehalten wird. Diese Störung des Willens kann man so erklären, dass die beiden Hälften des Gehirns nicht zu gleicher Zeit erregt werden, und so nicht zu gleicher Zeit wirken. Aber es bleibt wahr, dass dasjenige, was man Manie ohne Delirium genannt hat, mehr zur Monomanie oder Melancholie gehört, und dass die wüthenden Handlungen, die die Geisteskranken begehen, stets durch das Delirium entstehen.

So war meine Meinung im Jahre 1818, als ich den Artikel Manie für das *Dictionnaire des Sciences médicales* bearbeitete.

*) *Traité médico-philosophique de l'aliénation mentale. Paris. 2te Auflage. S.* 139.

Seit dieser Zeit habe ich jedoch Geisteskranke ohne Delirium gesehen, und ich musste daher natürlich meine Meinung gegen wirklich beobachtete Thatsachen aufgeben, und so erkenne ich an, dass es Monomaniaci giebt, die durch einen blossen instinctartigen Antrieb, ohne Leidenschaft, ohne Delirium, ohne Beweggrund, einen Mord begehen, und so einen Anfall von Monomanie ohne Delirium haben.

Die Geisteskranken, die an Mordmonomanie litten, hatten in manchen Fällen einen düstern, melancholischen, eigensinnigen Character; in andern Fällen zeichneten sie sich durch Sanftmuth, durch Güte, durch gute Sitten aus. Zu den excitirenden Ursachen dieser Krankheit gehören gewisse Störungen der Organe der Ernährung, gewisse atmosphärische Verhältnisse, Ueberregung der Sensibilität, eine fehlerhafte Erziehung, ein exaltirtes religiöses Gefühl, der Nachahmungstrieb, der Kummer und endlich ausserordentliches Unglück. Um alles dies zu beweisen, will ich folgende Beispiele aufführen:

Wenn der schreckliche Chamsin weht, so stürzt sich der bewaffnete Indier auf Alles, was er antrifft. Die Verzweiflung, die eine lange Belagerung verursacht, eine mörderische Epidemie oder ein Schiffbruch ohne Hoffnung auf Hülfe machen Freunde, Kameraden und Bürger, die früher in der vollkommensten Eintracht lebten, zu Mördern. — Ein kleines Mädchen von drei Jahren hörte oft von ihrer Stiefmutter Böses reden. Es wünschte den Tod derselben, und diese Kleine machte, als sie 5 Jahr 3 Monate alt war, den ersten Versuch, die Stiefmutter zu tödten. — Eine Dame, die von Jugend auf sehr exaltirt war, war durch die lange Abwesenheit ihres Mannes sehr unglücklich. Hierbei wollte sie ihre Kinder tödten, damit sie nicht eines Tages ein ähnliches Unglück erführen. — Ein Vater opferte seinen Sohn, um der Stimme eines Engels zu gehorchen, die ihm befahl, Abraham nachzuahmen. — Ein Offizier und ein Winzer wollten die Welt durch die Bluttaufe bekehren. — Eine Mutter tödtete ihr Kind, um einen Engel aus demselben zu machen. — Prohaska tödtete seine Frau und seine beiden Kinder, weil er glaubte, dass ein Offizier seiner Frau den Hof mache. — Ein Sattler wollte, bevor er sich selbst das Leben nahm, seine Frau tödten, weil sie doch nicht einem Andern angehöre. — Ein junges Mädchen tödtete seine beste Freundin, um sich zu einem glücklichen Tode vorzubereiten. — Eine Mutter glaubte, dass sie ins tiefste Unglück gestürzt sei, und wollte ihren Säugling tödten, um demselben die Schande des Unglücks zu ersparen. — Ein Erzieher zu Edinburg tödtete seine Frau und seine fünf Kinder, und verschonte zwei ihm anvertraute Zöglinge. Eine ähnliche Begebenheit fand zu

Amsterdam statt.*) Alle Monomaniaci, von denen ich hier sprach, hatten ein partielles Delirium; alle wurden durch einen überlegten und eingestandenen Beweggrund zum Morde gebracht, und alle hatten eine verkehrte Neigung. Nicht eben so verhält es sich mit den Geisteskranken, von denen wir jetzt sprechen wollen.

Eine Frau, die seit 10 Tagen entbunden war, hat plötzlich und zwar ohne Beweggrund den heftigsten Wunsch, ihr Kind zu erwürgen. — Eine Mutter, die vier Kinder hatte, ward unfreiwillig dazu getrieben, sie ums Leben zu bringen, und entgeht diesem Unglück nur, indem sie das Haus verlässt. — Ein Dienstmädchen empfand jedesmal, sobald sie ein Kind, das ihr anvertraut war, zu Bette legte, einen heftigen Wunsch, demselben den Leib aufzuschneiden. — Eine Mutter wurde angetrieben, dem Kinde, welches sie am meisten liebte, den Hals abzuschneiden. — Eine Frau empfand, sobald sie ihre Periode hatte, den Wunsch, ihren Mann und ihre Kinder zu tödten, und dieser Wunsch war noch lebhafter, wenn sie dieselben schlafen sah. — Ein Herr las in einem Journale die nähern Umstände, die über einen Kindermord angegeben waren; er wachte in der Nacht auf, und hatte den Wunsch, seine Frau zu tödten. — In allen diesen Fällen war die Intelligenz, die Neigungen, der Wille so gut wie gar nichts. Und welches ist denn nun diese schreckliche Krankheit, die mit den Empfindungen des Menschen spielt und ihn antreibt, die heiligsten Gesetze der Natur zu verletzen, und die Personen, die ihm am theuersten sind, zu tödten? Kann man, wenn auch diese Unglücklichen vor der That nicht irre reden, wenn sie auch instinctmässig zu derselben gezogen werden, sagen, dass sie vernünftig sind? Verträgt sich die Vernunft damit, dass man einen Mord an der Person begeht, die man am liebsten hat? Ein Ehemann tödtet seine Frau, die er anbetet, ein Vater seinen Sohn, den er liebt, eine Mutter ihren Säugling, dasjenige Kind, welches sie am innigsten liebt! Man kann diese Erscheinung nur dann begreifen, wenn man annimmt, dass die ganze Intelligenz, jede moralische Empfindung und der Wille vollständig aufgehoben sind. Durch folgende Thatsache wird man mich besser verstehen.

Ein 32jähriger junger Mann war von schlankem Wuchs, mager, und hatte einen sanften Character. Er hatte eine sorgfältige Erziehung erhalten, und beschäftigte sich mit den Künsten. Zwei Monate, bevor er nach Paris kam, hatte er an einer Gehirnentzündung gelitten, sich aber nach der Zeit ganz vernünftig benommen. Eines Tages geht er nach dem Justizpalast, tritt dort in den Saal, stürzt sich auf einen Advokaten und ergreift ihn bei

*) Gall, Von den Functionen des Gehirns.

der Gurgel; er wird angehalten, ins Gefängniss geführt und mir noch an demselben Tage übergeben. Bei meinem ersten Besuche, den ich den Tag darauf machte, ist er ruhig, nicht zornig, ohne Reue, und hatte die ganze Nacht geschlafen; er zeichnet noch denselben Tag eine Landschaft, erinnert sich sehr wohl, was er Tags zuvor im Justizpalast gethan und spricht ganz kaltblütig davon; aber er erinnert sich weder an die Beweggründe, noch an die nähern Umstände dieser Handlung, und fühlt auch keine Reue darüber. Er antwortet auf meine Fragen mit Höflichkeit, ohne Verstellung und mit dem Tone der Wahrheit: «Ich bin nach dem Justizpalast ganz ohne irgend einen besondern Zweck gegangen, eben so wie ich nach jedem andern Ort, in das Palais royal, die Tuilerien gegangen wäre; ich habe es nicht nur nicht auf diesen Advokaten abgesehen, sondern er ist mir sogar ganz unbekannt, und ich habe nie weder in irgend einer Verbindung mit einem Advokaten gestanden, noch etwas mit ihm zu thun gehabt; es ist mir unbegreiflich, wie ich solches Aufsehen habe erregen können, es hätte eben so gut an jedem andern Orte und an jedem andern Individuum geschehen können.» Als ich ihm bemerklich machte, dass man diese Handlung nur durch eine augenblickliche Krankheit erklären könne, antwortete er mir: «Erklären Sie sie, wie Sie wollen, ich fühle mich nicht krank, und kann auch nicht begreifen, wie ich dazu gekommen bin.» Drei Monate hindurch, während welcher Zeit er unter meine Aufsicht gestellt war, gab er sich nicht einen Augenblick eine Blösse, delirirte nicht, that nie eine unpassende Handlung, war höflich, artig gegen Jedermann, vergnügte sich mit Zeichnen, Lesen, und zog die Einsamkeit der Gesellschaft vor.

Manchmal werden derartige Kranke durch einen innern Kampf bewegt, der zwischen dem Antriebe zum Morde und zwischen den Empfindungen und den Beweggründen, die sie davon abhalten, besteht, und dieser Kampf wird durch den Trieb zum Morde und durch die noch vorhandene Intelligenz und Sensibilität veranlasst. Dies ist so wahr, dass man oft Geisteskranke findet, die nur den Willen zum Morden haben, und nicht dazu hingezogen werden. Bei andern dagegen ist der Wunsch zu tödten gross, erneuert sich oft und wird durch den Kranken bekämpft. Bei noch andern ist der Antrieb noch energischer und es entsteht so ein innerer Kampf, der den Kranken beunruhigt, bewegt und ihn in die schrecklichste Angst versetzt. Endlich giebt es einige, bei denen der Antrieb so heftig ist und augenblicklich entsteht, dass gar kein Kampf stattfindet und die Handlung unmittelbar erfolgt. Diese Aufregung, dieser Kampf, diese Angst nimmt um so energischer zu, je grösser die Intelligenz und Empfindung des Kranken noch ist.

Häufiger als die Aerzte glauben, ist das Begehrungsvermögen *(les facultés affectives)* der Geisteskranken verändert, oder gar ganz aufgehoben. Die moralischsten Menschen, die, welche den besten Character, die besten Sitten, die geregeltste Aufführung hatten, gestanden mir, dass sie während des Deliriums, und besonders im Anfange der Krankheit von der Idee, Jemanden zu morden, gequält wurden. Dieser schreckliche Trieb wurde weder durch Hass, noch durch Zorn, wie bei den Wüthenden, hervorgerufen, sondern er entstand spontan, war dem gewöhnlichen Delirium fremd und wurde weder von aussen her, noch durch Vorschläge, noch durch Handlungen hervorgebracht.

Die Mordmonomanie verschont kein Alter, selbst Kinder von 8—10 Jahren sind davon nicht ausgenommen. Gewöhnlich tritt sie periodisch auf, und dem Paroxysmus oder Anfalle gehen Symptome voraus, die eine allgemeine Aufregung andeuten. Die Kranken klagen über Kolikschmerzen, haben Brennen in den Eingeweiden, Hitze in der Brust, Kopfschmerzen; sie leiden an Schlaflosigkeit, das Gesicht wird roth oder sehr bleich, die Haut ist braun, der Puls hart, voll; der Körper zittert. Gewöhnlich begeht der Kranke seine That, ohne dass man durch irgend eine äussere Handlung dieselbe vorhersehen konnte. Ist die Handlung vollführt, so scheint der Anfall beendet, und die Kranken fühlen sich von ihrer grossen Aufregung und Angst, die ihnen sehr peinlich war, entledigt, sind ruhig, haben keine Gewissensbisse und keine Furcht. Sie betrachten ihre Schlachtopfer mit Kaltblütigkeit, ja manchmal auch mit Zufriedenheit. Die Meisten fliehen nicht, bleiben meistens bei dem Leichnam, oder zeigen sich selbst der Behörde an, indem sie die Handlung, die sie begangen haben, erzählen. Wenige entfernen sich, verbergen ihre Mordinstrumente, aber auch sie verrathen sich selbst, oder wenn sie durch die Behörde eingefangen werden, so gestehen sie sogleich ihre Handlung ein und geben von dem kleinsten Umstand Rechenschaft.

Die Mordmonomanie muss eben so behandelt werden, wie die übrigen Arten der Monomanie. In den Beobachtungen, die ich mittheile, sind einige Kranke durch Mittel, die auf die Unterleibsorgane wirken, geheilt worden; abführende Mittel scheinen besonders heilsam zu sein. Die Monomaniaci, welche ihren Versuch ausgeführt haben, genesen selten; ich habe wenigstens nicht einen gesehen, der, nachdem er einen Mord begangen, seinen Verstand wieder erlangt hätte. Bei der Behandlung muss man passende Vorsichtsmaassregeln anwenden, um den Folgen der schrecklichen Neigung diesnr Kranken vorzubeugen.

Madame L... hat einen Onkel, der in Folge des Trunks geisteskrank ist. Ihr erster Mann war Chirurgus gewesen, ist gestorben, und sie hat sich vor einigen Jahren wieder verheirathet.

Sie ist 31 Jahr alt, und kam am 26. Februar 1837 nach Charenton. Sie ist von mittlerem Wuchse, hat eine starke Constitution und ihr Kopf ist durch seine abgerundete Form und seinen kleinen Umfang merkwürdig; ihre Haare sind braun, die Augenbraunen wenig markirt, die Augen grau, klein, funkelnd und stier; auf ihrem kurzen und dicken Halse springen die Adern hervor. L. ist immer gesund gewesen, obgleich sie von mehreren syphilitischen Krankheiten durch Mercur geheilt worden ist.

Sie hat einen sehr ungeregelten Lebenswandel geführt, und einige Unglücksfälle, so wie der Missbrauch geistiger Getränke sind die excitirenden Ursachen ihrer jetzigen Krankheit, die im Juni 1836 ausbrach. L. hat immer einen stolzen und unbeugsamen Character, Abneigung vor Arbeit und seit ihrer Kindheit grossen Geschmack an Blut und Fleisch, das sie roh ass, gehabt. Seit langer Zeit fühlte sie sich unwiderstehlich zum Morde, zum Blutvergiessen gezogen, und man sah sie Vögel oder andere Thiere, die ihr unter die Hände fielen, mit einem Ausdruck von Freude zerreissen. Die Heirath hat diesen schrecklichen Trieb nicht modificirt, und sie verliess ihren ersten Mann, um einem jungen Manne nachzulaufen, und sich später dem ersten Besten zu überlassen.

Vor einem Jahre fing L. an, augenscheinliche Zeichen von Delirium zu geben, 4 Monate später brach Manie mit der schrecklichsten Wuth aus; sie zerbrach, zerriss Alles, was sie erlangen konnte und überliess sich gewaltthätigen Handlungen, besonders gegen ihre Verwandten. Nachdem sie die Monate December und Januar im Hospital zu Montreuil, Châlons-sur-Marne zugebracht hatte, und ihr Zustand nicht besser geworden war, wurde sie zu ihrer Mutter gebracht, weil man glaubte, dass die zärtliche Sorgfalt ihrer Eltern diese Krankheit modificiren würde. Die ersten Tage gehen ohne Sturm vorüber; die neue Lage, das Zuvorkommende, die Zeichen von Zärtlichkeit und Hingebung schienen ihr Delirium besänftigt zu haben; als aber ihre Forderungen sich mehrten und nicht befriedigt werden konnten, wurde L. seit einigen Tagen der Gegenstand des Schreckens für ihre Mutter und ihre Nachbarn, die sie mit Beleidigungen und Drohungen überhäuft. Seit dem Ausbruch der Krankheit hatte sie mehrere Paroxysmen, in denen sie lärmt, wüthet, Alles in Stücke zerreisst und sich von Niemand anreden lässt. Ihr Blick, ihre Geberden, ihre Drohungen setzen in Schreck; sie wiederholt oft, dass ein Verbrechen begangen werden, dass sie ihre Mutter oder die sich ihr Nahenden tödten müsse, dass das menschliche Geschlecht sterben und die Erde von Blut überschwemmt werden müsse. Sie hat Hallucinationen des Gesichts und Gehörs. Sie sieht Blut fliessen, was sie aufregt, sie hört Stimmen, die ihrer Wuth Bei-

fall zollen und die sie zum Verbrechen anreizen. Ist L. ruhig und unterhält man sich mit ihr von ihrer schrecklichen Neigung, so ist sie weit entfernt, sie zu läugnen, sich darüber zu betrüben oder Vorwürfe zu machen, sondern sie antwortet in einem festen Tone, mit energisch ausgesprochenen Worten, indem sie die Hand vor die Stirn hält: «So wie dieser Kopf ist, gut oder schlecht, Sie werden ihn nicht ändern; dies ist meine Organisation; nie nie werden Sie mich anders oder vernünftiger machen, als ich bin. So gross Ihre Macht auch sei, alle Ihre Mittel werden meinen Willen nicht modificiren; übrigens bin ich mit meiner Art zu sein zufrieden.» L. ist physisch ganz gesund, leidet manchmal an Kopfschmerzen, Hitze im Kopfe, wird im Schlafe durch heftigen Schreck und das Bedürfniss herumzugehen geweckt. Die Menstruation fliesst regelmässig, aber zur Zeit derselben findet eine Exacerbation aller Symptome statt. Ich verordne beruhigende Getränke, Laxantien, warme Bäder, kaltes Wasser auf den Kopf und absolute Isolirung, die sie übrigens nicht beunruhigte, da sie nichts nach ihren Verwandten fragte.

P., ein 32jähriger Junggeselle, war von mittlerem Wuchse, hatte eine starke Constitution, sanguinisches Temperament, braune Haare, blaue Augen, einen starken Kopf, kurzen Hals und breite Schultern. Er war Pharmaceut, betrieb seine Studien sehr fleissig, zeichnete sich aber immer durch die Unstätigkeit seines Characters aus. Bald wollte er Soldat, bald Seminarist sein, bald wünschte er die ersten Stellen in der menschlichen Gesellschaft einzunehmen. Er liebte das Lesen von philosophischen, besonders aber von theologischen Werken. Als er sein Studium vollendet hatte, kam er zu einem Apotheker, wo er sich gut betrug und fleissig arbeitete. Bald änderte sich ohne bekannte Ursache sein Character; er missbrauchte das ihm geschenkte Zutrauen, wurde seines Standes überdrüssig und wollte Geistlicher werden. Da ihm Alles gleichgültig, widrig war, so wurde er faul, verliess Paris, um seine Eltern zu besuchen, aber er lief, statt zu ihnen zu gehen, auf dem Felde umher, und war in einem so aufgeregten Zustande, dass er angehalten und nach Bicêtre geschickt wurde, von wo er später nach Charenton gebracht ward. Während des ersten Monats war er in diesem Hause ruhig, und kaum verrieth seine Unterhaltung die Störung in seinen Ideen. Nach dieser Zeit entstand eine Aufregung, und es zeigten sich einige stolze Ideen; er ist ein grosser Herr, Prinz u. s. w., rühmt seine guten Eigenschaften. Später leidet er an verschiedenen Hallucinationen, und während der Nacht erscheint ihm einmal ein grosser Adler, der Napoleon seine Krone abnimmt und sie ihm aufs Haupt setzt. Später steht er in einer innigen Verbindung mit dem Himmel, behauptet, ein neuer Christus zu sein, und will, um seine gött-

liche Macht zu beweisen, Wunder thun. Er ist Herr des Donners, macht gutes und böses Wetter; er hat keine physischen Bedürfnisse und kann ohne zu essen leben. Er sagt uns von Zeit zu Zeit, dass er gekreuzigt werde, dass er 40 Tage lang fasten wird, und in dieser Ueberzeugung weigerte er sich häufig, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, so dass man zur Oesophagussonde seine Zuflucht nehmen musste. Seit einigen Monaten hat der Kranke eine sehr grosse Neigung zum Morde und Selbstmorde, und verlangt in dieser doppelten Beziehung eine sehr grosse Wachsamkeit. Zwei Mal fand man ihn fast sterbend, da er mit Hülfe seiner Halsbinde Versuche sich zu erhängen gemacht hatte, und stets wird sein Trieb zum Morde heftiger. Die Aerzte des Hauses, besonders aber der Director des Hauses, sollen als seine Opfer fallen, und er hat sich schon vier Mal auf sie mit ungeheurem Ungestüm geworfen. Frage ich ihn um den Grund seiner Heftigkeit, so antwortet er mit ruhigem, sanftem Tone, dass man ihn hierzu reize, und dass ich ihn selbst schon seit zwei Jahren anrege, auf mich zu fallen und mich zu tödten. Manchmal fügt er hinzu, dass es nothwendig sei, dass man seiner los werde, und dass er deshalb Jemanden tödten wolle, um wiederum getödtet zu werden. Bis jetzt war sein Mordtrieb noch nicht gegen die übrigen Kranken und gegen die Wärter gerichtet, und er hat auch nicht immer diesen grausamen Trieb, sondern sein Gesicht ist zuweilen ruhig, und es zeigt sich auf demselben ein Lächeln. Er kündigt an, dass er zu einer bestimmten Zeit den Herrn Esquirol schlagen werde, und dass er ihm zuerst den Garaus machen wolle. Er schreibt viel, und seine Schriften bestehen in religiösen, philosophischen und politischen Sentenzen. Unter diesen finden sich häufig folgende Worte eingestreut: «Ich bin Gott, Mensch, Napoleon, Robespierre, Alles zusammen. Ich bin Robespierre, ein Ungeheuer; man muss mich tödten, und ich weiss nicht, warum Gott mich zwingt, alle Menschen ums Leben zu bringen.»

Mitten unter diesen schrecklichen Gedanken bewahrt P. manchmal einen Schimmer von Vernunft; dann spricht er folgerecht, liest, schreibt, aber sein Blick ist unsicher, seine Lippen zittern, sein Lächeln ist sardonisch, und er verlangt seine Freiheit mit einem Tone, der seine Absichten deutlich verräth. Uebrigens gehen die Functionen der Assimilation gut von statten. P. ist sehr stark, sein Schlaf ist gut, er isst mit Appetit, wenn nicht irgend eine Idee ihn zum Fasten bestimmt. Bäder, Douchen, Purganzen, Blutegel, methodisch und zu verschiedenen Zeiten angewandt, konnten in dieser Krankheit nichts ändern. Auch waren wir mit Sanftmuth, Wohlwollen und unserer ganzen Theilnahme nicht im Stande, die schrecklichen Neigungen dieses Kranken, der am 9ten Juni 1835 nach Charenton gekommen war, zu besiegen.

Die vorhergehenden Beobachtungen handelten von zwei Individuen verschiedenen Geschlechts, die von Jugend auf verkehrte Neigungen und einen bösen Character hatten. Diese Neigungen und dieser Character, die durch Erziehung nicht verbessert wurden, haben nach und nach die Intelligenz beherrscht, den Verstand verwirrt und zur Mordmonomanie geführt.

Ein kleines Mädchen wurde 13 Monate lang zu einer Amme 2 Meilen von Paris aufs Land gegeben; später wurde es bei seiner Grossmutter, einer alten, achtungswerthen und religiösen Frau erzogen. Als die Kleine $7\frac{1}{2}$ Jahr alt war, wurde sie nach Paris zurückgebracht, wo sie seit einigen Monaten bei ihren Eltern lebt. Sie ist traurig, spielt nicht, lacht nicht und weint niemals; sie sitzt stets auf dem Stuhle mit gekreuzten Händen, und wenn ihre Mutter ihr den Rücken wendet, so legt sie ihre Hande auf dieselbe. Man unterrichtet sie im Nähen, Lesen, Stricken, aber sie schickt sich bei diesem Unterricht schlecht an. Sie ist 3 Fuss 5 Zoll gross, ihre Haare sind braun, ihre Augen schwarz und lebhaft, ihre Nase ist gekrümmt, ihr Mund klein, ihre Backen voll, geröthet, ihr Aussehen angenehm und geistreich.

Seit ihrem 4ten Jahre trieb sie mit Knaben von 10—12 Jahren Onanie, und sie ist wegen der Entfernung von diesen Knaben traurig. Bewacht man sie nicht stets, so überlässt sie sich allein demselben Laster, und weder die Sorgfalt ihrer Mutter, noch der religiöse Unterricht, noch die Rathschläge eines Arztes konnten sie davon abbringen. Ihre Mutter wird vor Kummer krank, und die unglückliche Kleine bedauert, dass die Mutter nicht gestorben, denn sie sagt, dass sie dann doch deren Kleider geerbt, sie nach ihrem Wuchse hätte einrichten lassen, und dann die Männer aufgesucht hätte; auch würde sie wohl die Mutter getödtet haben, als sie krank war, wenn diese nicht stets bewacht worden wäre. Aber, sagte die Mutter, wenn ich heute sterbe, dann würde ich morgen wiederkommen, denn unser Herr ist auch wieder auferstanden. — «Ich weiss wohl, erwiderte die Kleine, dass, wenn man einmal gestorben, man nicht wieder kommt. Unser Herr ist wiedergekommen, weil er der liebe Gott war. Meine kleine Schwester und mein kleiner Bruder sind auch nicht wiedergekommen.» — Aber wodurch willst Du mich tödten? sagte die Mutter. — «Wenn ich im Gehölz wäre, würde ich mich verbergen, würde Dich beim Kleide fassen, so dass Du hinfällst, und Dir den Dolch in die Brust stossen.» — Weisst Du denn, was ein Dolch ist? — «O ja; ein Herr hat ein Buch bei uns gelassen, in welchem steht, dass eine Frau einen Dolch in das Herz eines Mannes gesenkt.» (Dieses Buch fand sich wirklich im Hause vor.) — Aber, wie willst Du mich tödten, sagte die Mutter, ich gehöre ja Deinem Vater an. — «Ich weiss es

wohl, mein Vater würde mich ins Gefängniss bringen lassen, aber ich will auch ihn tödten.» Diese Kleine wiederholte während der Zeit oft, dass sie weder ihren Vater, noch ihre Mutter, noch ihre Grossmutter, die sie erzogen hatte, liebe. Einige Monate später sagte diese Kleine, dass, wenn sie ihre Mutter mit einem Messer tödte, sie Blut an ihren Kleidern haben würde, und dass man es so sehen könne; aber sie würde sich wohl umkleiden, um diese Handlung zu begehen. Acht Tage später sagte sie, dass sie, damit sie kein Blut an ihren Kleidern habe, dasselbe Gift anwenden würde, die Mutter zu tödten, das man immer auf dem Felde ausstreut. Eine Nachbarin wollte diese kleine Unglückliche auf die Probe stellen, that eine Art von Nudeln in den Wein, sagte, dass es Arsenik sei, und bot dem Kinde davon zu trinken an. Dieses rief: «ich will wohl davon der Mutter etwas geben, aber ich will nichts trinken.» Es drückte stark die Zähne und die Lippen zusammen, als man es zum Trinken bewegen wollte. Dies war der Zustand dieser Kleinen im 8ten Jahre, als sie vor den Polizeicommissair geführt und von diesem in Abwesenheit und in Gegenwart der Mutter befragt wurde. Einige Monate später wurde sie zum zweiten Male verhört.

Unser gelehrte und achtungswerthe Kollege, der Dr. Parent-du-Châtelet, der nur zu früh der Wissenschaft und seinen Freunden entrissen wurde, erzählt diese Beobachtung ganz vollständig*) mit folgender Bemerkung: Diese Kleine wurde auf den Antrag der Regierung in ein Kloster gebracht; einige Monate darauf, da sie an der Läusesucht litt, ihrer Mutter wiedergegeben, und als sie geheilt war, wieder hinein gebracht. Einige Monate später wurde sie wieder zu den Eltern geschickt, da man an ihr Symptome von Scorbut zu bemerken glaubte. Später kam sie wieder ins Kloster, und empfing dort eine Art von Erziehung, die in Handarbeiten bestand, wurde dort eingesegnet und kam nach einigen Jahren wieder heraus.

Heute, im Decbr. 1831, ist sie 14 Jahr alt und in der Lehre; sie ist in Handarbeiten geschickt, aber kann nur schlecht lesen und schreiben. Alle Sonntage kommt sie zur Mutter, bringt dort den Abend zu, ist sehr ehrerbietig und spricht nicht von ihrem früheren Leben. Sie ist stets traurig und schweigsam, spielt und amüsirt sich nie, klagt über die rauhe Art, über die Unfreundlichkeit, mit der sie im Kloster behandelt wurde, und ihre Mutter glaubt, dass sie sich ihr altes böses Laster nicht abgewöhnt habe.

Am 7ten Juni 1835 wurde ich bei einem kleinen 7½jährigen

*) *Annales d'Hygiène publique et de médecine légale. Paris* 1832. *Bd.* 7. S. 173.

Mädchen consultirt, das von gewöhnlichem Wuchse war, einen weissen Teint, viele blonde Haare, dunkelblaue Augen hatte. Die Intelligenz dieser Kleinen ist sehr entwickelt, und obgleich sie Tochter eines Handwerkers ist, so hat sie doch lesen und schreiben gelernt. Sie suchte den Titel eines Buches, das auf meinem Schreibtisch lag, zu lesen, während die Mutter, da mir die Kleine anfangs nicht antworten wollte, Folgendes erzählte, was sie ganz gleichgültig mit anhörte, als wenn von Jemand anders die Rede wäre:

«Mein Mann war Wittwer, als ich ihn heirathete und diese Kleine zwei Jahre alt. Wir schickten sie zu ihren Grosseltern, die mit dieser Heirath ihres Sohnes unzufrieden waren und häufig in Gegenwart des Kindes ihre Unzufriedenheit ausdrückten. Als die Kleine 5 Jahr alt war, reisten wir zum Besuche hin. Die Eltern meines Mannes empfingen mich gut, aber die Kleine, die eine grosse Freude hatte, ihren Vater zu sehen, wies meine Schmeicheleien beinahe zurück und wollte mich nicht küssen, nichts desto weniger kehrte sie mit uns nach Paris zurück. Allemal wenn sich die Gelegenheit fand, kratzte und schlug sie mich, indem sie sagte: Ich wollte, dass du stürbest. Alt sie $5\frac{1}{4}$ Jahr alt war, war ich schwanger; sie stiess mir mit dem Fuss gegen den Bauch, indem sie diesen Wunsch wiederholte. Wir schickten sie zu den Grosseltern zurück, wo sie noch zwei Jahre verblieb. Als sie 7 Jahr und 4 Monat alt und wieder zu uns gebracht worden war, fing sie von Neuem an, mich zu misshandeln, und sie sagt unaufhörlich, dass sie es sehr gern sehen würde, wenn ich und ihr kleiner Bruder, der bei einer Amme ist und den sie noch nie gesehen hat, stürben. Es vergeht nicht ein Tag, wo sie mich nicht schlägt. Bücke ich mich vor dem Kamine, so stösst sie mich in den Rücken, damit ich ins Feuer fallen solle. Sie giebt mir manchmal Faustschläge, ergreift zuweilen Scheeren, Messer oder andere Dinge, die ihr in die Hände fallen, und begleitet ihre schlechte Behandlung immer mit den Worten: Ich möchte dich tödten. Der Vater hat sie oft bestraft, und obgleich ich mich diesen Strafen widersetzte, so hatte dennoch diese Kleine nie versprechen wollen, ihre Absichten aufzugeben. Der Vater drohte ihr einmal, sie ins Gefängniss setzen zu lassen. «Dies wird nicht verhindern, antwortete sie, dass meine Mutter und mein kleiner Bruder sterben und dass ich sie tödte.»

Nach dieser Erzählung, die die Kleine kaltblütig anhörte, richtete ich folgende Fragen an sie, auf die sie mir ohne Erbitterung, ohne Zorn, ruhig und gleichgültig antwortete.

Fr. Warum willst Du Deine Mutter tödten? — A. Weil ich sie nicht liebe.

Fr. Warum liebst Du sie nicht? — A. Ich weiss es nicht.

Fr. Hat sie Dich schlecht behandelt? — A. Nein.

Fr. Ist sie gut gegen Dich, sorgt sie für Dich? — A. Ja.

Fr. Warum schlägst Du sie? — A. Weil sie sterben soll.

Fr. Wie! weil sie sterben soll? — A. Ja, ich will, dass sie sterbe.

Fr. Aber Deine Schläge werden sie nicht tödten, Du bist zu klein dazu. — A. Ich weiss es wohl: man muss leiden, um zu sterben. Ich will sie krank werden lassen, damit sie leide und sterbe, da ich zu klein bin, um sie mit einem Schlage zu tödten.

Fr. Wenn sie aber todt ist, wer wird dann für Dich sorgen? — A. Ich weiss es nicht.

Fr. Es wird schlecht für Dich gesorgt werden, Du wirst schlecht gekleidet und unglücklich sein! — A. Gleichviel, ich werde sie tödten, denn ich will, dass sie sterbe.

Fr. Wenn Du gross genug wärest, würdest Du dann Deine Mutter tödten? — A. Ja.

Fr. Würdest Du auch Deine Grossmutter tödten (Diese ist die Mutter der jungen Frau und bei der Consultation gegenwärtig)? — A. Nein.

Fr. Und warum würdest Du sie nicht tödten? — A. Ich weiss es nicht.

Fr. Liebst Du Deinen Vater? — A. Ja.

Fr. Willst Du ihn tödten? — A. Nein.

Fr. Er bestraft Dich aber doch? — A. Gleichviel, ich will ihn nicht tödten.

Fr. Obgleich Dein Vater mit Dir zürnt und Dich schlägt, so liebst Du ihn doch? — A. Ja.

Fr. Du hast einen kleinen Bruder? — A. Ja.

Fr. Er ist bei einer Amme und Du hast ihn nie gesehen? — A. Ja.

Fr. Liebst Du ihn? — A. Nein.

Fr. Möchtest Du, dass er sterbe? — A. Ja.

Fr. Willst Du ihn tödten? — A. Ja, ich habe den Vater gebeten, dass er ihn von der Amme kommen lasse, damit ich ihn tödte.

Fr. Warum liebst Du Deine Mutter nicht? — A. Ich weiss es nicht; ich will, dass sie sterbe.

Fr. Wie kommen Dir so schreckliche Ideen in den Sinn? — A. Mein Grossvater und meine Grossmutter sagten oft, meine Mutter und mein kleiner Bruder müssten sterben.

Fr. Aber das ist doch nicht möglich? — A. Ja, ja. Ich will nicht mehr von meinem Vorhaben sprechen, sondern es so lange aufschieben, bis ich gross bin.»

Die Unterhaltung dauerte anderthalb Stunden. Die Kaltblü-

tigkeit, die Ruhe, der Gleichmuth des Kindes erregten in mir ein sehr drückendes Gefühl.

Die Stiefmutter dieser Kleinen ist jung, ihre Physiognomie sanft, ihr Betragen angenehm; sie wohnt am Jardin-des-Plantes und steht eben so wie ihr Mann in einem guten Rufe. Auf meinen Rath ward das Kind in ein Kloster aufs Land geschickt, wo es drei Monate lang blieb; alsdann nahmen es die Grosseltern wieder zu sich.

Diese Beobachtung ist in mehr als einer Beziehung merkwürdig: 1) durch den Wunsch, die Mutter zu tödten, der bei einem 8jährigen Mädchen, das sich seiner eignen Aussage nach über nichts zu beklagen hatte, festwurzelt; 2) durch das Alter, in welchem sich diese unglückliche Neigung entwickelte. Die Grosseltern dieser Kleinen, die mit der Heirath ihres Sohnes unzufrieden waren, drücken ihre Missbilligung in heftigen Worten aus, ohne die Wirkung, die diese Ausdrücke auf ein Kind von 2—5 Jahren hervorbringen können, zu berechnen. Welche Lehre für Eltern, die in Gegenwart ihrer Kinder weder in Worten noch in Handlungen sich beherrschen können, und hierdurch deren Geist und Herz von der zartesten Jugend an verderben.

Am 15ten Juni 1834 zog man in der kleinen Stadt Bellesme den Leichnam eines zweijährigen Mädchens aus einem Brunnen. Zwei Tage darauf zog man aus demselben Brunnen abermals ein dritthalbjähriges Kind. Ein Mädchen von 11 Jahren, dass seiner Bösartigkeit wegen bekannt war, begegnete nie kleinern Kindern, ohne sie zu schlagen, oder sie auf tausendfache Weise grausam zu quälen. Dieses Mädchen hatte die beiden Kinder nach und nach an den Brunnen gelockt und sie dann hineingestossen.

Diese drei Beobachtungen umfassen wichtige Lehren. Haben nicht der Mangel an intellectueller und moralischer Entwickelung, eine fehlerhafte Erziehung diese drei kleinen Mädchen der nöthigen Unterscheidungskraft beraubt, um das Schreckliche der Handlung, die sie begingen, abzuschätzen? Hat die seit dem 4ten Jahre angenommene Gewohnheit der Onanie nicht die Entwickelung bei dem ersten kleinen Mädchen gehemmt? Haben die unüberlegten Reden der Grosseltern nicht einen tiefen und betrübenden Eindruck auf den Geist und das Herz des Kindes in der zweiten Beobachtung gemacht? Was dies dritte Kind anbetrifft, so hat nichts seine von Kindheit an gewohnte Bösartigkeit bessern können.

Ein 35jähriger Winzer, der früher Kanonier gewesen, von sehr hohem Wuchse, hagerer Figur war, ein cholerisches Temperament und einen melancholischen Character hatte, ist häufigem und starkem Nasenbluten unterworfen. Er setzt sich der brennenden Sonnenhitze aus, und das Nasenbluten wird unterbrochen. Dies geschah ohngefähr vor einem Monate, seitdem leidet er an

Kopfschmerz, ist traurig und arbeitet viel; später glaubt der Kranke sich angeklagt, Verbrechen begangen zu haben; er ist darüber in Verzweiflung, und versucht, sich zu hängen. Man lässt ihm am Arm und am Fuss zur Ader; er wird wüthend und während des Deliriums so aufgebracht, dass er mehreren seiner Familienglieder nach dem Leben trachtet; er macht mehrere neue Versuche zum Selbstmord, und wird am 7. Juni 1837 nach Charenton gebracht.

Der Kranke ist bei seinem Eintritt in einem allgemeinen Delirium; seine Physiognomie drückt Schrecken aus, die Aufregung ist anhaltend, in den ruhigen Zwischenräumen ist er traurig, finster, schweigsam. Plötzlich glaubt er in den ihn umgebenden Personen Feinde zu sehen und eine Stimme zu hören, die ihm zuruft: «Entledige dich deiner Feinde.» Sein Gesicht wird sehr roth, die Augen sehr injicirt, und plötzlich schlägt er ohne irgend eine Veranlassung mit dem Nachtgefäss seinen Nachbar, wirft sich auf ihn und hätte ihn getödtet, wenn die Wärter nicht herbeigelaufen wären. Sogleich ist der Kranke ruhig, und erwidert auf die ihm gemachten Vorwürfe, dass seine beiden Brüder ihm erschienen wären und ihm gesagt hätten, er solle sich seines Nachbars entledigen, weil dieser Böses gegen ihn beabsichtige. Den Tag nach diesem Anfalle erinnerte er sich an nichts, was Tags zuvor geschehen war. Dieser Kranke machte während seines Aufenthalts in dieser Anstalt verschiedene Mordversuche auf die Wärter. In den Zwischenräumen der Paroxysmen von Panophobie und Wuth ist er friedfertig und giebt von seinem Zustande und den Beweggründen zu einem so schrecklichen Triebe Rechenschaft. Zuweilen bittet er, man solle ihm die Zwansjacke anlegen, um Unglück zu verhüten, das er verursachen könnte, obgleich er aufgebracht war, so im Zaume gehalten zu werden.

Ich erfuhr von dem Kranken, dass er vor seiner Krankheit häufig Nasenbluten hatte, und dass dieses unterdrückt worden sei. Ich verordnete ihm die Application eines Blutegels an den Eingang jedes Nasenloches und den fortgesetzten Gebrauch von Bädern, kalten Waschungen auf den Kopf und abführende Mixturen. Nachdem ich zwölf Tage hindurch die Application der Blutegel wiederholt hatte, entstand am 13ten Tage Nasenbluten. Den 14ten Tag war dieses sehr reichlich und erneuerte sich noch an demselben und an den folgenden Tagen. Der Kranke, der von diesem Nasenbluten Schmerz an der Nasenwurzel empfand, fühlte sich von diesem Symptom, so wie vom Kopfschmerz befreit, und wurde so fast plötzlich ganz verständig.

v. L., Infanteriekapitain, war 34 Jahr alt, hatte schwarze Haare und Augen und gelben Teint. Sein Character ist ausgezeichnet gut, sein Benehmen angenehm, seine Aufführung regelmässig. In Folge einer unglücklichen Neigung wird er traurig,

liebt die Einsamkeit, fängt nach einigen Wochen zu deliriren an, wird wüthend, und glaubt vom Himmel die Mission erhalten zu haben, die Menschen zu bekehren. In einem Wuthanfalle, der plötzlich ausbrach, schlug er den Arzt des Militairhospitals, wo er früher behandelt wurde, an den Kopf. Nachdem seine Krankheit sechs Monate gedauert, wurde er nach Charenton geschickt. Bei seiner Aufnahme scheint er wenig aufgeregt; sein Gesicht ist sehr roth, seine Augen sehr injicirt, und nach einigen Tagen wird der Kranke sehr aufgeregt, sagt, dass er Achilles sei und dass er Kraft und Muth aushauche. Einige Tage später verlässt er des Nachts sein Bett und ruft mit lauter Stimme: «Heut ist der Tag der Rache!» Er bewaffnet sich mit einem zinnernen Nachttopf und versetzt damit dem Wärter drei heftige Schläge auf den Kopf, in deren Folge dieser nach einigen Tagen starb. v. L. glaubt sich dazu berufen, das menschliche Geschlecht durch die Bluttaufe zu bekehren, und schon hat er 20 Millionen Menschen getödtet. Bei jedem Besuche weist er die Fragen in Beziehung auf seine Gesundheit zurück, und versichert, dass er sich nie besser befunden, als gerade jetzt, und dass er weder eines Arztes, noch der Arzneimittel bedürfe. Oft bittet er mich mit Ruhe und in einem liebevollen Tone, mich ihm zu nähern. «Nähern Sie sich, damit ich Ihnen den Kopf abschneiden kann, denn dies ist das Mittel, um ihr zukünftiges Glück zu sichern.» Dieser Unglückliche empfand manchmal seinen Zustand und beklagte seine traurige Neigung, und obgleich er mit grosser Ungeduld die Zwangsjacke, die so nöthig geworden war, ertrug, obgleich er häufig heftige Anstrengungen machte, um ihrer los zu werden, so empfand er doch die Nothwendigkeit der Anwendung derselben, und gab manchmal selbst seine Zustimmung dazu.

Abführungen mit Bädern und Blutentleerungen machten die Grundlage der Behandlung aus; mehrere Male musste wegen des Durchfalls die Anwendung der Purganzen unterbrochen werden.

Ungeachtet der angestrengtesten Pflege und grössten Sorgfatt in der Behandlung magerte v. L. äusserst schnell ab, und verfiel in Schwäche, die wir uns nicht erklären konnten. In seinen letzten Lebenstagen hatte er reichliche schleimige Stühle, die durch nichts gehindert werden konnten; nichts desto weniger änderte aber das Delirium seinen Character nicht. Der ganze Körper nahm plötzlich eine gelbe Farbe an, und zwei Tage hinter einander hatte er des Morgens ein allgemeines Frösteln und darauf reichlichen Schweiss. Die Zunge und die Zähne bedeckten sich mit schmutzigem Schleim, das Athmen wurde beschwerlich und der Kranke starb am 26sten Novbr. 1827, ungefähr ein Jahr nach dem Ausbruch der Krankheit.

Section. Das, was in der Arachnoidea und in den Seiten

ventrikeln enthalten war, so wie auch die Substanz des Gehirns selbst, war gelb gefärbt, die graue Substanz leicht injicirt; die rechte Lunge war grösstentheils hepatisirt und die linke vollkommen gesund. Die Leber war gross und gelb, die Gallenblase enthielt eine schwarze dicke Flüssigkeit und mehrere grosse und kleine Steine. Die Eingeweide waren gesund.

D., 30 Jahr alt, von kleinem Wuchse, hatte blonde Haare, blaue Augen und war mittelmässig stark. Im 16ten Jahre wurde er plötzlich von religiöser Melancholie befallen, und beinahe unmittelbar darauf nach dem Senegal geschickt, wo er nach sechs Monaten genas. Im 19ten Jahre hatte er einen zweiten Anfall, der ein Jahr dauerte; er kehrte nach Frankreich zurück. Im 22sten Jahre verheirathele er sich, ist ausserordentlich eifersüchtig, selbst gegen seinen Schwiegervater, und macht seiner Frau Vorwürfe, dass sie ihren Vater ihm vorziehe. Nichts desto weniger betreibt er sein Sattlerhandwerk, und ist bis zum 30sten Jahre gesund. Um diese Zeit bekommt er einen dritten Anfall, der sich durch die Furcht verdammt zu sein, durch heftige Eifersucht und mehrere Versuche zum Selbstmorde characterisirt. Der Kranke wird nach Charenton geschickt, er will nicht sprechen, sich nicht bewegen und stösst alle Nahrungsmittel zurück. Ich verordne eine Blutentziehung und Sinapismen an den Beinen; der Kranke zeigt keinen Schmerz, obgleich bei Abnahme der Pflaster die Epidermis der obern Seite an beiden Beinen gelöst war. Das Delirium hört beinahe augenblicklich auf. Der Kranke spricht gern, und unterwirft sich dem angeordneten Regimen und den übrigen Vorschriften. In 30 Tagen ist er im Stande, in seine Wirthschaft zurückzukehren und seine gewohnte Arbeit wieder anzufangen. Einige Wochen darauf wird er melancholisch und hält sich für verdammt, arbeitet aber dennoch mit Eifer; oft unterbricht er die Arbeit, wirft sich auf die Knie, sagt einige Gebete her, beruhigt sich, und geht wieder an seine Arbeit. Zuweilen läuft er, von Unruhe gequält, in die nahe Kirche, beichtet und kommt vollkommen beruhigt nach Hause. Ein ander Mal ist er überzeugt, dass er seinem Schicksale, welches ihm nächstens bevorsteht, nicht entgehen könne, und ruft seiner Frau zu, sie solle sich retten, weil er den Antrieb fühle, sie zu tödten. Nach diesem Zuruf kauert er sich auf seinem Sitz oder in seinem Bette wie ein in Schrecken gesetzter Mensch zusammen, und seine Frau darf sich ihm nicht nähern, so schreit er ihr zu, sie solle sich entfernen. Er bittet, dass man ihn binde, dass man die Wache hole, um einem grossen Verbrechen vorzubeugen. Ist der Anfall vorüber, so bittet er seine Frau um Verzeihung, und sagt, Gott habe ihn wegen des Kummers, den er ihr verursacht, verdammt. Er unterwirft sich dann auch der Behandlung, die man ihm vor-

schreibt, obgleich Gott allein ihn von der Verdammung befreien kann. Wenn er seine Frau tödten will, so geschieht dies, weil er seinen Tod vor Augen sieht, und nicht will, dass sie ihn überlebe, damit sie keinem andern, als ihm angehöre. Ein Cauterium im Nacken, warme Bäder und leichte Purganzen besserten den Zustand des Kranken, dessen Paroxysmen jetzt minder stark und seltener sind.

Mad. T., 40 Jahr alt, eine Gärtnerfrau, hat einen Bruder, der geisteskrank war; die Frau ist von hohem Wuchse, korpulent, und hat einen gelben Teint. Im 16ten Jahre hatte sie einen leichten Anfall von Melancholie, im 17ten wurde sie menstruirt, ein halbes Jahr darauf verheirathete sie sich und hat fünf Kinder. Im 20sten Jahre hatte sie ihre erste Niederkunft, und im 22sten ihre zweite. Sie nimmt einen Säugling zu sich in der Hoffnung, hierdurch ihre Familie durch Geld zu unterstützen. Während des Nährens hat sie traurige Ideen, die sie dazu treiben, den Säugling zu ermorden; indess fährt sie doch mit dem Nähren zwei Jahre lang fort, obgleich sie grosse Furcht und Schreck hat, ihren traurigen Gedanken zu unterliegen. Seit dieser Zeit fühlt sie oft ein heftiges Klopfen im Kopfe, und ist sehr häufig melancholisch. Sie ist träumerisch, unruhig, ehrgeizig und geizig, beschäftigt sich viel in ihrem Hause, geht selten aus, und ist sie einmal gezwungen, Besuche zu machen, so kann sie ihre Langeweile nicht verbergen, wodurch sie sich oft mit ihren Bekannten erzürnt. Unterhält sie sich mit ihrem Manne, so spricht sie nur von Rechnungen und glücklichen Projecten. Im 29sten Jahre empfindet sie einen grossen Wunsch und einen heftigen Antrieb, eine ihrer Töchter, die sie schlafend fand, zu tödten.

Der Uebergang der Gesundheit zur Krankheit hat sich ganz unmerklich gemacht, und es scheint, dass letztere durch psychische Ursachen hervorgerufen wurde, namentlich durch einen Widerspruch von Seiten ihres ältesten Sohnes, der gegen den Willen der Mutter Schlächter werden wollte, und auf seinen Entschluss beharrte, worauf Frau T. zu einer Wahrsagerin ging, um das Schicksal des Kindes zu erfahren. Voraussagungen von Unglück machten diese Frau noch melancholischer, düsterer, reizbarer, jedoch sprach sie nicht irre. Vor 15 Monaten wurde sie schwanger, und erfuhr, dass man sich darüber lustig machte, weil sie schon so alt war und seit 11 Jahren kein Kind gehabt hatte. Sie fängt an zu fürchten, dass sie ihr Kind nicht mehr zu erziehen verstehen werde. Unmittelbar nach der Entbindung kam ihr die Idee ein, ihr Kind zu morden, und sie will sich, um einem solchen Verbrechen vorzubeugen, selbst das Leben nehmen. Als das Kind 2 Monate alt war, gab sie es zu einer Amme, hatte aber solche Sehnsucht nach demselben, dass sie es nach einem Monate wieder

zu sich nahm. Kaum waren 4 Wochen verflossen, so musste sie das Kind wieder zur Amme geben, worauf die Kranke sich Vorwürfe machte, dass sie es nicht bei sich hat, und es nicht selbst besorgt. Sie sagte, da sie noch fürchtete, den Mord zu begehen: «Es ist besser, dass ich sterbe!» Ihre Unruhe war so gross, dass sie mehrmals das Haus verliess, um sich zu tödten. Sie sagt, dass sie ihr Kind liebe, es anbete, dass sie einen ausgezeichneten Mann habe, und dass sie eigentlich glücklich sein müsste. So oft ich mit der Kranken rede, und ihr die Versicherung gebe, dass die Furcht, ihr Kind zu tödten, durch Krankheit entstehe, wird sie ruhiger, und giebt vollkommen Rechenschaft über ihre Empfindungen und Qualen. Sie leidet an Schmerzen im Epigastrium, Krämpfen in der Kehle, schläft wenig und hat sehr starke Kolikschmerzen, wenn Furcht und Verzweiflung zunehmen.

Ich verordnete Molken, warme Bäder, wodurch reichliche Stuhlausleerungen erfolgten. Da sich Mad. T. wohler fühlte, so kehrte sie ungeachtet meiner Rathschläge zu ihrer Familie zurück; aber bald erwachten auch dieselben Ideen wieder, worauf sie nochmals in die Anstalt kam, und nach 2 Monaten geheilt entlassen wurde.

Zu derselben Zeit, im Sommer 1836, hatten wir zu Charenton eine Frau vom Lande, die eine sehr gute Familienmutter war und einige Zeit lang von der Idee, ihr Kind zu tödten, gequält wurde. Uebrigens sprach diese Kranke, so wie die vorige, ganz vernünftig.

XII.

Von der Manie.

Welche Veränderung ist in diesem Menschen vorgegangen, der plötzlich Alles, was ihn umgiebt, sogar sich selbst verkennt, durch seine ungeregelten und drohenden Vorschläge die Störung seiner Vernunft verräth, im Kampfe mit der ganzen Welt ist, und Alles hasst, was er früher liebte. Diese Frau, die ein Muster von Sanftmuth und Tugend war, deren Mund sich nur öffnete, um Sanftes und Edelmüthiges auszusprechen, die gute Tochter, gute Ehefrau, gute Mutter war, hat plötzlich ihren Verstand verloren. Ihre Schüchternheit hat sich in Kühnheit, ihre Sanftmuth in Wildheit verwandelt. Sie stösst nur Beleidigungen aus, achtet weder die Gesetze der Schicklichkeit noch die der Menschlichkeit und droht während ihres Deliriums ihrem Vater, schlägt ihren Gatten, erwürgt ihre Kinder. Erfolgt auf einen so traurigen Zustand nicht die Heilung, so tritt eine noch tausendmal grässlichere Ruhe ein, wobei der Kranke in eine Apathie verfällt, seine Rückerinnerung verliert, mit einem Worte, in Verwirrtheit, das wahre Grab der menschlichen Vernunft, versinkt, und so gedankenlos ohne Wunsch sein materielles Leben bis zum Tode hinschleppt.

Die Manie ist eine chronische Gehirnaffection, gewöhnlich ohne Fieber, die sich durch eine Störung und Exaltation der Sensibilität, der Intelligenz und des Willens characterisirt. Ich sage, gewöhnlich ohne Fieber, weil man im Anfange, und manchmal auch im Verlauf der Manie fieberhafte Symptome beobachtet, die die Diagnose erschweren.

Das Gesicht der Maniaci ist gefärbt, aufgeregt, oder bleich, die Haare sträuben sich, die Augen sind injicirt, glänzend und

wild; die Kranken fliehen das Licht und erschrecken vor gewissen Farben; sie haben Sausen vor den oft sehr gerötheten Ohren und werden durch das leichteste Geräusch aufgeregt.

Die Maniaci sind wegen ihrer falschen Empfindungen, wegen ihrer Illusionen und Hallucinationen, wegen der fehlerhaften Verbindung ihrer Ideen, die sie mit grosser Schnelligkeit reproduciren, wegen der Irrthümer in ihrem Urtheil, wegen der Störung ihrer Neigungen merkwürdig. Die Kranken sind sehr aufgeregt, ihr Delirium ist allgemein, und Alles, was auf sie einen physischen oder psychischen Eindruck macht, ja selbst die eiteln Producte ihrer Einbildungskraft, regen sie auf und werden ein Gegenstand des Deliriums.

Die Manie kann weder mit der Monomanie, noch mit der Melancholie verwechselt werden. Bei letzterer ist das traurige oder heitere Delirium auf eine geringe Anzahl von Ideen beschränkt; bei der Melancholie und Monomanie sind die Symptome der Ausdruck der Störung der Neigungen, während in der Manie die Erscheinungen das Resultat der Störungen der Intelligenz sind. In der Manie verwirren die Vielfältigkeit, die Schnelligkeit, das Unzusammenhängende, die Leidenschaften des Kranken das Urtheil, und bestimmen ihn zu Handlungen. Die Störung der Intelligenz ruft die Excesse des Maniacus hervor. In der Melancholie im Gegentheil ist die Quelle des Uebels in den Leidenschaften. Die Ideen, die Empfindungen, die Wünsche, die Bestimmungen stehen unter dem Einfluss einer herrschenden Leidenschaft, die das ganze Denkvermögen absorbirt.

Alle Schriftsteller, und besonders die ältern, geben den Namen Maniacus allen Geisteskranken, die durch ihr Delirium zu einer heftigen oder wüthenden Handlung hingezogen werden, und hierdurch verwechselte man die Manie mit der Melancholie. Aber die Wuth ist der Zorn des delirirenden Menschen, und bricht bei allen Formen der Geisteskrankheiten, selbst auch beim Idioten aus. (Siehe Bd. I. S. 133. ff.).

Meine hauptsächlichsten Abhandlungen über die Geisteskrankheiten wurden durch Dr. Hille, *) mit Anmerkungen von Heinroth, ins Deutsche übersetzt. Lstzterer tadelt mich, dass ich die Wuth nur als ein Symptom ansehe. Er will, dass die Wuth ein pathognomisches Zeichen der Manie sein soll, weil, wie dieser Schriftsteller sagt, die Wuth bei der Manie constant und ausdauernd und Manie ohne Wuth ein Widerspruch ist. Prichard **)

*) **Pathologie und Therapie der Seelenstörungen. Leipzig 1827.**

) *Treatise on insanity and other disorders affecting the mind. London* **1835.

ist derselben Meinung. Ohne Zweifel sind die Maniaci wegen ihrer ausserordentlichen Empfindlichkeit sehr reizbar im bevorstehenden Zustande der Wuth, aber sie sind nicht immer wüthend.

In der Verwirrtheit findet eine Schwächung aller Fähigkeiten statt, das Delirium, die Neigungen, die Handlungen verrathen die Schwäche der Organe. Dies ist der Unterschied zwischen der Manie und der Verwirrtheit. Nie hat man einen Idioten für einen Maniacus angesehen, denn der Idiot hat nie Fähigkeiten gehabt, oder sie sind nie genug entwickelt gewesen.

Die Einzelheiten, in die wir bei der Einleitung eingegangen sind, gestatten es, dass wir hier das, was wir über die Ursachen, die Symptome, den Gang, den Ausgang und die Behandlung zu sagen haben, abkürzen.

Welches sind die hauptsächlichsten Ursachen der Manie? In Bezug auf die Jahreszeiten ist es augenscheinlich, dass die Manie im Frühjahr und während der Sommerhitze am häufigsten ausbrechen muss. Auch finde ich bei der Zählung der Maniaci, welche während vier Jahren in die Salpetrière aufgenommen worden sind, dass die Aufnahme vom Monat März bis Ende August nicht nur häufiger als sonst, sondern auch, dass die Aufnahme der Maniaci verhältnissmässig zu der der übrigen Formen der Geisteskrankheiten während dieser Zeit weit grösser ist. Die Aufnahmen der Maniaci in meine Anstalt verdoppeln sich in diesen sechs Monaten im Vergleich zu den Aufnahmen in den andern sechs Monaten des Jahres; und am häufigsten bricht die Manie in den Monaten Juni, Juli und August aus. Dieser Einfluss der erhöhten Temperatur der Atmosphäre auf das Entstehen der Manie ist in den heissen Ländern eben so fühlbar, wo die Manie häufiger, als in den gemässigten und kalten ist. Dieser Einfluss der Hitze modificirt den Gang der Krankheit; die Sommerhitze bewirkt gewöhnlich Verschlimmerung; die Maniaci sind mehr bewegt, mehr reizbar, mehr zur Wuth geneigt, und dieser Zustand verlängert sich sehr, während grosse und trockne Kälte sie anfangs aufregt, aber bald beruhigt.

Das Lebensalter, wo die Kräfte die grösste Energie haben, wo die Leidenschaften den Menschen am meisten beherrschen, wo die intellectuellen Kräfte in der grössten Thätigkeit sind, dieses Alter, sage ich, ist für die Manie am günstigsten; die Gaukeleien der Einbildungskraft und die Verführungen der Liebe vereinigen sich, die Manie häufiger in der Jugend zu machen. Die Tabelle des Alters zeigt uns, dass die Anzahl der Maniaci vom 20—25sten, besonders aber vom 25—30sten Jahre weit beträchtlicher ist. Das Verhältniss steigt vom 15ten bis zum 30sten Jahre, während es sich vom 30sten bis zum 60sten und darüber hinaus vermindert. Die absolute Zahl der Geisteskranken nimmt vom 15ten—30sten

Jahre zu, und vom 30sten Jahre bis zu Ende des Lebens ab, jedoch bemerkt man hier noch eine geringe Zunahme gegen das 50ste Jahr. Vergleicht man hiermit die Tabelle des Alters bei der Verwirrtheit, so ist der Unterschied noch weit beträchtlicher, denn vom 15—40sten Jahre beträgt die Anzahl derartiger Kranken nur die Hälfte gegen das Alter von 40—80 Jahren. Man findet viele Verwirrte, die das Alter von 50—60 Jahren überschritten haben, während man sehr selten in diesem Alter Manie findet. Bricht sie jedoch nach dem 60sten Jahre aus, so findet dieses nur bei starken, robusten und gut erhaltenen Individuen statt, und wenn sie dann nicht einen sehr acuten Verlauf hat und schnell endet, so artet sie in Verwirrtheit aus, oder es tritt Paralyse hinzu.

Tabelle des Alters.

Alter	Auszug aus der Salpetrière während vier Jahre	Auszug aus meiner Anstalt während mehrerer Jahre: Männer	Frauen
15	— 17 —	10 —	7
20	— 56 —	14 —	10
25	— 51 —	15 —	21
30	— 55 —	7 —	6
35	— 56 —	9 —	3
40	— 31 —	7 —	1
45	— 27 —	6 —	2
50	— 16 —	3 —	3
55	— 13 —	3 —	—
60	— 5 —	— —	2
65	— — —	10 —	—
	327	84	55

Vergleicht man die Maniaci nach den verschiedenen Geschlechtern, so überzeugt man sich leicht, dass die Manie häufiger bei den Männern als bei den Frauen ist. Bei den Männern hat die Manie einen heftigeren ungestümeren Character; das Gefühl einer übernatürlichen Kraft, das sich einiger Maniaci bemächtigt, verbunden mit der Gewohnheit zu befehlen, macht die Männer heftiger, kühner, aufgebrachter, wüthender; sie sind gefährlicher, schwerer zu leiten und zu zügeln. Die Frauen, die in Manie verfallen, sind lärmender, sie sprechen und schreien mehr, verstellen sich mehr, und fassen nur schwer Zutrauen.

Das sanguinische Temperament, das cholerische Temperament, eine plethorische, starke und kräftige Constitution praedisponiren häufiger zur Manie. Mehrere Individuen, die ich in diese Krankheit verfallen sah, waren sehr empfindlich, hatten einen lebhaften Character, waren reizbar und zornig, mit einer glühenden und

wilden Einbildungskraft begabt; sie erfassten mit Enthusiasmus die überspanntesten Projecte, und machten die gewagtesten Speculationen. Einige von ihnen litten an Blutflüssen, Kopfschmerz, an Träumen während des Schlafs, Somnambulismus. Einige hatten Nervenkrankheiten, hysterische Symptome, Convulsionen, Anfälle von Epilepsie, Hautkrankheiten gehabt.

Die Gewerbe, als praedisponirende Ursache betrachtet, bieten nichts Besonderes dar, wenn man sie mit den Gewerben, als Ursachen der Geisteskrankheiten im Allgemeinen betrachtet, vergleicht; dennoch aber glaube ich hier mittheilen zu müssen, wie ich dies Verhältniss während vier Jahre in der Salpetrière und mehrere Jahre hindurch in meiner Anstalt gefunden habe.

Tabelle der Gewerbe.

Auszug aus der Salpetrière.

Feldarbeiterinnen	30
Dienstleute	26
Zeugarbeiterinnen	83
Köchinnen	9
Wäscherinnen	11
Heimische Händlerinnen	15
Fremde do.	7
Anstreicherinnen	5
Freudenmädchen	44
In ihrer Haushaltung lebende	45
Summa	275

Auszug aus meiner Anstalt.

Landbebauer	2
Kaufleute	14
Militairpersonen	16
Studenten	15
Administratoren u. Beamte	7
Chemiker, Glasmacher . .	3
Aerzte	1
Künstler, Gelehrte, Diplomaten u. s. w.	5
Schlecht Erzogene	10
Lüderliche	3
In ihrem Haushalt Lebende	63
Summa	139

Die Ursachen der Manie, die man in manchen Fällen mit dem Namen «specifische Ursachen» bezeichnen kann, sind physisch oder psychisch. Die Tabelle der Ursachen, die ich geben werde, zeigt uns die Erblichkeit, wenn auch nur als entfernte, aber ohne Zweifel als die häufigste Ursache. Bei den Frauen aller Klassen sind die Störungen in der Menstruation die gewöhnlichste Ursache zur Hervorbringung der Manie, und diese erstreckt ihren Einfluss über die ganze Lebensperiode.

Die ausser der Menstruation am meisten zu fürchtende Ursache ist die Entbindung, die Milchabsonderung, wenn sie nach der Entbindung nicht in die Brüste steigt, oder im Laufe des Säugens unterdrückt wird.

Der Sonnenstich oder das den Wirkungen des Feuers sich Aussetzen erregt oft die Manie, und dies steht im merkwürdigen Verhältniss mit dem Einfluss der warmen Jahreszeit, die, wie wir früher gesagt, zur Entwickelung dieser Krankheit sehr günstig ist.

Zurückgetretene oder lange anhaltende Flechten führen bisweilen zu Manie; doch wirkt diese Ursache gewöhnlich erst gegen das 35—45ste Jahr, und bei Frauen während der Unregelmässigkeiten, die mit dem Nachlass der Menstruation oder einige Zeit nach dem Aufhören derselben oft verbunden sind. Nicht selten erlangt man hier durch künstliche Hautreize sehr gute Wirkungen. Ich sah mehrere Male durch die Anwendung eines blossen Blasenpflasters auf den Arm eine flechtenartige, erysipelatöse Entzündung entstehen, wodurch inveterirte Manie beseitigt wurde.

Die Epilepsie, die eine so häufige Ursache des Idiotismus und der Verwirrtheit ist, bringt auch die Manie hervor, d. h. die Epileptischen bleiben nach dem Anfalle in einem Zustande von Manie, oft sogar mit Wuth. Von 400 Epileptischen, die wir in der Salpetrière haben, sind wenigstens 50 nach dem Anfalle Maniaci. Die Wuth bei den Epileptischen ist blinder, schrecklicher, gefährlicher, und in den Irrenanstalten am meisten zu fürchten. Die Manie bei den Epileptischen ist nicht von langer Dauer; sie endigt sich bald nach einigen Stunden, bald nach drei, vier und acht Tagen. Selten bricht die Manie vor dem epileptischen Anfalle aus.

Die Melancholie und Hypochondrie wurden zu allen Zeiten als praedisponirende Ursachen zur Manie angesehen, und mehrere grosse Aerzte, wie Alexander von Tralles und selbst Boerhave hielten die Melancholie nur für den ersten Grad der Manie; dies ist in einigen Fällen wahr. Es giebt in der That Individuen, die, ehe sie in Manie verfallen, traurig, mürrisch, unruhig, misstrauisch und argwöhnisch sind. Einige haben ein partielles Delirium mit Aufregung, Andere fühlen sich krank, leiden an Kopfschmerz, die Glieder sind ihnen wie zerschlagen; sie haben das Vorgefühl, dass ihnen eine schwere Krankheit droht, ja sogar Furcht, wahnsinnig zu werden; sie sind unruhig, gequält, verlangen Arzneimittel und halten viel darauf. In diesen beiden Fällen sind die melancholischen oder hypochondrischen Symptome die Vorläufer der Manie, und können den Geübten nicht täuschen.

Die Zahl der psychischen Ursachen zur Manie ist weit beträchtlicher als die der physischen. Sie ist beträchtlicher bei den Frauen als bei den Männern, und noch um Vieles mehr, wenn man die Ursachen der Manie mit denen der Verwirrtheit vergleicht. Man sieht leicht den Grund zu diesen Verschiedenheiten ein, wenn man das Temperament, das Alter, den Character der Individuen, die am meisten in Manie verfallen, berücksichtigt. Die Frauen, für die die Liebe das Wichtigste im ganzen Leben ist, sind mehr als die Männer dem Einfluss der unglücklichen Liebe ausgesetzt.

Es ist auch nicht ohne Interesse, die Zahl der psychischen

Ursachen in der untern Klasse mit der der höheren Klasse zu vergleichen. Bei dem reichen Menschen ist das Gehirn thätiger, geübter, die intellectuellen Fähigkeiten sind mehr entwickelt, die geselligen Leidenschaften häufiger aufgeregt und energischer. Abhängiger von den Launen des Glücks und der Menschen sind die Grossen und Reichen auch mehr dem traurigen Einflusse verletzter Eigenliebe, des Ehrgeizes, der Unglücksfälle ausgesetzt, als die Armen.

Die praedisponirenden oder nächsten physischen und psychischen Ursachen wirken selten einzeln, sondern sie verbinden sich, um die Manie hervorzurufen. Ein Schreck verursacht die Unterdrückung der Menstruation, diese Unterdrückung wird die Ursache der Manie, die mit der Rückkehr der Menstruation aufhört. Eine Frau erleidet während ihrer Entbindung einen heftigen Schreck; hierdurch werden die Lochien unterdrückt, und die Manie bricht aus, u. s. w. Man kann behaupten, dass die Manie selten ausbricht, ohne dass zu gleicher Zeit die psychischen und physischen Ursachen einwirken; ja es giebt auch Fälle, wo die Krankheit ohne merkliche Ursache auftritt, und derselben nur einige Fehler des Regimens vorangegangen waren. Aber hier waren wohl in den meisten Fällen diese Fehler des Regimens die ersten Nüancen der beginnenden Krankheit. Man sah die Manie nach heftigen, intermittirenden Fiebern, besonders nach Sydenham nach der Quartana entstehen. Auch zeigte sie sich nach dem plötzlichen Verschwinden des Rheumatismus, der Gicht, der Hämorrhoiden, der Hautkrankheiten, u. s. w.

Physische Ursachen.

	Salpetrière	Meine Privatanstalt Männer.	Meine Privatanstalt Frauen.
Erblichkeit	88	38	37
Onanie	8	6	2
Menstruation	27	—	11
Folgen der Entbindung	38	—	19
Klimaterische Jahre .	12	—	8
Missbrauch des Weins	14	4	—
Sonnenstich	2	3	—
Einwirkung des Feuers	12	2	—
Kopfverletzungen . . .	8	1	—
Merkur	2	2	1
Unterdrückte Krätze .	3	1	—
- Flechten.	2	2	6
- Geschwüre	1	—	—
Fieber	3	4	1
Schlagfluss	—	1	1
Summa	132	26	51

Psychische Ursachen.

	Salpetrière		Meine Privatanstalt Männer.		Frauen.
Häuslicher Kummer .	62	—	9	—	20
Unglücksfälle	6	—	13	—	6
Elend	19	—	—	—	—
Unglückliche Liebe . .	53	—	4	—	14
Eifersucht	4	—	1	—	8
Verletzte Eigenliebe .	1	—	15	—	7
Schreck	36	—	1	—	6
Zorn	2	—	1	—	1
Uebermässiges Studiren	—	—	10	—	—
Summa	183		54		62

Die Manie bricht selten plötzlich aus. Beinahe immer gehen ihr einige mehr oder minder sichtbare Zeichen voran, die aber oft der Aufmerksamkeit der Verwandten und Freunde des Kranken entgehen. Aber von allen Geisteskrankheiten bricht die Manie am häufigsten ungestüm und spontan aus; dann merkt man gar nichts vorher, und es genügt ein lebhafter psychischer Eindruck, eine Abweichung vom Regimen, um sie plötzlich zum Ausbruch zu bringen. Vom Beginn der Krankheit an ist das Delirium allgemein und die Wuth ausserordentlich. Alsdann tödten sich die Maniaci entweder, weil die Vernunft ganz gestört ist und sie nicht wissen, was sie thun, oder durch Zufall, weil sie Unvorsichtigkeiten begehen, oder aus Verzweiflung, weil sie ihren Zustand fühlen.

Am häufigsten geschieht das Auftreten allmälig und stufenweise. Man sieht anfangs nur vorübergehende Unregelmässigkeiten in den Neigungen, in der Aufführung desjenigen, der durch die ersten Symptome dieser Krankheit ermüdet wird. Der Maniacus ist anfangs traurig oder vergnügt, thätig oder faul, gleichgültig oder geschäftig; er wird ungeduldig, reizbar, zornig, vernachlässigt bald seine Familie, verlässt seine Geschäfte, seine Wirthschaft, sein Haus, und überlässt sich Handlungen, die um so mehr betrüben, da sie ganz im Gegensatz zu seiner gewohnten Lebensweise stehen. Auf abwechselndes Delirium und Vernunft, Ruhe und Aufregung folgen mehr ungeregelte, ungereimtere, dem Wohlstande und dem Interesse des Kranken mehr zuwider laufende Handlungen. Der Aufruhr, die Unruhe, die Erinnerungen, die Rathschläge der Freunde, der elterlichen Zärtlichkeit, der Liebe sind ihm zuwider, reizen ihn auf und lassen den Kranken nach und nach bis zur höchsten Stufe der Manie gelangen.

Es giebt einige Individuen, die einige Stunden, einige Tage, einige Monate vor dem Ausbruch hypochondrisch und höchst me-

lancholisch sind, während Andere in tiefen Stupor verfallen, jeder Empfindung, jeder Idee beraubt zu sein scheinen. Sie sind bewegungslos, bleiben, wo man sie hinstellt; man muss sie ankleiden und ihnen die Nahrungsmittel in den Mund führen. Die Gesichtszüge sind gerunzelt, die Augen roth und glänzend, und plötzlich bricht die Manie mit ihrem ganzen Delirium, ihrer ganzen Aufregung aus.

Mehrere Individuen, die an gewohnten Krankheiten, welche plötzlich verschwinden, litten, fühlen sich vollkommen wohl, und glauben, dass sie ihre völlige Gesundheit wieder erlangt haben; sie fühlen sich unaussprechlich glücklich und kräftig; die ganze Natur hat sich in ihren Augen verschönert; Alles scheint ihnen leicht zu sein; sie kennen nichts mehr, was ihren Wünschen hinderlich ist; ihre Physiognomie drückt Zufriedenheit, Freude aus. Schlaflosigkeit, Verstopfung nehmen allmälig zu, die Ideen verwirren sich, und der Kranke verfällt früh in die schrecklichste Krankheit.

Am gewöhnlichsten bricht die Manie ohne irgend ein Zeichen von Fieber aus, aber zuweilen findet man bei ihrem Ausbruch die bedenklichsten Symptome. Bald geschieht dies durch eine Gehirncongestion mit epileptischen Convulsionen, bald durch ein gastrisches oder typhöses Fieber. Viele Maniaci fühlen unmittelbar vor dem Anfall eine grosse Hitze in den Eingeweiden, die sich vom Unterleibe bis zum Epigastrium und bis zum Kopfe verbreitet. Einige haben heftige Kopfschmerzen, und versicherten mir, sie hätten nur in der Hoffnung, sich von einem unerträglichen Uebel zu befreien, den Kopf zu zerstossen gesucht. Endlich habe ich die Manie durch Convulsionen auftreten sehen.

Wer kann wohl sagen, dass er alle Symptome der Manie, selbst nur bei einem Individuum beobachtet habe, und sie beschreiben könne? Der Maniacus ist ein Proteus, der alle Gestalten annimmt, sich der Beobachtung des Geübtesten und Aufmerksamsten entzieht, und sehr verschieden vom Melancholischen, der sich stets gleich bleibt und nur wenige, leicht fassliche Züge zeigt. Niemand hat besser die ungeregelte Thätigkeit, die aufrührerischen und heftigen Bewegungen der Maniaci beschrieben, als Pinel. Dieser grosse Beobachter verstand die Kunst, genau alle Symptome zu sehen und zu schildern. Es ist nicht leicht, in der Manie, wie in der Monomanie, das Delirium auf den primitiven Typus zurückzuführen, noch genau anzugeben, wo die eigentliche Störung der Verständniss ist, aber Alles zeigt die Anstrengung, die Heftigkeit, die Energie an. Die Unordnung, die Unruhe, der Mangel an Harmonie ist das hervorstechendste Symptom im Delirium der Maniaci; vorzüglich ist die Aufmerksamkeit verletzt und die Kranken haben die Gewalt verloren, sie zu leiten und zu fi-

xiren. Wenn ein Mensch mächtig auf den Geist des Maniacus wirkt, wenn eine unvorhergesehene Begebenheit seine Aufmerksamkeit auf sich zieht, so ist er plötzlich verständig und zwar so lange, als der gegenwärtige Eindruck mächtig genug ist, seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Da die Aufmerksamkeit nicht mit den andern Fähigkeiten in Verhältniss steht, so wird sie einigermaassen durch diese beherrscht, anstatt diese zu leiten und ihnen Kraft zu verleihen. Wir werden in den Einzelnheiten sehen, dass alle intellectuellen Störungen auf diesen Mangel an Uebereinstimmung zwischen der Anfmerksamkeit und den Empfindungen, zwischen den Ideen und der Rückerinnerung zurückgeführt werden können.

Der Maniacus zeigt das Bild eines Chaos, dessen in Bewegung gesetzte Elemente aneinander stossen, sich unaufhörlich widersprechen und die Verwirrung, Unordnung und den Irrthum vermehren. Er lebt isolirt von der physischen und intellectuellen Welt, als wenn er allein in einem finstern Zimmer eingeschlossen wäre. Die Empfindungen, die Ideen, die Bilder zeigen sich seinem Geiste ohne Ordnung und Verbindung, ohne Spuren zurückzulassen. Unaufhörlich durch neue Eindrücke fortgezogen, kann er seine Aufmerksamkeit nicht auf äussere Gegenstände fixiren, die einen zu lebhaften Eindruck machen, und sich zu schnell folgen. Er kann die Eigenschaften der Körper nicht unterscheiden, ihre Verhältnisse nicht begreifen; durch die Ueberspannung der Ideen, die in seiner Erinnerung auftauchen, fortgerissen, verwechselt er Zeit und Raum, bringt die entferntesten Orte, die fremdesten Personen zusammen, verbindet die ungereimtesten Ideen, schafft die bizarrsten Bilder, hält die befremdendsten Reden, und überlässt sich den lächerlichsten Handlungen. Das Gleichgewicht zwischen den gegenwärtigen Eindrücken und der Erinnerung ist gestört, und zuweilen die Lebhaftigkeit der Bilder, die sein Gedächtniss hervorruft, der Art, dass der Maniacus die Gegenstände, welche ihm seine exaltirte Einbildungskraft zurückführt, für gegenwärtig und wirklich bestehend hält. Tausend Hallucinationen spielen mit der Vernunft des Kranken; er sieht, was nicht da ist, unterhält sich mit unsichtbaren Personen, fragt sie, antwortet ihnen, befiehlt ihnen, verspricht ihnen Gehorsam und wird oft gegen sie aufgebracht. Nicht selten sieht man diese Kranken, wie sie heftig wüthend gegen eingebildete Wesen werden, die sie zu sehen und zu hören glauben. Oft werden sie auch wüthend, weil sie schlecht die innern und äussern Eindrücke, die sie wirklich haben, beurtheilen. Ein junger Maniacus leidet an Schmerzen in den Gliedern; er wird wüthend, indem er versichert, dass man ihn mit tausend Nadeln durchsteche. Wie viele Maniaci werden nicht wüthend, nachdem sie Nahrungsmittel gekostet, die sie schlecht finden, und für vergiftet halten. — Eine Dame sieht die

Wolken, hält sie für Ballons, ruft laut den Namen «Garnerin,» und will in den Ballon steigen. Fast alle Maniaci, die wüthende Handlungen begehen, werden hierzu durch falsche Urtheile über Sachen, Personen angeregt. Der Eine schlägt einen Unbekannten und glaubt sich an einem Feinde zu rächen, der Andere findet einen Nebenbuhler in einer Person, die er nie gesehen. Ein junger Maniacus wurde jedesmal wüthend, sobald er eine Frau sah, die von ihrem Manne begleitet wurde, da er fest überzeugt war, dass es seine Frau mit ihrem Geliebten sei.

Der Monomaniacus lebt im Irrthume, handelt zufällig; da der Irrthum seine Wünsche, seine Neigungen verwirrt hat, so wird er argwöhnisch, misstrauisch, und hieraus entstehen alle seine unordentlichen Handlungen. Er beunruhigt sich, sucht mit grosser Aengstlichkeit ein Gut, das er nicht mehr findet, wird zornig, aufgebracht, wüthend gegen Alles, was sich ihm nähert. Stösst er auf ein Hinderniss, so kümmert es ihn nicht, er handelt dessen ungeachtet; setzt man sich seinen Wünschen entgegen, so gebraucht er alle Mittel, um diese zu befriedigen; denn er kann weder die Gefahren, noch die Vortheile derselben abschätzen, und er ist nicht im Stande, sie zu wählen. Er stürzt sich aus dem Fenster, wenn er aus seinem Zimmer gehen will; er steckt sein Haus in Flammen, wenn man ihn in demselben zurückhält; statt jeder Antwort auf die Rathschläge der Freundschaft, tödtet er seinen Freund, mit einem Worte, er begeht die heftigsten Handlungen, und ist nur ein Gegenstand des Schreckens und der Furcht für seine Umgebung und die menschliche Gesellschaft.

Der Maniacus, der, unaufhörlich durch äussere Gegenstände und durch seine eigene Einbildungskraft zerstreut, ausser sich gebracht wird, verkennt Alles, was ihn umgiebt, vergisst sich selbst und scheint alles Bewusstseins beraubt zu sein. Nichts desto weniger hört der Eindruck der äussern Gegenstände nicht gänzlich auf, und das Bewusstsein seines Ichs ist nicht gänzlich zerstört, denn der Maniacus erinnert sich nach der Heilung der Gegenstände, die er während des Deliriums gar nicht zu bemerken schien. Ist er ruhig und verständig geworden, so giebt er über das, was er gesehen, gehört, empfunden, über seine Bestimmungen Rechenschaft, aber gewöhnlich tritt diese Erinnerung erst einige Monate nach seiner vollständigen Heilung ein.

Die vollständige Störung der Vernunft und der Neigungen vernichtet nothwendigerweise das Bewusstsein des Rechts und des Unrechts, und der Maniacus scheint keine religiöse Idee, kein Schaamgefühl, kein Gefühl für Rechtlichkeit mehr zu haben. Dieser gute Sohn, dieser gute Vater, dieser gute Gatte verkennen die ihrem Herzen theuersten Personen, stossen sie mit Härte zurück. Ihre Gegenwart, ihre Rathschläge, ihre Widersprüche, die

durch den Zustand des Kranken bedingt werden, regen diesen noch mehr auf.

Die Sprache, die dem Menschen gegeben ist, um seine Gedanken und Neigungen auszudrücken, verräth die Störung des Maniacus. So wie sich seine Gedanken in Masse unchaotisch seinem Geiste aufdringen, eben so entweichen die Worte und Sätze seinen Lippen ohne alle Verbindung, ohne alle Folge. Einige Maniaci, die viel Zutrauen zu sich selbst haben, sprechen und schreiben mit Leichtigkeit, sind durch ihren kühnen Schwung im Ausdrucke, durch die Tiefe ihrer Gedanken, durch die Verbindung der geistreichsten Ideen merkwürdig. Sie sprechen öfters Worte aus, die in gar keinem Verhältniss mit ihren Ideen und Handlungen stehen; manchmal wiederholen sie auch mehrere Stunden lang dasselbe Wort, denselben Satz, ohne hieran den geringsten Sinn zu knüpfen. Einige sprechen nur in einer selbst geschaffenen Sprache, Andere nur in der dritten Person, wenn sie von sich selbst sprechen. Manchmal nimmt der Maniacus einen hochmüthigen, eiteln Ton an, und da er durch nichts fixirt werden kann, da er dem flüchtigen Wunsch des Augenblickes nachgiebt, so geht er auf ein Ziel los, das er nicht erreicht. Er ist, obgleich er schnell und eilig geht, zerstreut, hält plötzlich träumerisch und nachdenkend an, und scheint mit irgend einem Plane beschäftigt; aber plötzlich läuft er wieder mit Schnelligkeit fort, singt, schreit, weint, lacht, tanzt, spricht laut, leise. Die Bewegungen und Gesten dieser Kranken, die gar keine Bedeutung haben und lächerlich sind, drücken genügsam die Störung der Ideen und Neigungen dieser Kranken aus.

Im Allgemeinen magern die Maniaci ab, ihre Gesichtszüge verändern sich, ihre Physiognomie nimmt einen andern, ganz gegen den im gesunden Zustande contrastirenden Character an, der Kopf ist gewöhnlich hoch, die Haare sträuben sich. Bald ist das Gesicht, bald sind bloss die Wangen geröthet; die Augen sind dann roth, funkelnd, unstätt, convulsivisch, wild, gegen den Himmel gerichtet, und bieten den Sonnenstrahlen Trotz. Bald ist das Gesicht bleich; die Züge sind dann gerunzelt, oft concentriren sie sich gegen die Nasenwurzel; der Blick ist unbestimmt, ungewiss, unstätt. In dem Paroxysmus der Wuth beleben sich alle Züge, der Hals schwillt an, das Gesicht röthet sich, die Augen funkeln, alle Bewegungen sind lebhaft und drohend. Zu so vielen Erscheinungen, welche der convulsivischen Energie der Lebensorgane angehören, kommen nun noch die Symptome, die da beweisen, dass die Ernährungsfunction Theil an dieser heftigen Aufregung nimmt. Bei fortschreitender Krankheit sind die Züge mehr verändert, die Gesichtsfarbe ist gelb, braun, erdfarben; die Physiognomie convulsivisch, mit einem Worte, der Maniacus ist unkenntlich.

Die Entwickelung der Muskelkräfte ist bei einigen Maniacis ausserordentlich. Man hat welche gesehen, die die schwersten Gewichte trugen, die stärksten Bande zerrissen und mehrere Menschen umwarfen, die sie zu halten suchten. Die wüthenden Maniaci sind darum so furchtbar, weil das Gefühl ihrer vermehrten Kräfte den Berechnungen der Vernunft entzogen ist, und weil sie die Ueberzeugung haben, dass ihre Kräfte übernatürlich und unbezwingbar sind. Auch sind sie, wenn sie dieselben anwenden, um so gefährlicher, weil die Idee einer Ueberlegenheit sie beherrscht, oder weil sie weniger Intelligenz besitzen. Von allen Maniacis ist die Wuth der Epileptischen am furchtbarsten, weil sie, aller Intelligenz beraubt, sich durch nichts imponiren lassen, während es Maniaci giebt, die zaghaft, furchtsam, misstrauisch sind, die sich bändigen lassen, wenn man ihnen eine scheinbar grosse Kraft entgegen setzt, der sie nicht widerstehen zu können glauben. Dies giebt uns den ersten Wink für die psychische Leitung dieser Kranken. Ist ein Maniacus wüthend, so wird er es noch mehr, wenn nur eine oder zwei Personen ihn halten wollen, im Gegentheil aber sich beruhigen, wenn viele Personen ihn umgeben, um sich seinen Excessen zu widersetzen.

Man hat immer gesagt, dass die Maniaci, von einer innern Hitze verzehrt, die strengste Kälte ertragen könnten. Dieser Glaube, der sich zu allgemein verbreitet hat, hat traurige Folgen für die Geisteskranken gehabt. Gewiss ist es, dass sich bei vielen Anfällen von Manie eine sehr grosse innere Hitze entwickelt; die Kranken fühlen dann eine brennende Hitze bald im Kopfe, bald im Unterleibe, bald in der Haut, die sehr trocken ist. Es giebt Einige, welche behaupten, dass sie ein brennendes Fluidum in ihren Adern circuliren fühlen; auch halten Mehrere es für eine Todespein, in einem engen und warmen Zimmer eingeschlossen und in einem Bett, in Decken eingehüllt, zurückgehalten zu sein. Man muss sich wundern, dass sie sich lieber auf die Dielen, ja sogar auf die Steine hinlegen. Man sieht welche, die, durch eine verzehrende Hitze gequält, nicht die leichteste Kleidung leiden können, und nackt noch die Kälte aufsuchen. Andere sieht man Hände voll Schnee nehmen und ihn mit Vergnügen an ihrem Körper zergehen lassen, eben so auch das Eis einer Pfütze, eines Flusses zerbrechen, um sich ins Wasser zu stürzen. Es ist in den Hospitälern nicht selten, dass Männer, ja sogar Frauen sich nackt ins Wasser setzen, den Körper, besonders aber den Kopf dem aus einer Quelle sprudelnden Wasser aussetzen; einige verlangen Douchen von kaltem Wasser auf den Kopf. Ein Maniacus wird in der Nacht wüthend und heult schrecklich; um zwei Uhr Morgens lasse ich ihm eine Douche geben, und während das kalte Wasser ihm auf den Kopf fällt, und den Körper so benetzt, scheint

er sich wohl zu befinden und zu ergötzen, bedankt sich für die Wohlthat, die man ihm erzeigt hat, wird ruhig und schläft den übrigen Theil der Nacht vortrefflich. Nichts desto weniger muss man sich wohl hüten, daraus schliessen zu wollen, dass alle Maniaci für die Kälte unempfindlich sind. In der That ertragen sie eine kalte Temperatur leichter, als andere Menschen, weil sie sich mehr bewegen und sich mehr Wärmestoff bei ihnen entwickelt, aber es ist auch sicher, dass eine strenge Kälte sie aufregt, und dass die Kranken im Winter, besonders gegen das Ende der Anfälle, leiden und sterben, wenn man sie nicht sorgfältig vor der strengen Jahreszeit schützt.

Man sagt auch, dass die Maniaci lange Zeit hindurch Hunger und Durst ertragen können; dennoch aber essen die meisten viel und mit Gefrässigkeit, und werden von einem brennenden Durst gequält und aufgeregt. Die physische und psychische Aufregung, die Folge einer zu langen Entbehrung von Nahrungsmitteln ist, quält sie, es erfolgt Schwäche, ja sogar der Tod darauf. Viele Manien endigen sich durch Verwirrtheit, was ein Beweis ist, dass die Maniaci schwach werden, ihre Kräfte erschöpfen und Nahrungsmittel bedürfen, um den Verlust wieder zu ersetzen. — Pinell hat bewiesen, dass schlechte Nahrungsmittel und schlechte Vertheilung derselben das Uebel verschlimmern und verlängern. Einige Maniaci sind in einem solchen Zustande von Delirium, dass sie weder ihre Existenz, noch ihre Bedürfnisse fühlen; sie verweigern Nahrungsmittel zu sich zu nehmen und verkennen das, was man ihnen giebt. Es kommt auch vor, dass die gastrischen Beschwerden, die sich durch den Saburalzustand der Zunge, durch die Trockenheit des Mundes u. s. w. zeigen, den Maniacus dahin bringen, Nahrungsmittel zurückzustossen. Dieser gastrische Zustand lässt zuweilen die Ideen eines Giftes entstehen, woraus neue Motive zum Widerwillen gegen Nahrungsmittel hervorgehen. Unter diesen Umständen ist der Widerwille nicht anhaltend; er hört auf, wenn das Delirium sich vermindert und die gastrischen Symptome aufhören. Ich habe nie einen betrübenden Zufall von der Weigerung, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, in der Manie gesehen, während die Monomaniaci und Melancholischen dem Hunger mit einer traurigen Hartnäckigkeit selbst bis zum Tode widerstehen.

Die Maniaci leiden an Schlaflosigkeit, die mehrere Tage, mehrere Wochen, ja sogar mehrere Monate anhält. Der Schlaf ist ängstlich, und wird oft durch Träume und Alpdrücken gestört. Diese Kranken leiden gewöhnlich an sehr hartnäckiger Verstopfung; einige haben reichliche und flüssige Stühle. Dieses letzte Symptom ist gefährlicher, als die Verstopfung, besonders wenn

es sich im ersten Stadium zeigt, und sich im Laufe der Krankheit erneut.

Ich habe schon bei der Aufzählung der Ursachen der Geisteskrankheit erwähnt, dass die Onanie oft dieselbe veranlasst; aber sie ruft seltner die Manie, als andere Arten von Geisteskrankheiten hervor. Die Maniaci überlassen sich während der Dauer der Anfälle selten diesem Laster, doch findet man einige, die es thun. Wenn sie aber auch weniger Onanie treiben, so zeigen sie doch weniger Schaamgefühl in der Art sich zu bekleiden und machen oft die schmutzigsten und obscönsten Vorschläge. Personen, die durch ihre Religionsgrundsätze, durch ihre Sitten sehr geachtet waren, sind hiervon nicht ausgenommen. Die Onanie ist bei den Maniacis ein betrübendes Symptom; hört sie nicht gleich auf, so ist sie ein unübersteigliches Hinderniss der Heilung. Indem sie die Abnahme der Kräfte beschleunigt, macht sie diese Kranken thierisch dumm, verursacht Phthysis, Marasmus und den Tod.

Dies sind die allgemeinen Symptome der Manie. Sie zeigen in Allen den Character der Aufregung, Mangel an Harmonie in der Ausübung der intellectuellen Kräfte.

Es giebt eine Abart der Manie, die nicht denselben Grad von Kraft, Energie und Neigung zur Wuth zeigt, obgleich man bei ihr dasselbe Unzusammenhängende der Ideen, dieselbe Unordnung im Sprechen und in den Handlungen, dieselbe Thätigkeit, dieselbe Beweglichkeit in der Ausübung der intellectuellen und moralischen Fähigkeiten, denselben Mangel an Uebereinstimmung unter sich wieder erkennt. Alles regt die Kranken auf, die in diese Varietät der Manie verfallen, Alles ärgert sie, Alles bringt sie auf; sie sind ausserordentlich reizbar, haben eine Beweglichkeit, die nichts aufhält, eine nicht zu hemmende Thätigkeit. Sie sind verschmitzt, lügen, sind unverschämt, zanksüchtig, mit Allem, selbst mit dem, was ihnen das Liebste ist, unzufrieden, beklagen sich unaufhörlich über Dinge und Personen, sind ausserordentlich geschwätzig, sprechen ohne Unterlass, und ihre Stimme drückt Bestürzung aus. Sie verändern alle Augenblicke Ton, Idee und Sprache, und machen Alles verkehrt. Die schamlosesten Dinge werden ihnen nicht schwer auszusprechen und zu thun; sie beleidigen, verläumden, finden Gefallen daran, die besten Absichten schlecht zu deuten und Böses zu stiften, sie zerstören, zerreissen. Ferner sind sie boshaft, froh, zufrieden. Sie lachen über das Böse, was sie thun, und von Andern thun sehen. Uebrigens werden sie böse, aufgebracht, schreien, sind Poltrons, und gerathen selten in Wuth.

Welche Anomalien auch die Symptome der Manie zeigen, wie lange auch ihre Dauer sein mag, so entdeckt das Auge des

Beobachters hier doch, wie bei allen andern Krankheiten, einen regelmässigen Gang. Die Manie hat ihre Vorboten, ihre vorangehenden Zeichen. Man unterscheidet dabei drei Perioden: in der ersten klagen die Kranken über eine unbeschreibliche Unbehaglichkeit, Kopfschmerz, Hitze im Schädel, in den Eingeweiden, Schmerzen im Epigastrium, Widerwillen gegen Nahrungsmittel, Durst und Verstopfung. Sie sind innerlich aufgeregt, unruhig, leiden an Schlaflosigkeit, an Träumen, haben Vorgefühle, Frohsinn und Traurigkeit wechseln ab, und sie haben zuweilen ein flüchtiges Delirium; aber sie behalten noch Liebe zu ihren Verwandten und Freunden. Die Symptome verstärken sich, das Delirium wird allgemein und dauernd, die Neigungen verkehren sich; der Uebergang zu dieser zweiten Periode ist durch heftige Handlungen, oder eine spontane oder hervorgerufene Wuth bezeichnet. Nach einer sehr langen Zeit wird der Maniacus ruhiger, minder ungestüm und minder zur Wuth geneigt; er ist aufmerksamer gegen fremde Eindrücke, zugänglicher für die ihm gegebenen Rathschläge. Endlich erwachen die alten Neigungen; die Gesichtszüge sind weniger convulsivisch, die Magerkeit verschwindet, der Schlaf dauert länger und der Kranke urtheilt über seinen Zustand. Wie die Ernährungsfunctionen anfangen sich wieder herzustellen, zeigt sich auch nach Verhältniss gewöhnlich eine mehr oder minder vollständige Krise; stellen sich aber die Ernährungsfunctionen wieder her, ohne dass das Delirium verhältnissmässig schwächer wird, so muss man befürchten, dass die Manie in den chronischen Zustand übergehe und in Verwirrtheit ausarte.

Folgende Beobachtung wird den regelmässigen Gang der Krankheit deutlicher zeigen.

A..., eine Feldarbeiterin, von grossem Wuchse, hat blondes Haar, blaue und lebhafte Augen; ihre Physiognomie ist beweglich, ihr Character heftig, reizbar und zornig. In ihrem 6sten Jahre hatte sie die Blattern, im 20sten war die Menstruation sehr unregelmässig, gewöhnlich ging ihr Leucorrhoe voran, oder sie folgte darauf. Im 28sten Jahre verheirathet sie sich, hat häuslichen Kummer, 6 Monate später werden die Menses unterdrückt, und dieser Zustand dauert anderthalb Jahre. Die Manie zeigte sich, als sie 29½ Jahr alt war und hörte nur nach einem Durchfall, der 3 Monate dauerte, auf. Im 30sten Jahre wird sie wieder gesund und trennt sich von ihrem Manne. Im 36sten Jahre hat sie Gemüthsbewegungen, sie fühlt ein allgemeines Unbehagen, leidet an Ohnmachten, Mangel an Appetit, Schmerzen in den Gliedern und Schwäche.

Erste Periode. Den 2ten Juni 1813: Schlaflosigkeit, Uebelkeiten, weiss oder gelb belegte Zunge, Krankheitsvorgefühle. Am 17ten Juni verordne ich ein Brechmittel, dessen Wirkung

ihr viel Leiden verursachte. Die Frau glaubt, man habe sie vergiften wollen, sie schreit, wird aufgeregt; man ist um sie bemüht, sagt, dass sie wahnsinnig sei. Dies ergreift sie heftig, sie delirirt und wird von Hause fortgebracht.

Zweite Periode. Ihre Ideen sind ganz verkehrt, Alles erschreckt die Kranke; ihre Ankunft in Paris, und besonders ihr Aufenthalt auf der Präfectur bringt sie ausser sich; Alles scheint ihr schwarz zu sein, und sie kennt Niemanden mehr.

Den 29sten Juni. Bei ihrem Eintritt in die Salpetrière ist die Kranke ausserordentlich mager, ihre Haut braun, sie schwatzt unaufhörlich, ihr Delirium verbreitet sich über Alles, sie hat zahlreiche Hallucinationen, schimpft, droht, schlägt; sie zerbricht Alles, was ihr in die Hände fällt, zerreisst ihre Kleider, bleibt nackt, rollt sich auf der Erde umher, singt, tanzt, schreit aus vollem Halse, stösst die ihr dargebotenen Speisen zurück; die Schlaflosigkeit und Verstopfung sind hartnäckig. Die Magerkeit, die schwarzbraune Farbe der Haut, die Verzerrung der Gesichtsmuskeln, die Stirnfalten über den Augen, die convulsivisch zusammengezogenen Lippenränder, die hohlen, oft injicirten und wilden Augen, der belebte, obgleich schielende Blick, geben der Physiognomie dieser Kranken einen Character, der die Störung und Aufregung ihrer Ideen und Neigungen vollkommen ausdrückt.

Juli. Derselbe Zustand; es wurden laue, lang anhaltende Bäder gebraucht.

August. Während die Kranke im lauwarmen Bade sitzt, bekommt sie Douchen; zuweilen erfolgt Schlaf nach dem Bade, aber während der Nacht schreit und singt sie; auch leidet sie an Verstopfung.

Septbr. Die lauwarmen Bäder werden fortgesetzt, und es zeigen sich an verschiedenen Theilen des Körpers Furunkeln. Es tritt ein wenig Ruhe ein. Den 27sten hören die Furunkeln auf, und die Aufregung kehrt wieder zurück.

Octbr. Es gelang, sie anfangs zwei, dann vier, sechs, acht Gran Opium täglich nehmen zu lassen. Man giebt ihr eben so viel Hyoscyamus ohne alle Wirkung.

Novbr. Die Menstruation erscheint jedoch nur spärlich wieder; man applicirt Blutegel an die Vulva, und es fand eine kleine Remission statt. Den folgenden Tag stellte sich das Delirium und Aufregung mit derselben Intensität wieder ein. Es werden alle Tage lauwarme Bäder angewandt.

Während der Monate December, Januar und Februar dauert das Delirium und die Aufregung fort; man begnügt sich, der Kranken Nahrungsmittel zu geben und sie vor Kälte zu schützen.

März 1814. Es tritt ein so reichlicher seröser Stuhlgang ein, dass die Kranke sehr schwach wird, und nach 14 Tagen

kaum gehen kann. Die Störung der Ideen hat sich nicht vermindert, aber die Kranke wird nicht mehr wüthend.

Dritte Periode. Der Durchfall dauert fort; es zeigt sich Leucorrhoe und es erfolgen einige lichte Augenblicke. Die Kranke nimmt die ihr dargebotenen Arzneien und Nahrungsmittel, und sucht sich zu besinnen.

Mai. Es werden Chokolade und schleimige Getränke verordnet; A. isst gut, schläft besser, erkennt die sich ihr nähernden Personen, hört die ihr gegebenen Rathschläge an, die Ideen sind aber oft unzusammenhängend. Den 27sten: Der Durchfall hat seit einigen Tagen aufgehört, die Kranke spricht nicht mehr unvernünftig, aber sie behält eine grosse Beweglichkeit, eine unaufhörliche Geschwätzigkeit. Sie kommt in die Abtheilung der Reconvalescenteu. Ihr Blick ist erstaunt, ihr Lachen convulsivisch, sie delirirt nur auf Augenblicke, und merkt auf das, was man ihr sagt.

Juni. Sie ist in ausserordentlicher Beweglichkeit, und ist es unmöglich, sie bei der Arbeit festzuhalten. Es werden lauwarme Bäder und Antispasmodica gebraucht, und die Rückkehr der Vernunft und der Wohlbeleibtheit geht stufenweise und schnell vor sich.

Den 1sten Juli. Es zeigt sich sechs Tage hindurch reichliche Leucorrhoe, die Kranke wird stark, die Physiognomie ruhig; es bleibt keine Lebhaftigkeit in den Augen zurück, alle Functionen sind wieder hergestellt, sie ist vollkommen gesund, wird am 11ten Juli entlassen, und ist immer seit der Zeit geistig gesund geblieben.

Diese in mehreren Beziehungen interessante Beobachtung zeigt uns die drei Perioden einer Manie, deren Verlauf sehr regelmässig ist. Neue Ursachen bewirken den Uebergang der Krankheit aus der ersten Periode in die zweite, und eine lange, ja sogar beunruhigende kritische Ausleerung ging der dritten voran.

In der folgenden Beobachtung sehen wir ein junges 21jähriges Mädchen, das gewöhnlich melancholisch war, dessen Manie Versuche zum Selbstmorde vorangingen. Der Verlauf dieser Manie ist minder regelmässig, er wird durch die Menstruation modificirt, und seine Dauer ist bedeutend länger.

V., ein Dienstmädchen, 21 Jahr alt, von einem Vater geboren, der sich selbst entleibte, war bei einer epileptischen Tante erzogen worden. Sie ist von mittlerer Statur, mittelmässig stark, hat blondes Haar, blaue Augen. Ihr Character ist traurig; sie ist schweigsam, sehr arbeitsam und führt einen regelmässigen Lebenswandel. Seit ihrer Kindheit war sie nur schwächlich, hatte im 6ten Jahre die Blattern, litt im 14ten an Kopfschmerzen, Cardialgie und Leucorrhoe; im 15ten Jahre zeigte sich die Menstruation, die seit dieser Zeit regelmässig und reichlich war. V. wurde

kräftiger, aber wenn die Catamenien nur wenig flossen, litt sie an Kopfschmerz, Traurigkeit und Schlaflosigkeit.

Als sie $20\frac{1}{2}$ Jahr alt war, liebte sie mehr die Einsamkeit und wurde trauriger. Im 21sten Jahre pflegt sie ihre Tante, die sehr krank ist; sie betrübt und ermüdet sich sehr. Die Menstruation wird unterdrückt; V. leidet an Schlaflosigkeit, panischem Schreck, ist trauriger und hat Ideen von Selbstmord. Dies war im Febr. 1813. Es wurde ihr dreimal am Fusse zur Ader gelassen, ohne dass ihre Gesundheit sich besserte. Sie wird zu ihrer Mutter gebracht, wo sich ihr Zustand verschlimmert. Einige Tage darauf, am 5ten April, stürzt sich V., während die Menses fliessen, in den Fluss; als sie aus dem Wasser gezogen ist, spricht sie nicht, schweigt die folgenden Tage hartnäckig, isst aus Eigensinn wenig, macht keine Bewegung und schläft nicht.

Den 1sten Juni 1813 wird V. in die Salpetrière gebracht; sie befindet sich in einem Zustande von Stupor mit Convulsionen des Gesichts und der Schultermuskeln. Sie weigert sich zu sprechen, zu essen, zu gehen; die Secretionen geschehen unwillkürlich; sie bleibt liegen oder sitzen, wie man sie legt oder setzt. Es werden lauwarme Bäder, fliegende Vesicatore an verschiedenen Theilen der Haut, und Blutegel an die Vulva verordnet. Die Menstruation kommt erst im Septbr. wieder; sie zeigt sich nur gering im Octbr. und Novbr. Den 15. Decbr. ist der Monatsfluss reichlich; der Schlaf stellt sich wieder ein, die Kranke spricht mehr und isst besser. — Den 23sten spricht sie, sucht sich im Hause nützlich zu machen, schläft. — Den 12ten Februar 1814 delirirt sie; es zeigen sich einige fieberhafte Symptome, wie trockne, verbrannte Lippen, bräunliche Zunge, voller, harter und frequenter Puls, Durst. Im März verschwinden alle fieberhaften Symptome, aber die Manie bricht mit ihrer ganzen Aufregung, Heftigkeit und dem Unzusammenhang der Ideen aus. Das Gesicht ist stark geröthet und drückt Unwillen aus, das Delirium ist allgemein, die Geschwätzigkeit fortdauernd, die Sprache kurz, die Bewegungen sind heftig; die Kranke ist sehr aufgeregt und duldet keine Kleidung; sie flucht, droht, schlägt, glaubt Personen zu erkennen, die sich ihr nähern, und wird aufgebracht, weil sie nicht mit ihr sprechen. Abwechselnd zerreisst, schlägt, beisst, schreit, tanzt, lacht sie u. s. w. Während der Monate September, Octbr., Novbr. dauern dieselbe Aufregung, derselbe Unzusammenhang der Ideen, dieselbe Geschwätzigkeit, dieselbe Neigung zur Wuth, dieselbe Schlaflosigkeit, dieselbe Verstopfung, dieselbe Unterdrückung der Menstruation fort. Ungeachtet der Kälte bleibt V. nackt, verwirft jede Fussbekleidung, geht auf den Höfen barfuss umher, schreit laut, hält obscöne Reden, wirft Alles um,

zerstört Alles u. s. w. Verlängerte warme Bäder, die Douche, die die Kranke fürchtet, modificiren ihren Zustand nicht. Während ihrer Reconvalescenz gestand mir V., dass sie die Douchen gefürchtet hatte, die ihr, wenn sie auch schmerzhaft waren, gut gethan hatten. Im Januar 1815 ist die Periode reichlich und seit der Zeit die Kranke ruhig; sie schläft ein wenig, sucht sich zu beschäftigen, obgleich sie immer noch delirirt. Während des Februars ist sie ruhiger, verständiger in ihren Reden und Handlungen. Im Februar ist die Menstruation reichlicher, der Appetit regelmässiger, der Schlaf besser; auch leidet sie nicht mehr an Kopfschmerz, die Gesichtszüge sind nicht mehr convulsivisch, die Farbe wird heller. V. arbeitet viel im Innern des Hauses, und nimmt allmälig zu. Die lauen Bäder werden fortgesetzt; ein aromatisches Infusum wird zum Getränk verordnet. Im März befindet sich V. in der Reconvalescenz; sie urtheilt richtig, erinnert sich an ihren Zustand, und giebt vollkommen davon Rechenschaft. Sie glaubte während ihres Deliriums, dass die sie umgebenden Personen sie tödten wollten. V. verliess gesund am 19ten Juni 1815 das Hospital, hat sich seit der Zeit immer wohl befunden und ihre gewöhnlichen Beschäftigungen wieder vorgenommen; sechs Jahre später, am 5ten Juni 1821, starb sie aber an der Lungenschwindsucht.

Der Verlauf der Manie ist nicht immer so regelmässig wie in den drei vorhergehenden Beobachtungen; wir haben schon gesagt, dass diese Krankheit verschiedenartig ausbricht. Sie zeigt eine Verschiedenheit in der Reihenfolge der Symptome, in ihrer Dauer, in ihrem Aufhören. Bald erreicht die Manie bei ihrem Auftritt sogleich ihre höchste Periode und dauert bis zu Ende des Anfalls, der plötzlich aufhört. Der Kranke scheint dann wie aus einem Traume zu erwachen, es scheint ihm, als wenn das Hinderniss, das ihn von der äussern Welt trennte, überstiegen wäre. Bald lässt die stufenweise Abnahme der Zahl und Intensität der Symptome das baldige Ende der Krankheit voraussehen. Bald gelangt der Maniacus erst nach abwechselnden, mehr oder minder langen, mehr oder weniger markirten Remissionen zur Reconvalescenz. Die Remission, die im Laufe des ersten Monats nach dem Ausbruch der Manie eintritt, ist ein Gegenstand, auf den ich nicht aufmerksam genug machen kann. Diese Remission ist constant. Bezeichnet sie vielleicht das Aufhören der Periode der Aufregung?

Die Manie ist hauptsächlich eine chronische Krankheit; nichts desto weniger ist ihre Dauer zuweilen nur sehr kurz. Man hat Anfälle gesehen, die nur 24 Stunden, einige Tage, einige Wochen dauerten. Dann muss man aber befürchten, dass ein neuer Anfall früher oder später ausbrechen werde. Man kann sich davor nicht

genug hüten; denn so leicht und flüchtig auch die ersten Angriffe auf das Gehirn waren, so bleiben die Kranken immer neuen bevorstehenden Gehirnzufällen unterworfen. Die Manie dauert mehrere Monate, ein Jahr, mehrere Jahre.

Die Manie ist, wie alle Krankheiten, intermittirend oder remittirend; sie ist anhaltend, und wir haben ihren Verlauf schon beschrieben. Die remittirende Manie ist nur dadurch von der anhaltenden verschieden, dass die Störung der Ideen und Handlungen mehr oder minder markirte, mehr oder minder regelmässige Remissionen darbietet. Es giebt Maniaci, die sehr gut schlafen und die, sobald sie aufwachen, sehr aufgeregt sind. Andere schlafen nicht, sondern sind in der Nacht aufgeregt, und nach einer schlaflosen Nacht ruhiger. Endlich giebt es Einige, die des Morgens oder des Abends ruhiger und für fremde Eindrücke zugänglicher sind. Die Remission ist zuweilen alle zwei Tage so regelmässig, dass man versucht wird zu glauben, es fände eine Intermission statt.

Die intermittirende Manie hat bald regelmässige, bald unregelmässige Anfälle. Sie ist sehr häufig, und kann in einer grossen Versammlung von Maniacis auf ein Drittheil angeschlagen werden. Wie in den intermittirenden Fiebern nimmt die intermittirende Manie den ein-, drei- oder viertägigen Typus an; die Anfälle wiederholen sich auch alle 8 Tage, alle Monat, alle 5 Monat, jährlich zwei Mal, alle Jahr, alle zwei, drei und vier Jahre. Die Anfälle brechen entweder plötzlich ohne andere bekannte Ursachen aus, als dass der Zeitraum, die Jahreszeit, das Jahr da ist, wo die früheren Anfälle stattfanden, oder sie entstehen bald durch dieselben Ursachen, die die ersten Anfälle hervorbrachten, bald durch davon verschiedene. Die Anfälle werden durch psychische Affectionen, durch physische Störungen, z. B. Verschleimung, Verstopfung, Kopfschmerz, oder durch wirkliche Krankheiten u. s. w. herbeigeführt. Ich sah einen Militair, der drei Mal in Manie verfiel, und zwar jedesmal, nachdem er eine syphilitische Affection gehabt hatte. Eine Frau hatte nach derselben Krankheit auch zwei Anfälle. Bei einigen Frauen bricht der Anfall jedesmal zur Zeit der Menstruation, der Schwangerschaft, des Wochenbettes aus. Es giebt Frauen, die jedesmal in Manie verfallen, wenn sie säugen, oder entwöhnen. Ich behandelte einen jungen Mann, der dreimal beim Beginn des Frühlings Anfälle von Manie hatte. Vor dem Ausbruche des Deliriums zeigten sich auf dem Gesicht dieses Maniacus Flechten, die mit dem Anfalle verschwanden. Die Trunkenheit führt oft die Anfälle herbei. Eine Dame verfällt alle Jahre in Manie; dem Anfalle gehen immer Symptome einer Metritis voran.. Wir haben ein Mädchen in der Salpetrière, bei dem die Anfälle sich durch alle Zeichen der Lun-

genschwindsucht ankündigten. Die Epilepsie ruft die Rückkehr der Anfälle hervor. Es giebt sehr regelmässige Anfälle, sowohl in Hinsicht auf die Zeit ihrer Rückkehr, als auf die Natur der Symptome, auf die Krisen und auf die Dauer. Es giebt Anfälle, die constant vorhergehende Zeichen haben. Einige Maniaci sind vor dem Anfall geschwätzig, ernst; einige Andere gehen viel, fühlen sich gesund, sehr glücklich. Es giebt welche, die singen, pfeifen, Andere sind melancholisch, traurig, unruhig, kleinmüthig, wollen nicht essen und schlafen wenig. Mehrere haben ein Vorgefühl von der Rückkehr der Anfälle, und fühlen die Vorläufer davon. Im Allgemeinen entscheiden sich die Anfälle plötzlich, und zuweilen ohne Krise. Gewöhnlich ist während der Intermission die Rückkehr zu den Ideen, Neigungen, Gewohnheiten, die sie im gesunden Zustandn hatten, vollständig. Dennoch aber bleiben zuweilen Symptome zurück, die beweisen, dass der Anfall nicht völlig verschwunden sei.

Ich habe Personen gesehen, die während der Anfälle von Manie so mager wurden, dass es an Marasmus grenzte, und wo der Anfall nur dann erst aufhörte, wenn sie den höchsten Grad von Schwäche erreicht hatten. War der Anfall vorüber, so bedurfte es mehr oder minder Zeit, ehe diese Kranken ihre Kräfte und ihre Wohlbeleibtheit wieder erlangen konnten, und kaum waren sie physisch nnd geistig gesund, so kehrten die Anfälle zurück.

Die Intermission findet häufiger bei der Manie als bei andern Geisteskrankheiten statt.

Man sieht nicht selten die Manie, und zwar auf sehr unregelmässige Weise, mit der Lungenschwindsucht, Hypochondrie, Melancholie abwechseln.

Madame v. M., von schwächlicher Constitution, cholerischem Temperament, war sehr reizbar. Sie hatte die ganzen Leiden der Revolution ausgehalten, und sah sich genöthigt, mit ihrer Familie zu emigriren. Durch die Entbehrungen bei der Emigration empfand sie häuslichen Kummer, und verfiel in Manie; sie war damals 24 Jahr alt. Alle Jahr erfolgte ein Anfall. Als sie meiner Behandlung anvertraut wurde, war sie seit ihrer Rückkehr nach Frankreich zum dritten Male in einem Zustande von Manie mit Hysterie complicirt. Ich verordnete eine Drachme Campher in 2 Unzen concentrirten Essig aufgelöst; dieses musste sie Esslöffelweise in 4 Unzen Wasser den Tag hindurch verbrauchen. Am folgenden Tage wurde der Anfall schwächer, und hörte beinahe plötzlich auf, während die früheren 10—11 Monate gedauert hatten. Das folgende Jahr fand ein neuer Anfall statt. Es zeigten sich Anfangs alle Symptome von Metritis; Beschwerden im Epigastrium, heftiger Schmerz im Uterus, Ekel, schwere Ohnmachten, besonders wenn sie die Füsse auf die Erde setzt, eine brennende

Hitze der Haut, frequenter, zusammengezogener, kleiner Puls, Durst, Unruhe. Am siebenten Tage verschwanden die Symptome der Metritis, und augenblicklich brach das Delirium der Manie aus. Die Kranke ist ausserordentlich reizbar; Alles ärgert sie und bringt sie auf; sie ist sehr bewegt, spricht unaufhörlich, ihre Ideen sind unzusammenhängend, ihre Reden schmutzig und obscön. Dieses letztere Symptom ist um so bemerkenswerther, da sie eine sorgfältige Erziehung genossen hatte. Eine Tante der Kranken giebt ihr dasselbe Arzneimittel, welches das vergangene Jahr so glücklichen Erfolg gehabt hatte. Um aber die Wirksamkeit des Mittels zu verstärken, wendet man die Mischung von Campher und Essig mit einem Male an, ohne es in ein Vehikel einzuhüllen. Das Resultat davon war eine wirkliche Vergiftung, die ihr Leben bedrohte. Durch eine folgende Gastritis kann hierdurch die Kranke mehrere Wochen hindurch nur einige Löffel voll Reiss-, Grützwasser, oder mit Wasser vermischte Milch geniessen, aber der Anfall von Manie hatte aufgehört. Zwei Jahre vergingen in einer vollständigen Intermission; seit der Zeit, d. h. seit 20 Jahren erscheinen beinahe alle Jahr die Anfälle wieder, dauern aber nur 1 — 2 Monate.

Mad. v. S., von starker Constitution, war lange in Indien gewesen; im 20sten Jahre verheirathete sie sich, und ward im 21sten entbunden. Sechs Tage nach der Entbindung fängt ihr Bett an zu brennen; sie erschrickt, stösst ein grosses Geschrei aus, die Milch und die Lochien werden unterdrückt, und eine Viertelstunde darauf tritt Manie mit Wuth auf, die 3 Monate dauert, und auf die 2 Monate lang anhaltende Melancholie folgt. Man wandte im Anfange mehrere Aderlässe am Fusse und kalte Bäder an. Sie befand sich damals auf Isle-de-France.

Im 29sten Jahre hatte v. S. einen zweiten Anfall, der durch die Einnahme von Batavia, wo ihr Mann in Garnison stand, hervorgerufen wurde. Die Manie mit Wuth brach plötzlich aus, dauerte zwei Monate, und darauf folgte, wie im vorhergehenden Anfall, Melancholie, welche 4 Monate anhielt.

Im 35sten Jahre erlitt sie einen neuen Anfall, der durch die Unruhe einer mühseligen Ueberfahrt und durch die Verzweiflung, dass ihr Mann im Gefängniss sass, verursacht wurde. Dieser Anfall war minder heftig, und dauerte mit Inbegriff der Melancholie nur 3 Monate.

Im 39sten Jahre, im Novbr. 1815, ward ein neuer Anfall durch die Versetzung ihres Mannes und den Tod einer ihrer Freundinnen hervorgerufen. Der Anfall brach am 3ten Novbr. aus, und die Kranke wurde am 4ten meiner Behandlung übergeben. Die Manie dauerte 2 Monate, worauf Melancholie folgte, die aber länger als in den früheren Anfällen anhielt.

Im 40sten Jahre reist v. S. mit ihrem Manne nach dem Senegal; sie erleidet alle Schrecken des so bekannten unglücklichen Schiffbruchs der Medusa, und verliert nicht den Verstand. Das folgende Jahr fand ein den früheren ähnlicher Anfall statt. Sie kommt in Frankreich traurig, niedergebeugt an, leidet an Reissen im Leibe, und diese Symptome verschwinden erst nach einigen Monaten.

Im 45sten Jahre hatte sie einen sechsten Anfall. Alle diese verschiedenen Anfälle zeigten denselben Character; wurden plötzlich durch einen psychischen Affect hervorgerufen, die Manie hielt zwei bis drei Monate an, worauf Melancholie folgte, die anfangs nur 2—3 Monate, in den beiden letzten Anfällen aber weit länger dauerte. Während der Manie fühlte v. S. Abneigung gegen ihren Mann und ihre Tochter, die der Gegenstand ihrer zärtlichsten Neigung sind, wenn sie gesund ist. Während der Melancholie kommt es der Kranken vor, als sei ihr Kopf leer; sie glaubt sich unfähig zu denken und zu handeln. Während der Anfälle magert sie sehr ab, und so wie die Magerkeit ausserordentlich ist, hört der Anfall auf.

Die Manie zeigt zuweilen bei ihrem Auftreten alle Symptome von bedenklichen Fiebern, deshalb ist auch die Diagnose in diesem Zeitraum der Krankheit nicht immer leicht. Der Irrthum kann sehr bedenkliche Folgen haben, wenn man ein Nervenfieber oder eine Gehirnentzündung für Manie hält. Complicationen mit Hautkrankheiten kommen häufig vor. Selten ist die Manie bei jungen Frauen ohne einige hysterische Symptome; dasselbe findet bei Männern bei Hinneigung der Manie zur Hypochondrie statt. Die Manie complicirt sich häufig mit der Epilepsie, häufiger noch mit Paralysis und Scorbut. Sie complicirt sich auch mit andern Geisteskrankheiten, was zu vielen verschiedenartigen Meinungen über den Character und die Klassification der verschiedenen Geisteskrankheiten Veranlassung gab.

Da die Manie Ursachen, die ihr eigen sind, Symptome, die sie characterisiren, einen mehr oder minder regelmässigen Verlauf, wie alle andern Krankheiten hat, so entscheidet sie sich auch durch Krisen; wie jene hat sie ihre entscheidenden Krisen und Uebergänge in andere Krankheiten. Wenn die Krisen der Manie nicht gut beobachtet worden sind, so kommt dies nicht daher, dass sie fehlen, sondern weil die Beobachtung derselben wegen der Furcht und der Abneigung, welche die Monomaniaci einflössen, und wegen der gänzlichen Vernachlässigung derselben bis auf unsere Zeiten sehr schwer ist. Diese Krankheit entscheidet sich durch schleimige oder blutige Entleerungen aller Art, durch Erbrechen, Ptyalismus, Stühle, Leucorrhoe, Blennorrhagie, Nasenbluten, Menstruation, Hämorrhoiden, Varices, Hautphlegmasien,

und Erysipelas. Ich habe oft nach sehr grossen Furunkeln, die reichlich eiterten, die Manie aufhören sehen. Endlich entscheidet sich auch die Manie durch anhaltende oder intermittirende Fieber. Sie geht in wirkliche Melancholie über, artet in Verwirrtheit aus, wie dies bei allen Geisteskrankheiten der Fall ist. Man muss diese Verwirrtheit nicht mit dem Zustande gewisser Maniaci, der nach dem Aufhören des Deliriums und der Aufregung eintritt, verwechseln. Die Reconvalescenten sind niedergebeugt, ermüdet, zu Bewegungen nicht aufgelegt; sie sprechen wenig, sind aber weder in Reden, noch Handlungen unvernünftig.

Ich werde hier noch zwei Beobachtungen über die kritischen Endigungen der Manie den früher mitgetheilten anreihen.

Mad. G., 19 Jahr alt, von mittlerer Statur, hat blonde Haare, schwarze Augen, eine weisse Haut, ist mittelmässig stark und von einer geisteskranken Mutter geboren. Sie bekam im 9ten Jahre die Blattern, im 12ten den Kopfgrind, im 13ten die Krätze, im 14ten trat spontan die Menstruation ein. Seit der Zeit sind die Menses reichlich, jedoch ist G. häufigen Kopfschmerzen unterworfen. Im 16ten Jahre bildet sie sich ein, dass Jedermann ihre Tritte belausche; im 18ten verheirathet sie sich, im 19ten wird sie glücklich entbunden. Sie will selbst stillen, aber vom Beginn des Säugungsgeschäfts begeht sie Fehler im Regimen; sie will nicht zugedeckt bleiben, weil ihr zu warm ist u. s. w. Sie fühlt grosse Schmerzen während des Säugens, die eine grosse Störung in den Ideen verursachen. Den 4ten Tag hört sie auf zu stillen, die Brüste strotzen von Milch; den 5ten Tag trinkt sie kaltes Wasser und wäscht sich auch damit; die Lochien hören auf zu fliessen. G. beklagt sich über unerträgliche Hitze; man will ihr vergebens zur Ader lassen. Am 14ten Tage werden Blutegel an die Vulva, Sinapismen auf die Lenden, Vesicatore auf die Beine applicirt; den 16ten Tag werden Blutegel hinter die Ohren, neue Sinapismen, ätherische Mixturen, u. s. w. verordnet. Alle diese Mittel sind erfolglos. Den 25sten Februar wird die Kranke in die Charité, und 4 Tage später nach der Salpetrière gebracht. Bei ihrer Ankunft ist das Delirium allgemein, die Brüste sind sehr hart, die Kranke will nicht zugedeckt bleiben; sie leidet an panischem Schrecken, hält die sich ihr nahenden Personen für Bekannte, u. s. w. Den 5ten März bildet sich eine Ablagerung an der rechten Brust, die sehr reichlich zu eitern anfängt; das Delirium vermindert sich, dennoch aber will die Kranke keinen Verband dulden. Den 10ten April: Die Wunde der Brust fängt an zu vernarben, das Delirium vermindert sich, die Kranke ist für Rathschläge, die man ihr ertheilt, zugänglicher. Bis zum 1sten Mai kehrten allmälig die Kräfte und die Vernunft wieder; sie sieht ihren Mann und ihre Verwandten. Den 12ten Mai: Voll-

ständige Reconvalescenz, die Wunde des Abscesses ist ganz vernarbt. Am 15ten: Sie ist vollkommen verständig, und verlässt am 27sten das Hospital.

Elisabeth C..., 64 Jahr alt, hat sich sehr gut conservirt, ist sehr rüstig für ihr Alter, und immer gesund gewesen. Nie haben bei ihr Unregelmässigkeiten in der Menstruation stattgefunden, und viermal ist sie glücklich entbunden worden. Einer ihrer Söhne ist zur Armee nach Spanien gegangen. Da sie von ihm keine Nachricht erhält, grämt sie sich sehr. Eines Tages glaubt sie ihren Sohn mitten unter einer Kompagnie Soldaten zu erkennen und folgt derselben von der Vorstadt St. Antoine bis zur Barrière Fontainebleau. Man weiss nicht genau, was sie auf diesem Wege gethan hat, aber den folgenden Tag wurde sie ergriffen, indem sie nackt die Strassen durchlief, und nach der Salpetrière gebracht. C. befindet sich in einem Zustande von Manie mit Wuth, der sechs Wochen anhält; nach dieser Zeit entwickelt sich eine Parotitis an der linken Seite. Sogleich hört das Delirium auf; mehrere Blutegel, um die Geschwulst applicirt, vermindern ihre Entzündung, dennoch aber bildet sich ein Abscess, der sich in drei Wochen öffnet und heilt. Seit dem Erscheinen der Parotitis verminderte sich das Delirium stufenweise und verschwand noch vor der Vernarbung der Wunde ganz.

Eine sehr grosse Beruhigung gewährt es, dass man weiss, dass diese durch die Natur und Heftigkeit ihrer Symptome so schreckliche Krankheit mehr Hoffnung zur Heilung giebt. In der That wird die Manie unter allen Geisteskrankheiten am sichersten geheilt, wenn sie einfach ist, wenn die praedisponirenden Ursachen nicht zu zahlreich waren und nicht einen zu energischen Einfluss ausübten. Der erste Anfall, wenn er nicht mit Epilepsie, Paralyse oder Lähmung complicirt ist, geht gewöhnlich in Genesung über. Eben so wird auch häufig noch der zweite Anfall gehoben, während jedoch nach dem vierten Anfalle die Heilung zweifelhaft wird. Von 269 von Manie Geheilten, von denen ich genaue Rechenschaft geben kann, hatten 132 den ersten Anfall, 67 den zweiten, 32 den dritten, 18 den vierten, und 10 noch mehr Anfälle gehabt.

Die Dauer der Krankheit ist auch viel kürzer als die der übrigen Geisteskrankheiten, was die folgende Tabelle beweist, die auch ergiebt, dass fast alle Manien im ersten Jahre geheilt werden, und dass nach dieser Zeit nur eine sehr geringe Anzahl in Genesung übergeht.

Tabelle der Heilungen. Es genasen im ersten Monat 27; im zweiten Monat 32; im dritten Monat 18; im vierten Monat 30; im fünften Monat 24; im sechsten 20; im siebenten 20;

im achten 19; im neunten 12; im zehnten 13; im zwölften 23; im zweiten Jahre 18; in den folgenden Jahren 13; zusammen 269.

Die günstigsten Jahreszeiten zur Heilung sind unbedingt der Herbst und der Sommer, die ungünstigste der Winter. Da der Sommer zur Entwickelung der acuten Manie am geeignetsten ist, so ist es nicht befremdend, dass auch viele Manien im Sommer geheilt werden.

Tabelle der Heilungen in Beziehung zu den Jahreszeiten. Im Herbste (September, October, Novbr.) 83; im Winter (Decbr., Januar, Febr.) 48; im Frühling (März, April, Mai) 61; im Sommer (Juni, Juli, August) 77; zusammen 269.

Wenn die Manie eher als die übrigen Geisteskrankheiten in Genesung übergeht, so führt sie auch seltener zum Tode, vorausgesetzt, dass man alle nur mögliche Vorsicht angewandt hat, um die Kranken vor den vielen Zufällen, denen sie ihr Delirium aussetzt, zu schützen. Man muss bei diesem günstigen Resultate auch das Regimen und die Behandlung mit in Anschlag bringen und Rücksicht auf die Complicationen und die Dauer der Krankheit nehmen; denn wenn die Manie mehrere Jahre gedauert hat, so hat sich die Constitution des Kranken so zu sagen mit der Krankheit identificirt. Hat sich die Manie mit Epilepsie, Paralyse, oder irgend einer organischen Verletzung complicirt, dann findet häufiger Sterblichkeit statt, die aber mehr durch die Complicationen hervorgebracht wird. Von mehr als 1200 geisteskranken Frauen, die während 4 Jahren in die Salpetrière und in meine Anstalt aufgenommen waren, starben kaum 30 an einer einfachen Manie, und zwar 25 beim ersten, 4 während des zweiten Anfalls. Sie starben in einem Zeitraum von 6 Jahren, und zwar zwei Drittel im Verlauf des ersten Jahres, wie es die nachstehende Tabelle beweist.

Tabelle der Epochen der Sterblichkeit. Im ersten Monat 3, im zweiten 3, im dritten niemand, im vierten 5, im fünften niemand, im sechsten 4, im siebenten 2, im achten 1, im neunten 2, im zehnten niemand, im zwölften 1. Im zweiten Jahre 3, im dritten 2, im vierten 2, im sechsten Jahre 3.

Die Maniaci sterben gewöhnlich am Nervenfieber, Lungenschwindsucht, Convulsionen. Sie sterben plötzlich, gleichsam als wäre die Sensibilität erschöpft.

Wir hatten im Jahre 1814 in der Salpetrière ein 24jähriges Mädchen, das neuerdings in Manie ohne Complication verfallen und wüthend war, und welches durch eine andere Kranke getödtet wurde. Wir waren bei der Section überrascht, kein Störung des Gehirns, noch der Gehirnhäute zu finden; eben so fanden wir bei dem Maniacus, von dem ich früher gesprochen, der plötzlich gestorben war, keine Verletzung im Gehirn.

Auch ist das Gehirn und die Gehirnhäute gesund, wenn auch die Maniaci mehrere Jahre gelebt haben, und oft ist die Natur, die Ausdehnung und der Sitz der Störung gar nicht mit der Heftigkeit und der Dauer des Deliriums im Verhältniss. Wenn die Schriftsteller Störungen im Gehirn oder in dessen Membranen gefunden hatten, so waren auch immer während des Lebens Störungen in den Bewegungen, Paralysis oder Convulsionen vorhanden. Folgt man mit Aufmerksamkeit dem Verlauf der Krankheit, so kann man durch die Symptome, die sich mit derselben compliciren, den Zeitraum angeben, wo die Störung beginnt; aber andrerseits bedenke man auch, wie viel organische Störungen des Gehirns oder der Gehirnhäute selbst der aufmerksamsten Beobachtung entgangen sind, und gehören die Symptome von Meningitis, von Blutcongestionen, von Gehirnentzündung, die man bei der Section findet, nicht oft den Erscheinungen an, die dem Tode vorangehen, und hat man wohl immer streng die einfache Manie von der complicirten unterschieden?

Was darf man aus dem Vorhergehenden schliessen? Dass die pathologische Anatomie ungeachtet der sehr fleissigen Arbeiten einzelner Männer uns in dieser Beziehung noch nicht weiter gefördert, aber wie zu hoffen steht, werden uns die neueren Untersuchungen mehr Aufklärung über dieses wichtige Gebiet geben.

Die Maniaci sterben zuweilen an Erschöpfung der Sensibilität. Sie gelangen zu diesem Zustande durch die ausserordentliche Aufregung und die Exaltation des Deliriums. Sie sind dann sehr abgemagert, schwach bis zur Ohnmacht, verfallen in Insensibilität, bleiben wie ein Knaul zusammengerollt im Bette, ohne sich zu bewegen; der Puls ist unterdrückt, schwach, die Glieder sind kalt, und bisweilen werden die Extremitäten blau; dann sterben sie nach einigen Tagen, besonders wenn sie der Kälte ausgesetzt sind, und man nicht sorgt, sie wieder zu erwärmen und durch innere reizende und nährende Mittel zu stärken.

Manchmal sterben die Maniaci ganz plötzlich, und dies geschieht besonders in der kalten Jahreszeit, und vorzüglich die Maniaci, die am heftigsten aufgeregt sind, die die Empfindung ihrer eigenen Existenz verloren, mager, bleich, sehr reizbar sind, und Convulsionen des Gesichts haben. Sterben diese Individuen nun an einer nervösen Apoplexie? Die Section zeigte mir in dieser Beziehung gar nichts, und ich konnte keine Ursache für den Tod auffinden. Selten sterben die Maniaci durch einen apoplectischen Anfall, aber sie haben Congestionen, das Gehirn ist partiell erweicht, wodurch Convulsionen hervorgerufen werden, welche diese Kranken in wenigen Tagen tödten. Gewöhnlich gehen leichte Symptome von Paralysis, oder der nahe Uebergang der Manie zur Verwirrtheit diesem Ausgange voran.

Die Erfahrung hat gezeigt, dass die Manie nicht unheilbar ist, wie einige befangene Köpfe behauptet haben, und wie es jetzt noch behauptet wird. Dieses Vorurtheil war für die Maniaci sehr traurig, da man ihnen nicht nur die geeigneten Mittel zur Genesung nicht zukommen liess, sondern ihnen auch noch die nöthigsten Dinge, die sie zum Unterhalt ihres Lebens bedürfen, entzog. Die Maniaci waren früher fast überall, und sind heut zu Tage noch in vielen Ländern der nöthigsten Dinge zur Erhaltung des Lebens beraubt, stets eingeschlossen, selbst angekettet, und so den Thieren gleich behandelt. Möchten doch die Regierungen sich dieser Unglücklichen annehmen, und ihnen die Aufmerksamkeit schenken, die die Menschlichkeit so nothwendig erheischt.

Behandlung der Manie. Man darf nicht ausser Acht assen, dass drei Perioden den Verlauf der Manie bezeichnen, deren jede eine besondere Behandlung erfordert. Welche Winke giebt hier nicht die Hygieine für die physische und psychische Behandlung! Auch setzen einige Aerzte ihr ganzes Vertrauen in sie. Dennoch haben aber die pharmaceutischen Mittel ihren Nutzen, besonders beim Auftreten der Krankheit.

Im Beginn und während der ersten Periode der Krankheit bringe man den Kranken in ein dunkles Zimmer zur ebnen Erde, dessen Luft, wenn es warm ist, frisch, rein, und bei niederer Temperatur erhalten werden, ist es aber kalt, erwärmt werden muss. Ist der Kranke sehr heftig, so befestige man ihn an das Bett und hemme seine Bewegungen durch die Zwangsjacke. Man unterwerfe ihn einer sehr strengen Diät, gebe ihm kalte Getränke mit Salpeter, reines Wasser, ein *Dec. rad. graminis* oder *hordei*, Molken, Mandelemulsion, Kirsch-, Johannisbeerwasser, u. s. w.

Man lasse den Kranken in seinem Zimmer allein und gebe ihm die nöthigen Personen zu seiner Bedienung; man verbiete die Gegenwart von Verwandten, Besuche von Freunden, damit der Kranke so wenig Eindrücken und Aufregungen als möglich ausgesetzt sei.

Diese Mittel sind nur in der ersten Periode anwendbar, nach derselben muss der Maniacus auf ein anderes Regimen gebracht werden. In dem Kapitel «über die Isolirung» werde ich die Gründe auseinandersetzen, welche die Isolirung, deren Verlängerung oder Nutzlosigkeit bedingen. Ich habe gesagt, bei der Manie sei sie nothwendig. In der Abhandlung «über Irrenanstalten» werde ich erklären, warum die Wohnungen zur ebnen Erde für Geisteskranke, besonders für die Maniaci vorzuziehen sind. Diese Wohnungen müssen vor hellem Lichte gesichert sein, und die frische Luft muss darin leicht erneuert werden können.

Man darf diese Kranken nicht in ihren Zimmern zurückhalten, noch weniger sie ans Bett binden. Bewegung ist für sie

ein instinktartiges Bedürfniss. Lärmen sie nur, so überlasse man sie in freier Luft ihrer ganzen Beweglichkeit, ihrem lauten Schreien, allen ihren Extravaganzen, lasse sie ihre Wuth erschöpfen. Man wende nur dann Zwangsmittel an, wenn ihr Leben durch ihre Unvorsichtigkeit, oder das Leben Anderer durch ihre Heftigkeit in Gefahr kommt, und auch dann wende man sie nur augenblicklich an. Diese müssen vom Arzt angeordnet werden und unmittelbar nach einer Aufsehen erregenden Handlung der Kranken in Anwendung gebracht werden, jedoch sogleich aufhören, wenn die Patienten ruhig geworden sind. Ausser dieser Vorsicht, so wie noch anderer, welche nur die Erfahrung geben kann, halten sich die Maniaci für ein Opfer der Ungerechtigkeit oder des Eigensinns derjenigen, welche zu ihrer Bedienung da sind. Es ist besser, die, welche des Nachts nicht im Bette bleiben wollen, frei zu lassen, und sie nicht zu zwingen, wenn sie sich nur nichts Böses zufügen. Ich habe an einem andern Orte die Beweggründe zu diesem Verfahren auseinandergesetzt. Seitdem man die Geisteskranken nicht mehr eingeschlossen hält, seitdem man ihnen alle mögliche, ihrer eignen Sicherheit nicht zuwiderlaufende Freiheit lässt, hat die Zahl der wüthenden Maniaci sich sehr vermindert. Wie viele Maniaci sind nicht paralytisch geworden, weil man sie zu lange ans Bett oder an den Sessel gebunden hatte.

Es giebt Maniaci, die keine Bekleidung leiden können; man erhalte sie mittelst der Zwangsjacke, besonders im Winter und gegen das Ende des Anfalls angekleidet.

Die Nahrungsmittel müssen reichlich sein, und so vertheilt werden, dass der Hunger und Durst die Aufregung und die Unzufriedenheit nicht steigern. Man reiche leicht verdauliche Nahrungsmittel, z. B. frische Gemüse, Früchte, u. s. w. Einige Maniaci verweigern beim Beginn des Anfalls jede Art von Nahrungsmittel zu sich zu nehmen; selten aber dauert dieser Widerwille länger als einige Tage. Er entsteht zuweilen durch gastrische Beschwerden, die durch die Diät oder geeignete Mittel gehoben werden können. Manchmal wird dieser Widerwille auch durch das zu starke Delirium, welches den Kranken sogar des Gefühls ihrer Bedürfnisse beraubt, verursacht. Es ist hier hinreichend, ein Vesicator an jedes Bein zu legen, um entweder die Sensibilität gleichförmiger zu zertheilen, oder einen ableitenden Schmerz hervorzurufen. Auch billige ich bei den Maniacis nicht coercitive Mittel, die bei einigen Melancholischen nützlich sind.

Man hat geglaubt, die psychische Behandlung bei den Maniacis bestehe darin, dass man mit ihnen raisonnire, sie überzeuge; dies ist eine Chimäre. Die Maniaci haben nicht Kraft, ihre Aufmerksamkeit genug zu fesseln, um die vernünftigen Vorstellungen

anzuhören und zu befolgen. Die psychische Behandlung besteht darin, dass man sich ihrer Aufmerksamkeit bemächtigt, ihre Intelligenz beherrscht, ihr Zutrauen gewinnt. Obgleich diese Kranken kühn, verwegen sind, so lassen sie sich doch leicht einschüchtern. Die Furcht übt über sie eine solche Macht aus, dass sie furchtsam werden, zittern, sich den Personen unterwerfen, die ihnen zu imponiren verstehen. Die Furcht mässigt durch ihre schwächende Wirkung den Excess ihrer Aufregung, und macht sie auf diese Weise geneigt, die Rathschläge, welche man ihnen giebt, anzuhören, zu befolgen; jedoch muss man dieses Gefühl nicht bis zum Schrecken treiben. Ohne Zweifel hat man einige Maniaci geheilt, indem man ihnen eine heftige Furcht einflösste; aber man verschweigt, wie viele nicht geheilt worden sind, weil man sie durch eine irrige Behandlung in einen immerwährenden Schreckenszustand versetzt hatte. Man flösst Furcht durch tausend verschiedene Mittel ein, jedoch darf die Anwendung dieser Mittel nicht groben und unwissenden Menschen überlassen werden, weil sie damit einen Missbrauch treiben würden. Es ist nicht Jedem gegeben, dieses Heilungsmittel geschickt anzuwenden, und seine Anwendung ist auch nicht bei allen Maniacis passend. Man gelangt auch dazu, die Aufmerksamkeit dieser Kranken zu fesseln, wenn man ihre Bewunderung, ihr Erstaunen erregt. Eine imposante, unerwartete Erscheinung kann, indem sie ihre Sinne lebhaft frappirt, sie zur Vernunft zurückführen. Es zeige sich dem Maniacus eine Person mit Festigkeit und sehe ihn fest an, so sieht man diesen so drohenden Wüthenden ausser Fassung gerathen, sich beruhigen und zur Behandlung fähig werden. Dasselbe geschieht durch ein imponirendes Aeussere, durch ernste, energisch ausgesprochene Worte; man flösst dadurch Erstaunen, Zutrauen, Ehrfurcht ein. Diese Wirkung dauert so lange, als die empfangenen Eindrücke anhalten. Auch die physischen und psychischen Eigenschaften der Personen, welche um die Maniaci sind, sie behandeln, üben eine grosse Macht auf diese Kranken aus. Dasselbe geschieht durch physische Erschütterungen, kräftige und erschütternde Arzneimittel; eben so durch psychische Erschütterungen, lebhafte und unerwartete Eindrücke, die zur Heilung beitragen.

Man setze ihrer Wuth eine grosse scheinbare Macht entgegen; Zurüstungen, die den Maniacus überzeugen, dass jeder Widerstand unnütz sei, werden ihn folgsam machen, wenn man Gewalt anzuwenden gezwungen ist. Man erlaube sich nie eine schlechte Behandlung gegen den Kranken, denn diese entwürdigt ihn, oder bringt seinen Zorn hervor, und der Zorn des Maniacus ist — die Wuth. Man schone das Gefühl aller Geisteskranken, besonders das der Maniaci, welche an Feinheit der Sitten der grossen Städte und der höhern Stände gewöhnt sind. Willkühr-

liche Strafen, verlängerte Einschliessung, Ketten, Schläge, grobe Worte, Drohungen reizen auf, anstatt zu besänftigen. Ist Strenge nöthig, so übe man sie ohne Heftigkeit, ohne Grobheit aus, geschieht das Gegentheil, so sieht der Maniacus nur Zorn in den Handlungen seiner Umgebung. Mehrere Thatsachen werden besser, als alle Raisonnements, die glücklichen Resultate beweisen, die eine mässige und zweckmässige Strenge bei Maniacis herbeigeführt hat. Pinell erzählt mehrere Beobachtungen, die da beweisen, welchen Vortheil man von einer solchen Behandlung ziehen kann.

Der General V., 45 Jahr alt, von kleiner Statur, sanguinischem Temperamente, mit sehr entwickelter Intelligenz, lebhafter Einbildungskraft, besass das volle Vertrauen Bonaparte's. Er hatte den Auftrag, sehr grosse Artilleriezurüstungen im Camp de Boulogne zu leiten; er ermüdet sich sehr, nicht allein bei der Ausübung seiner Functionen, sondern auch bei Experimenten in freier Luft und der grossen Sommerhitze. Plötzlich verlässt der General die Armee, besteigt mit einem Adjutanten einen Wagen, lässt den Wagen mit Baumzweigen bedecken, und sagt auf dem ganzen Wege, dass er sich nach Paris begebe, um den Friedenstractat, den er so eben mit England abgeschlossen, nach Paris zu überbringen. Auf dem halben Wege zwingt er seinen Adjutanten, den Wagen zu verlassen, und erlaubt Niemandem, wieder einzusteigen. Er bezahlt die Postillone reichlich, und wird aufgebracht, weil sie nicht rasch genug fahren. Er nimmt sich keine Zeit zum Essen, kommt auf dem Carousselplatz an, begegnet dem General, der in seinem Wagen sitzt, hält ihn an, und bittet ihn, dass er ihm seinen Wagen leihen möchte, um so rasch als möglich nach St. Cloud zu kommen. (Die Neuigkeit von dem Friedensabschluss verbreitete sich in Paris, und die öffentlichen Fonds stiegen.). Der General V.... dringt, obgleich seine Toilette in der grössten Unordnung war, bis in die Zimmer des Kaisers, berichtet ihm, dass er so eben den Frieden abgeschlossen, und dass er sich beeilt habe, die Nachricht davon zu überbringen. Der Kranke wird nach Paris zurückgebracht, und durch Corvisart und Pinell behandelt. Zu dieser Zeit zeigte die Krankheit alle Symptome einer gastrischen Affection und einer Manie mit Wuth. Von seinen Verwandten gepflegt, von Bedienten umgeben, will der General durch die Fenster entschlüpfen. Er wird an sein Bett gebunden, wird aufgeregter; man zieht die Bande fester an, und er beruhigt sich. Man lässt ihm mehr Freiheit, er macht sich los, und stürzt sich auf die Bedienung. Er verwundet einen seiner Diener, und wird von Neuem gebunden; er gebraucht Gewalt, macht sich von den Banden los, und verwundet einen zweiten Bedienten schwer. Vierzehn Tage vergehen im fortwährenden Zustande von Delirium mit abwechselnder Wuth und affectirter

Ruhe. Der Kranke wird unter Pinell's Leitung meiner Behandlung anvertraut. Er war sehr mager geworden, seine Zunge war weiss und dick, die Aufregung ausserordentlich, das Delirium anhaltend, die Ideen unzusammenhängend, und mitunter stiess er Geschrei, Drohungen, Beleidigungen u. s. w. aus. Dabei litt er an Durst, Verstopfung und Schlaflosigkeit.

Den Tag darauf wird ein Bad verordnet, und der Kranke sagt mir, dass er es nicht nehmen werde. Ich schicke zwölf Diener mit einem Aufseher hin. Dieser sagt dem General, dass das Bad fertig sei; der Kranke wird heftig, droht, erklärt, dass er sich nicht baden werde. Auf seine Weigerung sagt der Aufseher, dass er Befehl habe, ihn ins Bad tragen zu lassen, falls er es nicht gutwillig nehmen wollte. Hierauf richtet sich der General stolz auf, und sagt: «Schurken, wer von Euch wagt es, Hand an mir zu legen?» — Wir, General, so lautet unsere Ordre; und zugleich machen die Diener eine Bewegung. Der General sieht sie mit Hochmuth an, begiebt sich auf den Weg und sagt: «Nähert Euch nicht!» Während des Bades begebe ich mich zu dem anfangs sehr aufgeregten Kranken, der sich nach und nach beruhigt. Es gelingt mir, ihn zu überreden, dass man nichts von ihm verlangen werde, als was ich im Interesse für seine Gesundheit anordne. Seitdem war der Kranke vollkommen nachgiebig. Dennoch aber dauerte das Delirium den ganzen Sommer hindurch mit einigen Zwischenräumen von Remission, während welcher Zeit er Komödien und Vaudevilles schreibt, die das Unzusammenhängende seiner Ideen zeigen. Während der Paroxysmen ist er sehr reizbar, für Augenblicke aufgeregt; er verlässt sein Zimmer mit wüthendem Geschrei, läuft im Garten einige Male auf und ab, beruhigt sich, und kehrt still nach einigen Minuten zurück. Diese Aufregung kehrt 20, 30 Mal des Tages wieder. Ungeachtet der Störung seiner Ideen ersinnt er eine Vervollkommnung des Gewehrs und entwirft eine Zeichnung davon; er bezeigt das Verlangen, sie modelliren zu lassen. Nachdem ich lange eine Antwort vermieden hatte, bewillige ich ihm seine Bitte, und er giebt mir sein Ehrenwort, nur zum Giesser zu gehen, und ruhig zurückzukommen. Ein Bedienter begleitet ihn, zwei andere folgen ihm von Weiten. Der General macht seine Toilette, die er während seiner Krankheit sehr vernachlässigt hatte, geht zu Fuss zum Giesser, giebt ihm die Zeichnung, fordert ihn auf, ein Modell zu giessen und sagt im Fortgehen, dass er in acht Tagen wiederkommen werde. Er war eine Stunde bei dem Giesser gewesen, ohne dass dieser ahnte, er habe es mit einem Maniacus zu thun. Kaum ist der General zurückgekehrt, so bricht die Aufregung, das Delirium, die Neigung zur Wuth wieder aus. Acht Tage darauf erlaube ich ihm einen zweiten

Besuch bei dem Giesser; das Modell ist fertig, und er giebt den Befehl, 50,000 Stück davon zu giessen. Dieser Befehl war das einzige Zeichen, wodurch der Giesser die Krankheit des Generals entdeckte. Später wurde diese Waffe in Gebrauch gezogen.

Im Herbste nahm das Delirium nach und nach ab, und der General erlangte seinen völligen Verstand wieder. Als er zu Hause angelangt war, hatte er grosse Unannehmlichkeiten; er war seit dem Monat September, zwei Monate nach dem Ausbruch der Krankheit, zurückgesetzt worden; sein Verstand verirrte sich nicht, sondern er hielt lange darum an, wieder in Activität zu treten, und dieses glückte ihm nicht, obgleich er mit einer hohen Person jener Zeit verwandt war. Er wird hierüber bekümmert, und als er den folgenden Herbst eines Tages zu mir gekommen war, um mir seinen Verdruss zu erzählen, nachdem er vorher Geschäfte bei Lafitte abgemacht, und seine Equipage nach Hause geschickt hatte, läuft der General, anstatt nach Hause zu gehen, 36 Stunden umher. Erschöpft fragt er, wo er sich befinde; man antwortet ihm: zu Etampes; sogleich kehrt die Besinnung wieder, und er betrübt sich sehr über die Unruhe, in der seine Famlie bei seiner so langen Abwesenheit sein müsse, lässt sich nach Paris zurückbringen, und mich bitten, ihn zu besuchen. Der General konnte sich an nichts erinnern, was er diese 36 Stunden hindurch gethan hatte. Er drückte diesen Zustand auf folgende Weise aus: «ich habe einen Schlagfluss erlitten, von dem die Bewegungsorgane verschont geblieben sind.» Er beklagte sich über grosse Müdigkeit; die Beine waren geschwollen und zerkratzt. Von diesem Augenblick an zeigten sich Symptome von Paralysis der Zunge, und das Gedächtniss wurde schwächer. Einen Monat später kam Delirium dazu, was aber der Kranke fühlte. Er that Alles, was zu seiner Heilung verordnet wurde; mehr als zwölf Mal wurde die Moxa auf der Basis des Hirnschädels und im Nacken angewandt. Nichts konnte das Fortschreiten der Lähmung, noch das Schwächerwerden der Intelligenz aufhalten. Endlich zeigte sich nach zehn Monaten ein seröser Durchfall, es traten Epilepsie und Convulsionen zwei Tage lang ein, und der Kranke starb.

Bei der 24 Stunden nach seinem Tode vorgenommenen Leichenöffnung war der Schädel dünn und injicirt, die Gehirnhäute waren verdickt, und enthielten eine seröse Flüssigkeit, die Ventrikel, die Gehirnsubstanz war injicirt. An dem untern und hintern Theile der rechten Hemisphäre, die der *Dura mater* adhärirte, fand ich eine Geschwulst von der Grösse einer Kirsche, die mit einer klaren serösen Flüssigkeit angefüllt war; die weisse Substanz, welche die Geschwulst umgab, war dicht; die Bronchien strotzten von Schleim. Die Höhle des Peritonäums enthielt

eine seröse Flüssigkeit, und man sah im *Coecum* und ***Rectum*** eine Menge Würmer.

M., 27 Jahr alt, von nervösem Temperament, war nach einem Anfalle von Wuth, der sechs Monate gedauert hatte, in einem Zustande von Melancholie verblieben. Im folgenden Frühjahr, zu der Zeit, als der Wuthanfall im vorhergehenden Jahre ausgebrochen war, zeigten sich bei diesem jungen Mann alle Zeichen eines neuen Anfalls: das Gesicht ist roth, die Augen bewegt, der Appetit vermindert, der Athem übelriechend; er leidet an Verstopfung; die Bewegungen sind heftig, die Antworten kurz. Endlich bricht nach acht Tagen der Anfall durch Geschrei, Drohungen, Beleidigungen aus. M. zerbricht und zerschlägt Alles, um frei zu sein; er stösst mich zurück, verachtet meine Rathschläge; in der Nacht überlässt er sich dem Excess seiner Wuth. Beim Anbruch des Tages verordne ich, dass man ihn im Garten umhergehen lassen solle, und er läuft darin singend, schreiend, fluchend umher. Da M. sich frei fühlt, so reisst er einen Baum aus, um seine Feinde zu vertilgen. Sein Diener stellt ihm vor, dass er nichts verderben müsse; diese Aeusserung wird übel aufgenommen; der Diener besteht darauf, und der wüthende Kranke stürzt sich auf ihn, um ihn zu schlagen. Diese Bewegung hatte man aber vorausgesehen. Andere Diener, die in einer geringen Entfernung standen, ergreifen den Kranken und bringen ihn in ein finsteres Zimmer. Ich zeige mich sogleich dem Kranken, schelte ihn wegen seiner Heftigkeit aus, zeige ihm das Unrecht, und überlasse ihn seinem Nachdenken. Zwei Stunden darauf zeigt sich keine Spur von Wuth mehr, und M. fängt an vernünftig zu werden.

Eine 48jährige Dame von sanguinischem Temperament, verfiel in Manie, und zwar in Folge der Unglücksfälle, die sie während der Revolution erlitten. Während ihre Ideen gestört sind, behält sie einen unerträglichen Hochmuth und ist immer zum Schlagen bereit. Es war hinreichend, ihr in einer einzigen Stunde zwei Mal die Zwangsjacke anzulegen, und ihr bemerkbar zu machen, wie erniedrigend eine solche Behandlung für sie sei. Seit der Zeit war die Dame vollkommen nachgiebig, und weit entfernt einen Groll gegen mich zu hegen; sie rühmt vielmehr meine Festigkeit, und behandelt mich freundschaftlich, obgleich sie ihre Vernunft nie völlig wieder erlangt hat.

Ein Wüthender zerbricht und zerschlägt Alles, was in seine Hände fällt. Er schlägt seinen Diener, kehrt in sein Zimmer zurück, verbarrikadirt es und sucht es dann zu zerstören. Ich schicke um die Stube des Kranken mehrere Diener, welche den Befehl haben, viel Lärm zu machen und ihm zu sagen, dass es ihn reuen würde, wenn er die Thüre nicht öffnete. Der Kranke lacht über diese Drohungen; die Thüre wird erbrochen, die Diener treten

schnell in Menge in das Zimmer; der aus der Fassung gebrachte Kranke bekommt Furcht, wirft sich auf die Knie, bittet um Verzeihung, verspricht ruhig zu sein und hält Wort.

Ein Friedensrichter verfiel im Jahre 1804 in Manie und perorirte zuweilen mit sehr lauter und drohender Stimme. Es machte ihm Vergnügen, das Todesurtheil mehrerer seiner Landsleute auszuschreien. Dieser Ausbruch der Wuth wiederholte sich mehrere Male des Tages. Ein Monomaniacus, der mit mir einverstanden war, nähert sich eines Tages dem wüthenden Redner und sagte: «Mein Herr, gehen Sie fort, denn ich bin auch krank und fühle, dass die Wuth bei mir ausbrechen wird, dann bin ich schrecklich und im Stande, Jeden zu tödten.» Diese energisch wiederholte Drohung brachte den Redefluss des Maniacus für immer zum Schweigen.

Ein 20jähriger junger Mann, der Chirurgus bei einem in Ostende cantonnirenden Regimente war, war von sanguinischem Temperamente, hatte einen stolzen, hitzigen und heftigen Character; er war sehr fleissig und erlitt einige Unannehmlichkeiten. Er verliert den Verstand, und glaubt sich zu grossen Dingen bestimmt. Sein Delirium ist allgemein, aber die stolzen Ideen herrschen vor, so dass er glaubt, man sei ihm Rücksichten schuldig. Er behandelt seine Kameraden mit Verachtung, begeht wüthende Handlungen, weil die Gestalten der Personen, denen er begegnet, ihm missfallen, und er das, was man ihm sagt, unrichtig auffasst. Er fordert seinen Oberst zum Duell auf, verkennt seinen Vater, der aus der Provinz herbeieilt, und will ihn erstechen. Der junge Mann wird meiner Behandlung anvertraut. Seine Haare sind schwarz und kraus, die Augen funkelnd, der Blick ist stolz und drohend, die Wangen roth, das Gesicht bleich, ein wenig gelblich. Das Delirium ist allgemein, die Geschwätzigkeit unaufhörlich, die Reden sind stolz, die Bewegungen heftig. Er stösst alle Nahrungsmittel mit Verachtung zurück. Nachdem er eine Stunde allein und sehr heftig gewesen war, trete ich allein zu dem jungen Manne, fasse ihn fest am Arm und zwinge ihn auf diese Weise bei mir zu bleiben. Nachdem ich ihn fest angesehen hatte, sage ich zu ihm: «Junger Mann, Sie sollen einige Tage hier bleiben; wollen Sie es gut haben, so betragen Sie sich ordentlich; betragen Sie sich wie ein unvernünftiger Mann, dann werden Sie auch als solcher behandelt werden. Sie sehen diese Diener, sie haben den Befehl, ihnen zu geben, was Sie höflich und ruhig verlangen; übrigens brauchen sie Niemandem zu gehorchen, als mir.» Nachdem er ungeduldig meine Ermahnung angehört, lasse ich den Arm des Kranken los, der mit grossen Schritten, aber ohne Geräusch, im Zimmer auf- und abgeht. Jedesmal wenn er aufgeregt wird und schreit, brauche ich mich nur zu zeigen oder hören zu lassen,

so wird er wieder ruhig. Laue Bäder, kalte Waschungen, von Zeit zu Zeit säuerliche und abführende Getränke, viel Bewegung, waren die Mittel, welche angewandt wurden, und die Heilung schritt nach und nach binnen drei Monaten vor. Der junge Mann versicherte mir, dass trotz des Deliriums ihm meine Anrede bei seiner Ankunft immer gegenwärtig gewesen sei.

Mad. N., 54 Jahr alt, hatte nach dem Aufhören der Menstruation den ersten Anfall von Manie. Als sie nach sechs Jahren den zweiten Anfall herannahen fühlte, machte sie über Alles Anordnungen in ihrem Hause und befahl, dass man sie, nachdem der Anfall ausgebrochen sei, in ein Hospital bringen solle. Der Anfall bricht plötzlich mit allgemeinem Delirium und grosser Aufregung mit Wuth aus. Da sie von Hause entschlüpfen will, so schlägt und stösst sie Alles um, was ihr in den Weg kommt. Einige Tage später wird die Kranke meiner Behandlung anvertraut. Den ganzen ersten Tag bringt sie damit zu, die Geschichte ihrer Krankheit zu erzählen, und uns zu bedauern, dass wir mit einer so bösen Frau zu thun hätten, die Alles zu thun im Stande sei. Beim Anbruch der Nacht tritt allgemeine Kälte mit Kopfweh ein, das Gesicht röthet sich, der Durst ist brennend; einige Stunden später ist sie unaufhörlich geschwätzig, macht obscöne Vorschläge, beleidigt, droht, schreit. Sie sagt, dass sie Stimmen höre, die ihr befehlen, das Haus in Brand zu stecken, Jedermann zu tödten, mich herabzustürzen, u. s. w. Ich trete plötzlich ein, schelte sie tüchtig aus, und beklage mich laut über so viel Lärm und Unordnung. «Es ist nicht wahr, dass man zu ihnen spricht, sagte ich zu der Kranken, glauben Sie nicht etwas zu hören, es ist Niemand da, Sie haben nichts zu fürchten, ich bin hier, um den bösen Geist zu entfernen, der Sie inspirirt; fürchten Sie nichts, gehen Sie schlafen.» Diese Worte, mit Energie im ernsten Tone gesprochen, überzeugen die Kranke, die sich zu Bette legt und den Rest der Nacht ruhig bleibt. Nach dem Anfalle versicherte sie mir, dass meine Worte sie vor einem bösen Geiste, der sie während der Krankheit inspirirte, gesichert hätten.

Von den so eben erzählten Beobachtungen zeigen einige die gute Wirkung des psychischen Einflusses auf die Maniaci, besonders in den ersten Augenblicken des Isolirtseins, die andern die gute Richtung, welche er diesen Kranken geben kann, selbst dann, wenn das Delirium und die Neigung zur Wuth anhalte. Diese Thatsachen können in ähnlichen Fällen zur Indication dienen. Man vergesse aber nicht, dass der Eindruck, wenn man damit glücklich sein will, lebhaft und energisch sein muss. Ich habe Maniaci augenblicklich durch den Eindruck genesen sehen, welchen sie durch den Eintritt in's Hospital oder in eine Irrenanstalt empfanden.

M., von lebhaftem und heftigem Character, wird von einer Gehirnentzündung geheilt und verfällt in Manie. Sein Delirium ist so heftig, dass er seine Wuth an seiner Frau und seinen Kindern auslassen will. Er wird meiner Behandlung übergeben, und in ein finsteres Zimmer zur ebnen Erde, das nichts als ein Bett enthielt, gebracht. Der Kranke, der seit einem Monat ein allgemeines Delirium hatte, wüthend war und nicht schlief, ist seit der ersten Nacht nach seiner Isolirung ruhig und schläft. Den folgenden Morgen kehrt die Wuth nicht wieder, und es bleibt ihm nur eine Art von Träumerei, die der Kranke verheimlicht, aus Furcht, für einen Narren gehalten zu werden, zurück. Dann und wann findet einige Aufregung statt, die der Kranke unterdrückt. Seit dem dritten Tage befindet sich M. in der Reconvalescenz, und beschäftigt sich viel damit, die Eigenschaften der Nahrungsmittel zu prüfen, die man ihm reicht. Den vierten Tag verlangt er seine Frau und seine Kinder zu sehen; den neunten Tag besuchten sie ihn, und er fährt mit ihnen aufs Land, bleibt 48 Stunden dort, und kehrt bei seiner Rückkunft zu seinen Beschäftigungen zurück, behält jedoch einen Groll gegen seinen Arzt, seinen alten Freund, weil dieser ihn für geisteskrank gehalten, und ihn seiner Familie entrissen hat. Mit der Zeit verlor sich auch dieses Vorurtheil, und M. sagte mir, dass er das Delirium seit der ersten Nacht wie einen Traum verschwinden gefühlt habe.

Der Arzt, welcher einen Maniacus behandelt, muss nie suchen, diesem Furcht einzuflössen, er muss unter seinen Befehlen ein Individuum haben, das die mühselige Arbeit übernimmt, nach seinen Anordnungen zu handeln, und das im Nothfalle der Wuth dem Ungestüm und der Heftigkeit des Kranken sich widersetzen kann. Der Arzt muss dem Kranken als Tröster erscheinen; er muss geschickt die Gelegenheit erfassen, um sich dem Kranken als wohlwollender Beschützer zu zeigen. Er muss eine liebreiche, aber ernste Sprache führen, Güte mit Festigkeit verbinden, und Achtung einflössen. Hierdurch wird er Zutrauen gewinnen, ohne welches keine Heilung stattfinden kann. Seine Haltung, sein Blick, seine Worte, der Ton seiner Stimme, seine Geberden, selbst sein Schweigen wirken auf den Geist oder das Herz des Maniacus. Der Arzt muss Besuche von Verwandten erlauben, Belohnungen verheissen, Strafen vorschreiben, er muss alle die leiten, welche sich dem Kranken nahen und ihn bedienen. Im Allgemeinen muss man in den Besuchen streng sein, denn oft erweckt das Sehen eines Verwandten, eines Freundes Ideen, an welche sich Erinnerungen knüpfen, die das Delirium unterhalten oder beleben.

Man ersieht hieraus auch, dass die Behandlung der Maniaci während der Reconvalescenz verschieden sein müsse. Der grösste

Theil der Reconvalescenten bedarf Trost, Ermuthigung, angenehme Unterhaltung, Spaziergänge und verschiedene Leibesbewegung. Ehe sie ihren gewohnten Beschäftigungen und ihren Verwandten wiedergegeben werden, müssen sie erst eine mehr oder minder lange Probezeit aushalten, während welcher der Reconvalescent nicht in demselben Zimmer bleiben darf, wo er für ihn unangenehme Gegenstände sieht, und wo er sich seiner ganzen Heftigkeit überlassen hat.

Die Reconvalescenz der Maniaci ist zuweilen lang und schwierig, zuweilen geht sie auch schnell vor sich, dann muss man aber fürchten, dass man es mit einer intermittirenden Manie zu thun habe. Es giebt Reconvalescenten, die, der Gesellschaft, ihrer Familie, ihren Gewohnheiten wiedergegeben, erst nach einigen Monaten, ja noch später vollkommen gesund werden. Diese Reconvalescenten behalten eine grosse Reizbarkeit, die sie für Eindrücke sehr empfänglich, für Aerger sehr zugänglich macht. Einige schämen sich über den Zustand, in dem sie gewesen, sie fürchten die erste Zusammenkunft mit ihren Verwandten, ihren Freunden, besonders wenn sie im Delirium bizarre, tadelnswerthe Handlungen begangen haben, deren Rückerinnerung ihre Eigenliebe verletzt oder ihr Herz betrübt. Einige willigen ein, von ihrer Krankheit zu sprechen, und die Personen zu sehen, von denen sie behandelt und gepflegt worden sind. Mehrere behalten eine Abneigung gegen die Personen, die um sie beschäftigt gewesen sind und sie gepflegt haben. Ist diese Abneigung oder dieser Groll zu stark, so erzeugt er Melancholie, Selbstmord, oder einen neuen Anfall von Manie. Ich rathe den Reconvalescenten Reisen oder den Aufenthalt auf dem Lande an, ehe ich ihnen erlaube, zu ihrer Familie und in die Umstände, in welchen sie lebten, oder zu den Personen zurückzukehren, die Zeugen des Ausbruchs ihrer Krankheit waren.

Die Anwendung von Arzneimitteln erfordert die reiflichste Ueberlegung. Will man die Manie heilen, so hüte man sich vor der Systemsucht, und setze Misstrauen in alle ausschliesslich gegen dieselbe angegebenen Arzneimittel; denn es ist gar zu leicht, sich durch die Heftigkeit der Symptome täuschen zu lassen. Man verordne nicht ein und dieselben Arzneimittel allen Maniacis und in allen Stadien der Krankheit. Abgesehen von den allgemeinen Rücksichten auf die Jahreszeit, das Alter, das Geschlecht, das Temperament, muss man die Therapie nach den Individuen modificiren. Wichtig ist es, sich gleich anfangs zu versichern, ob die Manie nicht von einer pathologischen Ursache herrühre. Man hat viele Maniaci dadurch unheilbar gemacht, dass man nur das Aufbrausen des Deliriums und die Heftigkeit der Wuth zur Richtschnur genommen, und alle Maniaci auf eine und dieselbe Weise

behandelt hat. Kann man durch eingezogene Erkundigungen und durch Beobachtungen die Ursache der Krankheit nicht ausfindig machen, so ist es weit besser, sich an ein kluges exspectatives Verfahren zu halten.

Sind beim Beginn der Manie, im ersten Stadium derselben, gastrische Symptome vorhanden, so suche man durch leichte Mittel die ersten Wege zu entleeren; zu diesem Zwecke gebe man den Brechweinstein mit einer grossen Menge Gerstenwasser, Molken, oder dergl. verdünnt. Zeigen sich Zeichen von *Plethora*, so verordne und wiederhole man einen Aderlass, applicire Blutegel hinter die Ohren oder an die Schläfen, trockne Schröpfköpfe in den Nacken, Blutegel in geringer Zahl, aber häufig, an den After. Die Röthe des Gesichts und der Augen, das Sausen und Klingen der Ohren, ein klopfender Schmerz in den Schläfen oder im Schädel zeigen eine Tendenz zu Gehirncongestionen an. Man sei sparsam mit Blutentziehungen. Schwächt man die Maniaci, so läuft man Gefahr, sie in Verwirrtheit zu stürzen. Pinell sagt: «Der Aderlass ist ein seltenes Mittel. Wie viele Maniaci haben kein Blut verloren, und sind geheilt, wie vielen ist zur Ader gelassen worden, die unheilbar geblieben sind.» Man wende laue Bäder an, verlängere sie auf zwei, drei bis vier Stunden, und wiederhole sie zwei bis drei Mal täglich, indem man jedesmal ein Bad giebt, wenn das Delirium und die Wuth wieder beginnen, besonders wenn der Kranke ein reizbares Temperament hat. Jedesmal, wenn der Kranke im Bade ist, mache man kalte Waschungen auf den Kopf, indem man entweder Wasser auf den Kopf giesst, oder einen in kaltes Wasser getauchten Schwamm oder Leinewand auf den Kopf legt. Man fahre ununterbrochen mit kalten, verdünnenden und leicht abführenden Getränken fort. Endlich entleere man durch anfangs erweichende, dann abführende Klystiere; dabei beobachte man eine strenge Diät.

Haben die Symptome an Heftigkeit verloren, so lasse man den Kranken seine Wuth austoben und seine Thätigkeit in freier Luft ausüben, indem man ihm mehr Freiheit gestattet. Dann lasse man eine reichlichere Nahrung geben. Zeigen sich mitunter lichte Augenblicke, dann verdoppele man die Bezeigungen des Antheils und Wohlwollens; stellen sich Krisen ein, so gebe man darauf Acht, und komme ihnen durch nahrhaftere Mittel und einige leichte Tonica zu Hülfe. Die folgende Beobachtung zeigt, welche Gefahr man läuft, wenn man den Gang der Natur stören will. Eine Frau von ohngefähr 36 Jahren war am 18. Januar 1818 in die Salpetrière aufgenommen. Sie litt an Manie und war wüthend, sehr mager und reizbar. Das Delirium dauerte mit derselben Heftigkeit bis zu Anfang des Monats August fort, dann zeigte sich die Krätze, die schnelle Fortschritte machte. Das De-

lirium wurde schwächer, und gegen Ende desselben Monats hörte es beinahe ganz auf. Da ich diese Frau von der Krätze, die ihr sehr lästig war, befreien wollte, so liess ich sie Schwefelbäder nehmen; die Krätze verminderte sich nach vier Bädern, aber das Delirium und die Aufregung kamen wieder zum Vorschein. Die Bäder wurden ausgesetzt, aber wenige Tage darauf starb die Kranke, die sehr schwach war, am 13. Septbr. Die Leichenöffnung zeigte keine merkliche Verletzung des Schädels, aber die Lungen waren krank. Hätte ich mich begnügt, die Kräfte dieser Frau zu unterstützen, so ist es wahrscheinlich, dass die Krätze nicht verschwunden, die Krise vollständig gewesen, die Reconvalescenz einen regelmässigen Verlauf gehabt hätte, und die Kranke gesund geworden wäre. Man verzeihe mir diese Abschweifung; ich wollte hierdurch nur zeigen, wie wichtig es ist, den kritischen Anstrengungen nichts in den Weg zu legen.

Ist endlich die Ruhe wieder hergestellt, beginnen die Maniaci ihren Zustand zu erkennen, obgleich das Delirium noch vorhanden und die Neigungen noch nicht erwacht sind, so muss man sie von den Orten entfernen, wo sie sich ihren Excessen überlassen hatten; man muss sie mit neuen Gegenständen umgeben, die geeignet sind sie zu zerstreuen. Man muntere sie zur Arbeit, zur Leibesbewegung auf, und schreibe ein stärkendes Regimen vor.

Dieselbe Behandlung findet bei jedem Anfalle einer intermittirenden Manie statt. Man wende die geeigneten Arzneimittel während der Intermission an. Die China, die richtig angewandt bei intermittirenden Fiebern so gut wirkt, leistet zuweilen bei der intermittirenden Manie gute Dienste; aber dieses Mittel ist auch oft unwirksam, vielleicht deshalb, weil die Gaben, in denen man es reicht, nicht gross genug sind, und weil man es nur bei einer inveterirten Krankheit verordnet, wenn alle andern Mittel fruchtlos waren. Ich fand die China in einigen neuen intermittirenden Manien, deren Anfälle sich alle 3—4 Wochen erneuten, sehr wirksam.

Aber die Behandlung der Manie würde aufhören rationell zu sein, wollte man alle Stadien der Krankheit, und alle Maniaci auf ein und dieselbe Weise behandeln. Ist die Manie in einen chronischen Zustand übergegangen, dann müssen die therapeutischen Mittel den Umständen angemessen und verschieden sein.

Ist die Manie nach Unterdrückung der Menstruation, der Hämorrhoiden oder gewohnter Ausflüsse ausgebrochen, so verordne man allgemeine Aderlässe, örtliche, von Zeit zu Zeit in geringer Menge wiederholte Blutentziehungen und andere Mittel, die geeignet sind, diese Ausleerungen wieder herzustellen.

Zeigte sich die Manie in Folge des Wochenbetts, nach einer plötzlichen Unterdrückung der Milch, so reichen gewöhnlich Ab-

führmittel, abführende Klystiere, Blasenpflaster, Haarseile zur Heilung hin.

R. J. B., 28 Jahr alt, war von einer Mutter geboren, die im 48sten Jahre einen leichten Anfall von Apoplexie erlitten hatte. Eine ihrer Schwestern wurde später geisteskrank. B. hatte im 9ten Jahre die Pocken, im 17ten und 18ten Jahre litt sie an heftigen Kopfschmerzen, im 18ten erschien die Menstruation und der Kopfschmerz verschwand. B. erlitt viel Widerwärtigkeiten, nachdem sie im 28sten Jahre, den 14ten März 1819, glücklich entbunden worden war. Sechs Tage darauf bricht das Delirium aus, und sie wird am 23sten nach der Salpetrière gebracht. Bei ihrer Ankunft glaubt sie viele Stimmen zu hören, die sie auffordern, den sie umgebenden Personen Böses zu thun. Sie hält sich für behext, hat heftige Schmerzen in den Gliedern, und verweigert, jede innere Arznei zu nehmen. Ich verordne ein breites Vesicator auf dem Rücken, zugleich laue Bäder, kalte Begiessungen auf den Kopf, verdünnende, später abführende Tränke; das Delirium wird schwächer, und die Menstruation zeigt sich wieder. Die Kranke befindet sich nach dem Vesicator so wohl, dass sie verlangt, man solle es offen erhalten. Da ihre Vernunft bald wiederkehrte, so verlässt sie das Hospital. Seitdem hat sich B. verheirathet, sie verfiel 15 Jahre später in hypochondrische Melancholie, consultirte mich, fragt mich, ob sie ein Vesicator appliciren solle, zu dem sie das meiste Zutrauen habe, indem sie sich an die gute Wirkung desselben erinnere. Unter denselben Umständen fand ich auch die Weisse'schen Molken, mehrere Tage hinter einander mit verdünnenden Tränken angewandt, sehr wirksam. Diese Molken führen, zu 12 Unzen gegeben, gewöhnlich ab, und verursachen keine Kolikschmerzen. Ich verordnete bei Manien, die in Folge des Wochenbetts ausbrachen, 8—14 Tage hindurch täglich drei abführende Klystiere, und unterwarf die Kranken einer strengen Diät. Ich könnte noch mehrere Beispiele anführen, wo das letztgenannte Heilmittel glückliche Resultate herbeiführte. Diese Klystiere bestehen aus Milch und vier Unzen Zucker. —

Entseht die Manie durch Zurücktreten der Gicht, durch das Verschwinden einer Flechte, durch plötzliches Aufhören der Krätze, durch Unterdrückung eines Geschwürs, so wende man Mittel an, die diese Krankheiten wieder hervorrufen können, und zuweilen ersetze man die verschwundenen Krankheiten durch ein Exutorium. Auf diese Weise haben wir das vergangene Jahr eine junge Person, die unmittelbar nach der Vernarbung eines Geschwürs, das sie lange an der linken Backe gehabt, in Manie verfallen war, wie durch Zauber geheilt, indem wir ein Haarseil in den Nacken applicirten.

Entsteht die Manie von Würmern im Darmkanal, so wirken Calomel mit Jalappe, Aloetica, Gummi Guttae u. s. w. vortrefflich.

Brach die Manie in Folge einer schweren Krankheit, eines intermittirenden Fiebers, Onanie, Schwäche von zu schnellem Wachsthum u. s. w. aus, so verordne man ein analeptisches Regimen, Eselsmilch, China, bittere Mittel und laue Bäder, die den Nervenreiz besänftigen, und gehe dann zu Fluss- und Seebädern über.

Kalte Begiessungen haben wüthende Maniaci von nervösem Temperament, deren idiopathische Manie durch Störung der Nervensensibilität entstanden war, anfangs beruhigt, dann geheilt. Folgende Thatsachen beweisen, dass dieses Mittel nicht immer physisch wirkt.

Marie Margarethe L., 25 Jahr alt, von sanguinischem Temperament, hohem Wuchse, mittelmässiger Stärke, sehr grosser Reizbarkeit, hatte im 7ten Jahre eine schwere Krankheit, im 8ten die Pocken, und im 15ten Jahre trat die Menstruation ein, die dann sehr regelmässig erschien. L. litt oft an Kopfschmerzen und häufigem Nasenbluten. Als sie 24 Jahr alt war, reist ihr Geliebter zur Armee ab; sie ward darüber traurig und finster. Ihre jüngste Schwester verheirathet sich, und L. wurde noch betrübter, da ihre Gefährtinnen sich über sie lustig machten. Ein neuer Liebhaber zeigt sich, und gewinnt ihre Zuneigung, heirathet aber bald darauf eine andere. Dieser Umstand gab zu neuen Neckereien Veranlassung, und man klebte an ihre Thür abscheuliche Dinge an. Als sie am 25sten Juli 1811 zu Tanze geht und ihrem untreuen Liebhaber gegenüber steht, fällt sie in Ohnmacht. Als diese vorüber ist, delirirt sie, und begeht die nächsten drei Tage tausend Extravaganzen, indem sie springt und tanzt, aber kein Wort spricht. Den 28sten tritt Ruhe und Rückkehr der Vernunft ein. Acht Tage später wird sie von einer ihrer Gefährtinnen beleidigt, das Delirium erscheint wieder, und zwar mit Neigung zum Selbstmorde. Da die Regeln unterdrückt sind, so wird ein Aderlass und Blutegel an die Vulva ohne merkliche Wirkung verordnet. Einen Monat später wird sie in der Salpetrière aufgenommen.

Bei ihrem Eintritt war L. in einem Zustande von hysterischer Manie, die Menstruation blieb drei Monate aus, und als sie erschien, wurde das Delirium nicht schwächer. Im December litt L. an Convulsionen und an hysterischen Erstickungsanfällen, die durch laue Bäder geheilt wurden. Im Januar 1812 tritt *Furor uterinus* ein, und man wendet Antispasmodica, Asa foetida, u. s. w. an. Im Juni und Juli findet dasselbe Delirium, aber ruhiger statt; die Regeln fliessen. Im August wechseln lichte Augenblicke mit Delirium ab. Der Herbst vergeht in demselben

Zustande, trotzdem die Bäder verlängert und häufiger angewandt wurden. Im Januar 1813 dieselbe Aufregung, derselbe Unzusammenhang der Ideen, dieselbe Geschwätzigkeit. L. geht viel, spricht unaufhörlich, begeht tausend Extravaganzen. Sie stickt auf die grobe Leinwand ihrer Kleider bizarre und unförmliche Zeichnungen, zerschneidet sie in Stücke und verschenkt diese. Sie überredet sich, dass Männer sie im Bette besuchen, von denen sie bald den einen, bald den andern ihren Reden nach liebreich behandelt. Sie spricht mit dem Einen, als sei sie eifersüchtig, mit dem Andern, als sei sie mit ihm zufrieden. Der Anblick ihrer Eltern modificirt die Krankheit nicht. Im Mai wird sie sehr mager, und ausserordentlich aufgeregt. Im Juni verordne ich kalte Begiessungen. Die erste wird mit Wasser von 14° R. gemacht. Auf diese Begiessung folgt ein Frösteln, das den ganzen Tag anhält. Den folgenden Tag: Ruhe, dasselbe Delirium. Drei Tage darauf werden die Begiessungen wiederholt, worauf eine deutlichere Ruhe eintritt. Die folgenden Tage werden die Begiessungen fortgesetzt, die Kranke wird täglich vernünftiger, und bleibt lieber an einem Orte. Im August spricht L. vernünftig, sie arbeitet, bleibt aber hysterisch. Endlich verlässt sie im September vollkommen geheilt das Hospital, nachdem die Krankheit 22 Monate gedauert hatte.

Florenzia Angelica M., 18 Jahr alt, von zarter Constitution, nervösem Temperament, litt an Kopfschmerzen, und hatte einen halsstarrigen und heftigen Character. Sie hatte, als sie 1 Jahr alt war, die Pocken, im 8ten Jahre kam sie in eine Pensionsanstalt, wo sie bis zum 17ten Jahre verblieb. Während ihres Aufenthalts daselbst hatte sie sich durch Geschicklichkeit und Eifer in Arbeiten ausgezeichnet. Um diese Zeit fiel sie auf den Kopf, und litt gewöhnlich an kalten Füssen und bläulichen Händen. Die Menstruation erschien ohne besondern Zufall im 18ten Jahre; sie war regelmässig, aber schwach. In den Monaten Januar und Februar arbeitete sie Tag und Nacht, um sich auf das Examen vorzubereiten, um das Abgangszeugniss aus dem Institut zu erhalten.

Den 14ten März hatte sie während der Fastenzeit Fleisch gegessen, und ging darauf zwei Mal zur Beichte. Nach der ersten Beichte machte sie sich Vorwürfe, Gott beleidigt zu haben. Nach der zweiten Beichte überraschte man sie weinend, ächzend, indem sie sagte, man habe ihr schrecklich gedroht, obgleich der Beichtvater sie so viel wie möglich getröstet hatte. Man verordnete einen Aderlass und liess sie ein Bad nehmen; aber diese Mittel blieben ohne merkliche Wirkung. Am 3ten April wird M. nach der Salpetrière geführt. Bei ihrer Ankunft weint sie, verlangt nach ihrer Mutter, will ausgehen, wird aufgeregt, spricht viel ohne Zusammenhang u. s. w. Den dritten Tag war M. sehr aufgeregt, und hielt unzusammenhängende und obscöne Reden. Den 10ten

April wird sie in die Salpetrière aufgenommen; die Aufregung ist ausserordentlich und es tritt Wuth ein. Die Kranke entkleidet sich fast ganz, so dass sie beinahe nackt geht; eine Douche beruhigt sie. Den 15ten und die folgenden Tage findet dieselbe Aufregung statt; es werden laue Bäder angewandt.

Ich verordne Begiessungen mit kaltem Wasser von 14° R. Die erste Begiessung äusserte keine merkliche Wirkung. Zwei Tage darauf führt man die junge Kranke in den Badesaal, um neue Begiessungen anzuwenden. Sie wandte alle mögliche Kräfte an, um Widerstand zu leisten und sich den Begiessungen zu entziehen. Ihre Anstrengungen waren natürlich unnütz. Nach einer Viertelstunde wird sie von Frösteln befallen, die Kinnbacken schlagen heftig zusammen, die Beine können das Gewicht ihres Körpers nicht tragen, der Puls ist klein, langsam, concentrirt; sie wird ins Bett getragen und schläft sogleich ein. Der Schlaf dauerte vier Stunden, während welcher Zeit sich ein reichlicher Schweiss eingefunden hatte. Beim Erwachen war sie vollkommen vernünftig, und seit dieser Zeit hat sie nicht einen Augenblick mehr delirirt. Als sie den folgenden Tag in die Abtheilung der Reconvalescenten kam, verhielt sie sich sehr vernünftig und anständig; sie bezeugte ein lebhaftes Verlangen, ihre Familie wieder zu sehen. Nach Verlauf von einigen Probetagen fand eine Zusammenkunft mit ihren Verwandten statt, und hatte gar keine nachtheiligen Folgen, ungeachtet die Mutter der Reconvalescentin sehr aufgeregt war. Endlich wurde sie nach zwei Monaten völlig geheilt ihrer Familie wiedergegeben.

F. L., 24 Jahr alt, eine Wäscherin, von sanguinischem Temperamente, lebhaftem, heftigem, sehr zänkischem Character, kam am 19ten Februar 1812 in die Salpetrière. Im 5ten Jahre hatte sie die Pocken, im 6sten die Krätze, im 7ten war sie genothzüchtigt und hierdurch syphilitisch geworden; im 14ten Jahre erschien der Monatsfluss, der seitdem sehr regelmässig war. Am 12ten Februar 1812 wurde sie entbunden; sechs Tage später ging sie ihrer gewöhnlichen Beschäftigung nach. Bei ihrer Rückkehr ergriff sie ein Frösteln, was sie aber nicht ans Ausgehen verhinderte, um zwei an den Pranger gestellte Frauen zu sehen. Sie kam von diesem abscheulichen Schauspiel delirirend zurück. Den 19ten, zehn Tage nach der Entbindung, wurde L. in die Salpetrière aufgenommen. Bei meinem Besuche am folgenden Tage fand ich diese Frau sehr aufgeregt, im stärksten Delirium, schreiend und unaufhörlich sprechend, u. s. w. Die Brüste waren hart und sehr dick. Man wendet dabei Einreibungen mit *Liniment. camphor.* an, worauf am 24sten die Geschwulst verschwunden war. Nun traten Convulsionen dazu, die sich alle Tage zu verschiedenen Stunden wiederholten, und denen Geschrei voranging.

Die Augen sind dann convulsivisch nach oben gekehrt, das Gesicht ist stark injicirt; weisser und schäumender Speichel fliesst aus dem Munde. Nach diesem Ausfluss spricht die Kranke viel. Den 2ten März: Das Delirium ist allgemein, die Geschwätzigkeit und Aufregung ausserordentlich; L. kennt die sie umgebenden Personen nicht mehr, und spricht oft den Namen ein und desselben Individuums aus. Mai: Dasselbe Delirium dauert fort. Juni: Es tritt etwas mehr Ruhe in den Bewegungen ein, jedoch hat der Unzusammenhang der Ideen und die Geschwätzigkeit nicht abgenommen. Juli: Derselbe Zustand dauert fort. Laue Bäder, ein abführender Trank bringen keine Besserung hervor. August: Ein Vesicator zwischen den Schultern bleibt ohne merkliche Wirkung. December: Die Menstruation erscheint, ohne dass das Delirium und die Aufregung schwächer wird. Der Winter brachte keine Aenderung in diesem Zustande hervor. Im Juni 1813 verordne ich kalte Begiessungen, welche die folgenden Tage wiederholt werden. Nach jeder Begiessung tritt ein Fieberanfall ein, das Delirium wird gemässigter. Jeden Tag macht die Kranke merkliche Forschritte zur Heilung, die gegen Ende Juli vollkommen ist. Die Menstruation stellt sich regelmässig wieder ein. Endlich wird L. ihrer Familie wiedergegeben. Seit ihrem Austritt aus dem Hospital ist sie drei Mal glücklich entbunden worden, ohne dass ihre geistige Gesundheit darunter gelitten hätte.

J., 15 Jahr alt, kam am 18ten August 1836 nach Charenton. Er befand sich damals in Folge von Onanie in einem Zustande von Verwirrtheit, der nahe an Stupor grenzte. Die Haut dieses jungen Kranken war entfärbt, seine grossen und blauen Augen waren matt, aufgedunsen; sein Gang war schwankend, und dabei ging er wenig. Er sprach nicht; kaum dass er durch einzelne Sylben antwortete, auch schien er die an ihn gerichteten Fragen nicht zu verstehen. Ich verordnete Begiessungen mit kaltem Wasser von 14° R. Es zeigte sich ein Frösteln, und es dauerte mehrere Stunden, ehe der junge Kranke sich erwärmen konnte. Ich verordnete, dass man ihm nach der zweiten Begiessung den Rücken und die unteren Gliedmassen mit wollenem Zeuge frottiren sollte. Nach der sechsten Begiessung wurde die Farbe des Kranken lebhaft, und er selbst schien sich zu ermuntern. Nach und nach nahmen die Kräfte zu, der Gang wurde sicherer, er antwortete lieber und richtiger anf die an ihn gerichteten Fragen, und verlangte eine grössere Menge Nahrungsmittel. Funfzehn Begiessungen reichten hin, um die Herstellung zu bewerkstelligen.

Im Sommer des Jahres 1813 wandte ich bei vier Maniacis kalte Begiessungen an. Die eine von diesen vier Frauen konnte erst nach zwölf Stunden erwärmt werden, dann schlief sie ein, und war beim Erwachen geheilt. Die Wirkung bei den andern

drei Frauen war nur schwach, aber das Delirium verlor an Stärke, und sie genasen wenige Tage darauf, ohne dass ich neue Begiessungen anwandte. Die Begiessungen mit kaltem Wasser führen häufig glückliche Resultate herbei, sei es indem sie die Kräfte erwecken und aufregen, oder indem sie die zu sehr concentrirte Nervenkraft nach aussen gleichsam ziehen; so viel ist aber sicher, dass dieses mächtige therapeutische Mittel bei allen Subjecten nicht auf dieselbe Weise wirkt. Der junge, durch Onanie geschwächte J. war bleich, gedunsen, verwirrt, die kalten Begiessungen wirkten hier tonisch, während die andern Geisteskranken Maniaci waren, und bei diesen ist es augenscheinlich, dass die Begiessungen eine heilsame fieberhafte Reaction hatten. Bei der vierten wurde die Heilung weniger durch die physische Wirkung, als durch den psychischen Einfluss dieses Mittels bewerkstelligt. Die Douchen von kaltem Wssser auf den Kopf haben bis auf unsere Tage für ein Specificum gegen die Manie gegolten. Sie wirken physisch wegen der Kälte schmerzstillend, psychisch als Zwangsmittel. Im Allgemeinen sagt der grösste Theil der Reconvalescenten, dass sie ihnen wohl gethan haben, ja einige Maniaci verlangen sogar selbst die Douche.

Ist die Manie mit Aufregung der Reproductionsorgane complicirt, so beruhige man diese Organe durch laue Bäder, Halbbäder, durch kalte Klystiere oder durch Opium, Hyoscyamus, Asa foetida, Aqua lauro-cerasi, u. s. w.; ja man hat sogar in solchen Fällen den innern Gebrauch des Plumbum aceticum, des Camphers mit Essig angerathen.

Es giebt aber auch Maniaci, die durch die beste therapeutische Behandlung nicht geheilt werden können; sodann ist es erlaubt, zu einer empirischen Methode zu schreiten, wenn die Behandlung einem klugen und erfahrenen Arzte anvertraut ist.

Ist der Maniacus jung, stark, kräftig, wohlgenährt, plethorisch, dann kann man wiederholte Blutentleerungen anwenden. Drei bis vier Blutegel an den After applicirt, und zwar nach den Kräften des Kranken alle 8—14 Tage wiederholt, fand ich sehr wirksam. Ich unterstütze den Hämorrhoidalflüss durch Sitzbäder oder Aloe. Um den Blutandrang zum Gehirne zu vermindern, applicire man Eis auf den Kopf; man lege mittelst eines Schwammes oder Leinwand kaltes Wasser auf den Kopf, während der Maniacus im lauen Bade sitzt, oder die Füsse in warmes Wasser stellt. —

Man hat Drastica angewandt, und es giebt wohl nicht ein Abführmittel, das nicht hierbei in Gebrauch gezogen worden wäre. Diese Arzneimittel wirken gut, indem sie einen starken Reiz im Darmkanal verursachen, und auf diese Weise das Gehirn erleichtern. Die Drastica bringen eine Ausleerung von braunen, schmu-

tzigen, schleimigen Stoffen hervor, deren Gegenwart das Delirium unterhält. Wollen die Maniaci gar kein Arzneimittel einnehmen und will man auf den Darmkanal wirken, dann mische man ein Abführmittel unter die Speisen, oder man verordne ein Getränk mit Brechweinstein; man mache Einreibungen mit Ol. crotonis auf den Unterleib, wende Klystiere, ja sogar herabfallende Douchen an. Man vergesse nicht, dass die Verstopfung bei der Manie ein eben so böses Symptom ist, als die flüssigen und reichlichen Stühle. Verordnet man Abführmittel, so steht zu befürchten, dass die sehr misstrauischen Maniaci sich überreden, man wolle sie vergiften. Man thut wohl, Drastica, so wie auch Purgantien abwechselnd mit lauen Bädern gebrauchen zu lassen. Die Bäder mindern den durch die Abführmittel verursachten allgemeinen Reiz.

Aretaeus setzte in den destillirten Essig ein grosses Vertrauen; Locher empfiehlt dessen Anwendung ebenfalls, und Chiaruggi hat ihn mit Campher in folgender Form verordnet:

Rp. Camphor. ʒj — jj.
Aceti destill. ℥jj — jv.
M.

Man giebt dieses Mittel Esslöffelweise, in einem Vehikel verdünnt.

Nachdem ein junger Geisteskranker dadurch genas, dass er eine Salbe verschluckte, die nicht minder als 24 Gran Opium enthielt, richteten die Aerzte ihre Aufmerksamkeit besonders auf die Narcotica. Diese Arzneimittel sind aber nicht anwendbar, sobald Plethora vorhanden ist. Valsalva und Morgagni verordneten das Opium, und der Erstere will mehrere Maniaci durch die Anwendung eines Infus. papaveris geheilt haben. Sutton und Péry halten durch Opium Maniaci, die von Durst und Schlaflosigkeit gequält waren. Péry versichert, es bis zu 64 Gran in einem Tage gegeben zu haben.

Mehrere englische Aerzte, und besonders Locher, der lange Zeit Director der Irrenanstalt zu Wien war, rühmen die Digitalis purpurea; der Letztere gab sie in Substanz zwei Mal täglich zu 1 — 20, ja 30 Gran. Die Engländer verordnen die Tinctura digitalis 2 — 3 Mal täglich zu 20 — 50 Tropfen.

Ich habe schon früher meine Meinung über das Ueberraschungsbad ausgesprochen. Van Helmont wendet bei Maniacis Tauchbäder an, ein tyrannisches Mittel, von dem man früher glaubte, dass es gegen die Epilepsie sehr wirksam sei. Dieser Schriftsteller wollte, dass man die Maniaci so lange untertauchen sollte, bis sie sich in einem Zustande befänden, der nahe an den Tod grenzt, um, wie er sagt, jede Spur der extravaganten Ideen zu vertilgen. Auch lagen die Häuser, in denen man Geisteskranke behandelte, nahe an Flüssen, in welche man diese Kranken, an Händen und Füssen gebunden, warf. Boerhave und van Swieten

geben denselben Rath. Cullen schlägt das Untertauchen in kaltes Wasser vor, um ein Frösteln und folglich eine Reaction hervorzubringen.

Mehrere Beobachtungen in England durch Masson-Cox, Haslam und Fox, so wie die durch Hufeland und Horn in Berlin gemachten Erfahrungen schienen für die Wirksamkeit der Rotationsmaschine zu sprechen. Wie sind wohl so kluge Männer in Versuchung gerathen, ein solches gefährliches Mittel in die Praxis einzuführen. Die Rotationsmaschine ist heut zu Tage allenthalben ausser Gebrauch gekommen. (?)

Man hat die Moxa auf den Scheitel des Kopfs vorgeschlagen. Ich gestehe, dass ich sie bei der Manie nie angewandt, jedoch häufig Versuche ohne Erfolg damit in der Verwirrtheit mit Paralysis complicirt gemacht habe. Steht nicht zu befürchten, dass die Anwendung des Feuers, indem sie die behaarte Haut zerstört, Entzündungen im Hirnschädel nach sich ziehe? Dies war die Meinung Chaussier's. Valentin zu Nancy rühmt die gute Wirkung des Glüheisens in den Nacken. Ich kann sagen, dass dieses Mittel mir zuweilen bei der heftigsten Manie und selbst bei sehr magern und reizbaren Personen angewandt, glückliche Resultate herbeiführte. Dennoch aber kann es einen übeln psychischen Einfluss ausüben, und ich habe Frauen in der Salpetrière gesehen, die, weil sie nicht abschätzen konnten, was um sie her vorging, laut aufschrien, indem sie das Glüheisen sahen, und sich vertheidigten, dass sie keine Verbrechen begangen hätten, die die Brandmarkung verdienten. Dieses Mittel wirkt physisch und psychisch, wie es folgende Thatsachen beweisen. In einem Falle von Manie mit Wuth wollte ich bei einem jungen Mädchen, als es im Bade sass, das Glüheisen anwenden. Das Eisen streifte nur die Haut, die Kranke kam sogleich zu sich und ward unmittelbar darauf verständig. Die Kranke, die durch die Furcht gesund wurde, blieb seitdem als Dienstmädchen in der Anstalt.

V. V. P., 26 Jahr alt, von lymphatischem Temperament, verfiel im April 1823 in Manie. Es werden zu Hause bei ihr Aderlässe und Bäder ohne Erfolg angewandt. Am 26sten Mai wird sie in einem Zustande von Manie mit Wuth und Aufregung, die nichts besänftigen kann, nach der Salpetrière gebracht. Im Octbr. applicire ich das Glüheisen in den Nacken. Die Vorbereitungen zu dieser Operation regen sie sehr auf. Kaum ist das Glüheisen in den Nacken applicirt, so folgt auf ihr Geschrei und ihre Aufregung ein augenblickliches Schweigen; dann weint sie heftig und seit der Zeit machte sie alle Tage Fortschritte zur Genesung, die in vierzehn Tagen bewerkstelligt war. V. V. P. blieb noch einige Zeit in der Abtheilung der Reconvalescenten, dann kehrte sie am 19ten Novbr. desselben Jahres zu ihrer Familie zurück.

Ein 20jähriges Mädchen von hohem Wuchse, starker Constitution, wird in einem Zustande von sehr heftiger Manie nach der Salpetrière gebracht. Die gewöhnlichen Mittel ändern nichts an diesem Zustande; ich entschliesse mich daher, das Glüheisen in den Nacken anzuwenden. Da Alles dazu vorbereitet war, so wendet man Gewalt an, um die Kranke zu halten. Sie erschrickt so sehr beim Anblick des Glüheisens, dass sie ihre Anstrengungen verdoppelt, um los zu kommen. Man hält sie mit Gewalt zurück, und als sie das Eisen nahe fühlt, macht sie neue Anstrengungen, reisst sich von den Händen der Gehülfen los, und bleibt fünf Minuten vollkommen verständig. Sie frägt mit Ruhe, was man mit ihr anfangen will, und bittet inständig, sie zu verschonen. Ich bewillige der Kranken unter der Bedingung einen Aufschub, dass sie sich ganz ruhig und vernünftig verhalten solle. Sie verspricht es und hält Wort. Nach zwei Tagen wird sie in die Abtheilung der Reconvalescenten gebracht, und die Genesung rückte schnell vor. Sie sagte mir, dass die Furcht, die sie vor dem Glüheisen hatte, viel zur Heilung beigetragen habe. Anstatt des am Feuer erwärmten Eisens kann man auch das in siedendem Wasser erwärmte anwenden.

Es giebt ein für die Kranken minder schreckliches, weniger energisches Mittel, das aber die Maniaci beruhigt, besonders wenn der Kopf von Blut zu strotzen scheint, ich meine die Anwendung von Schröpfköpfen in den Nacken. Zu diesem Zwecke werden die Haare des hintern Theiles des Kopfes abgeschoren; man applicirt mehrere Schröpfköpfe in den Nacken, an den Hals, an die Schultern, macht die Scarificationen mehr oder minder tief, und macht dann kalte Waschungen auf den Kopf.

Dies sind die Arzneimittel, welche gegen die Manie empfohlen worden sind. Man kann sich nicht verhehlen, dass der Erfolg, den man den heroischen Mitteln zuschreibt, geringer ist, als die Heilungen, welche durch eine gute Richtung, die man den Maniacis giebt, durch ein passendes Regimen und eine kluge Expectation bewirkt worden sind, und dass es vorzuziehen ist, sich an die Zeit und die Anstrengungen der Natur zu halten, als oft gewagte, selten nützliche und zuweilen gefährliche Arzneimittel anzuwenden. Uebrigens glaube ich nicht, dass, indem ich die vorzüglichsten Mittel, die gegen eine der schrecklichsten Krankheiten angepriesen worden sind, aufgezählt habe, Jemand annehmen könne, dass ich es empfehle, sie alle, selbst nach und nach, bei jedem Maniacus anzuwenden; sondern ich glaube, dass der kluge Arzt hier nur allgemeine Indicationen über schon erprobte therapeutische Mittel erwartet. Ein Jeder muss sie in den besondern Fällen nach seinem Wissen, seiner Erfahrung und seinem Gutdünken anwenden.

XIII.

Von der Verwirrtheit.

Die Verwirrtheit ist eine chronische Gehirnaffection, gewöhnlich ohne Fieber, die sich durch Schwäche der Sensibilität, der Intelligenz und des Willens characterisirt. Unzusammenhang der Ideen, Mangel an intellectueller und moralischer Fähigkeit sind die Kennzeichen dieser Krankheit. Der Verwirrte hat die Fähigkeit verloren, die Gegenstände und ihre Beziehung zu einander richtig aufzufassen, sie zu vergleichen, und die völlige Erinnerung an dieselben zu bewahren, woraus die Unmöglichkeit, richtig zu urtheilen, entsteht.

In der Verwirrtheit sind die Eindrücke schwach, weil die Sensibilität der Sinneswerkzeuge geschwächt ist, entweder weil die Transmissionswerkzeuge von ihrer Thätigkeit verloren haben, oder weil das Gehirn selbst nicht Kraft genug mehr hat, den auf dasselbe übertragenen Eindruck zu fassen und festzuhalten, woraus nothwendig hervorgeht, dass die Empfindungen schwach, dunkel und unvollständig sind. Bei den Verwirrten ist die Aufmerksamkeit nur schwach; da sie sich keine klare und richtige Idee von den Gegenständen machen können, so sind sie auch nicht im Stande, die Ideen zu verbinden, noch zu abstrahiren. Das Denkvermögen hat nicht Energie genug, es ist der tonischen Kraft beraubt, die zur Integrität seiner Functionen nothwendig ist. Daher kommt es, dass die verschiedenartigsten Ideen ohne Verbindung auf einander folgen; die Reden sind unzusammenhängend, die Kranken wiederholen oft Worte, ganze Phrasen, ohne einen bestimmten Sinn daran zu knüpfen. Sie sprechen wie sie urtheilen, und ohne das Bewusstsein davon zu haben. Es scheint, als

hätten sie Erzählungen in ihrem Kopfe, welche sie wiederholen, indem sie alten Gewohnheiten gehorchen, oder zufälligen Consonanzen nachgeben.

Mehrere Verwirrte haben die Erinnerung, selbst für die Dinge, welche ihrer Existenz am nächsten liegen, verloren. Besonders aber ist die Fähigkeit, frisch empfangene Eindrücke zu bewahren, gestört. Diese Kranken haben ein Gedächtniss wie die Greise. Sie vergessen im Augenblick, was sie so eben gesehen, gehört, gesagt, gethan haben. Auch sprechen Mehrere nur unvernünftig, weil die Zwischenideen nicht die vorhergehenden mit den folgenden verbinden. Man sieht offenbar die Lücken, welche sie auszufüllen hätten, um ihren Reden die Regelmässigkeit, Verbindung und Vollkommenheit eines folgerechten Gesprächs zu geben.

Da die Energie der Sensibilität und der intellectuellen Fähigkeiten, die immer mit der Heftigkeit der Leidenschaften in Verbindung steht, beinahe erloschen ist, so hat der Verwirrte keine oder beinahe keine Leidenschaften. Die Verwirrten haben weder Wünsche, noch Abneigung, weder Hass, noch Zärtlichkeit; sie besitzen die grösste Gleichgültigkeit gegen Gegenstände, die ihnen sonst am theuersten waren. Sie sehen ihre Verwandten und Freunde ohne Freude, und trennen sich von ihnen ohne Bedauern. Sie sind über ihnen auferlegte Entbehrungen nicht unruhig, und freuen sich wenig, wenn man ihnen Vergnügen verschafft. Das um sie Vorgehende rührt sie nicht, da sie gleichgültig gegen Alles sind. Sie lachen und spielen, wenn andere Menschen sich betrüben; dagegen weinen sie und beklagen sich, wenn Jeder zufrieden ist, und sie es auch sein sollten; missfällt ihnen ihre Lage, so thun sie nichts, um sie zu ändern.

Da das Gehirn durch seine Atonie keine vernünftigen Ideen hervorbringt, noch beurtheilen kann, so sind die Beschlüsse schwankend, ungewiss, veränderlich, zweck- und leidenschaftslos. Die Verwirrten sind ohne Geistesgegenwart, sie geben sich jeder Gefahr preis, und lassen sich leiten. Ihr Gehorsam ist passiv, sie haben nicht Energie genug, um widerspenstig zu sein. Auch sind sie oft das Spielwerk derer, welche ihren bemitleidenswerthen Zustand missbrauchen wollen. Wie alle schwachen Geister sind sie auch zornig, aber ihr Zorn dauert nur einen Augenblick; er ist nicht so starrsinnig, wie bei den Maniacis, und besonders bei den Melancholischen. Sie sind zu schwach, als dass die Wuth lange dauern könnte; sie würden so viel Anstrengung nicht lange aushalten.

Beinahe alle Verwirrte haben unwillkürliche Bewegungen und Manieren. Einige laufen ohne Unterlass umher, gleichsam als suchten sie etwas, was sie nicht wieder finden können; Andere bewegen sich langsam, schleppen sich mühsam fort. Andere

sitzen auf derselben Stelle, kauern sich ins Bett, oder strecken sich auf der Erde ganze Tage, Monate, ja sogar Jahre hindurch. Dieser schreibt fortwährend, aber was er schreibt, ist ohne Zusammenhang, ohne Folge; ein Wort, eine Phrase wiederholt sich, und dies ist die einzige Erinnerung an das Vergangene, die ihm übrig blieb. Es sind fixe Ideen, die ihr Delirium characterisirten, wenn Monomanie der Verwirrtheit voranging. Ihre Schrift ist immer verändert, schlecht, unkenntlich. Es giebt Kranke, die nicht einen Buchstaben schreiben, oder die Buchstaben zusammensetzen können, welche das kürzeste und gewöhnlichste Wort bilden. Diese Kranken sind eben so ungeschickt in allen Künsten, die sie vor ihrer Krankheit mit Erfolg ausübten. Der Eine ist unaufhörlich geschwätzig, und spricht laut, indem er dieselben Dinge wiederholt; der Andere hat beständig etwas Heimliches, er bringt leise einige unartikulirte Töne hervor und beginnt einen Satz, ohne ihn beenden zu können. Dieser spricht nicht, Jener schlägt sich Tag und Nacht in die Hände, während sein Nachbar seinen Körper in derselben Richtung, mit einer selbst für den Beobachter ermüdenden Einförmigkeit, hin und her wiegt. Der Eine murmelt, freut sich, weint und lacht zugleich; der Andere singt, pfeift, tanzt den ganzen Tag hindurch. Mehrere kleiden sich lächerlich, hängen Alles, was sie fassen können, über ihre gewöhnlich schmutzige Kleidung, und zeigen so eine Vorliebe für ein besonderes, immer ungeregeltes und lächerliches Costüm.

Zu dieser Störung der Verständniss kommen nun noch folgende Symptome: das Gesicht ist bleich, die Augen sind trübe, von Thränen feucht, die Pupillen erweitert, der Blick ist ungewiss, die Physiognomie ohne Ausdruck. Bald ist der Körper mager, bald sehr dick, das Gesicht voll, die Conjunctiva ist geröthet, der Hals kurz.

Die Functionen des organischen Lebens behalten ihre Integrität. Der Schlaf ist gewöhnlich fest und lang, und wiederholt sich alle Tage, der Appetit geht bis zur Gefrässigkeit, der Stuhlgang ist leicht, zuweilen flüssig. Bei vielen ist das lymphatische System vorherrschend, und diese werden sehr korpulent. Häufig ist es der Fall, dass, wenn die Manie oder Monomanie in Verwirrtheit ausarten will, die Kranken sehr korpulent werden.

Complicirt sich Paralysis mit der Verwirrtheit, so zeigen sich alle Symptome von Paralysis nach und nach. Anfangs ist die Articulation der Töne beschwerlich, dann wird die Bewegung der Arme schwierig, endlich gehen die Ausleerungen unwillkürlich von Statten, u. s. w. Alle diese Phänomene darf man nicht für Symptome der Verwirrtheit halten, eben so wenig als die Zeichen von Scorbut, der so oft mit dieser Krankheit complicirt ist.

Die Verwirrtheit ist acut oder chronisch, einfach oder complicirt, anhaltend, remittirend oder intermittirend.

Die Verwirrtheit ist wesentlich von der Manie, besonders aber von der Monomanie verschieden. In derselben ist die Verständniss aufs höchste verletzt. Die Maniaci reden wegen der Aufregung unvernünftig; es findet dabei Störung und Aufregung der Intelligenz statt; ihr Delirium hängt von einem convulsivischen Zustande des Nerven- und Gehirnsystems ab. In der Monomanie ist auch Aufregung, aber Stetigkeit und Spannung der Sensibilität vorhanden. Die Maniaci und Monomaniaci werden durch falsche Empfindung und Auffassung, durch Hallucinationen, durch zu grosse Beweglichkeit oder Stätigkeit der Ideen und Neigungen fortgezogen. Der Verwirrte bildet sich nichts ein, er hat keinen Willen, keinen Entschluss, er giebt nach. Während beim Maniacus und Melancholischen Alles Kraft, Stärke und Anstrengung ausdrückt, verräth Alles beim Verwirrten Erschlaffung, Ohnmacht und Schwäche.

Die Verwirrtheit kann auch nicht mit der Monomanie, der sie in einigen Stücken ähnlich ist, verwechselt werden. Es wird nicht ohne Nutzen sein, wenn man den Uebergang von der Manie oder Monomanie zur Verwirrtheit richtig auffasst. Zu diesem Zwecke führe ich die beiden folgenden Beobachtungen an.

P. J. D., ein Kaufmann, 29 Jahr alt, von heiterem Character, hatte gegen eine Blennorhagie eine grosse Quantität Mercur genommen. Im 28sten Jahre erleidet er einen beträchtlichen Verlust im Handel, und wird dadurch traurig. Einige Monate später werden ihm seine Geschäfte gleichgültig, und er vernachlässigt sie; auch wird er gegen seine Familie, besonders gegen seine Mutter, eingenommen. D. verliert den Appetit, er schläft, verweigert Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, aus Furcht vergiftet zu werden; er läuft immer umher, um seine vermeinten Feinde zu entdecken und zu entlarven. Bis jetzt characterisiren die Aenderung des Characters, die veränderten Leidenschaften, die Vernachlässigung des Geschäfts und die Furcht vor Gift das Delirium, worauf heitere und ehrgeizige Ideen folgen. Der Kranke begeht alle mögliche Fehler im Regimen. Plötzlich beklagt er sich vier Monate später, im Mai 1836, über heftigen Kopfschmerz, legt sich Ruhe, Stillschweigen und eine sehr entgegengesetzte Diät auf, und die Sprache scheint ihm schwer zu fallen. Am 8ten Juni 1836 wird er nach Charenton gebracht; er geht nicht, ist mager, steht bei seinem Bette aufrecht und hängt den Kopf. Die Arme hängen herab, sein Blick und seine Physiognomie sind unbeweglich. Es scheint, als sei ihm Alles, was ihn umgiebt, fremd; er antwortet auf die an ihn gerichteten Fragen und Beleidsbezeugungen nicht. Er weigert sich hartnäckig zu essen, die Verstop-

fung wird durch zwei abführende Klystiere gehoben, und es gehen braune, harte und trockne Stoffe ab. Den 9ten Juni wird der Kranke wider seinen Willen in ein Bad getragen; er bleibt zwei Stunden darin und isst mit Appetit, nachdem er es verlassen. Das Gesicht belebt sich, die Physiognomie wird beweglich. Den 10ten ist der Kranke aufgeregt, er beklagt sich über seine Verwandten, besonders über seine Mutter, verlangt seine Freiheit, spricht unaufhörlich, schreit, geht hastig umher, stösst Alles um, was ihm in den Weg kommt, und drückt seine Gesinnung gegen seine Familie durch Beleidigungen aus, indem er sagt, sie wolle ihn langsam zu Tode quälen. Befindet er sich auf dem Hofe, so lacht er laut auf, geht mit grossen Schritten umher, schreit, heult u. s. w. Hält man ihn an, gelingt es Einem, seine Aufmerksamkeit zu fesseln, so sagt er, seine Feinde kommen, um ihn zu quälen. Er hört und sieht sie überall, des Nachts, so wie bei Tage und besonders macht er seiner Mutter Vorwürfe. Nach und nach wird der Kranke ruhiger; nach einigen Tagen bewilligt man ihm mehr Freiheit, er hat weder Hallucinationen, noch bringt er seine Vorurtheile mehr vor. Seine Unterhaltung ist folgerecht, aber er bleibt isolirt, zerstreut sich nicht, und begeht bizarre Handlungen. Zur Tafel der Reconvalescenten zugelassen, isst er mit Gefrässigkeit, oder er isst nicht, und trinkt den ihm gereichten Wein mit einem Zuge aus. Er lacht laut, oder scheint von einigen Ideen eingenommen zu sein, die ihn beschäftigen. Zu Ende August erscheint die Aufregung wieder. D. läuft umher, lacht, singt, reibt sich die Hände, hält unzusammenhängende Reden, und klagt von Neuem seine Familie und seine Mutter an. Er isst nicht und trinkt viel Wasser. Von dieser Aufregung geht der Kranke in einen ganz entgegengesetzten Zustand über. Er hängt den Kopf, die Augen sind stier und trübe, die Unempfindlichkeit für äussere Gegenstände ist vollständig. Man muss ihn des Morgens ankleiden, und er bleibt, wo man ihn hinstellt. Ein reichlicher Schleim fliesst aus dem Munde und der Nase, die Verstopfung ist hartnäckig, der Urin geht unwillkürlich ab, und er will keine Nahrungsmittel geniessen. D. schliesst die Kinnbacken, wenn man ihm etwas Flüssiges eingeben will; man muss ihn beim Schlafengehen entkleiden, und er bleibt in dem Bette in derselben Lage, wie ihn die Diener gelegt haben. Dabei beobachtete er ein absolutes Stillschweigen, das durch nichts gebrochen werden kann, und magert sehr schnell ab. Einige Bespritzungen des Gesichts mit kaltem Wasser scheinen den Kranken zu erwecken, seine Gesichtsfarbe, Augen und Physiognomie beleben sich, er verlangt Nahrungsmittel und isst mit Gefrässigkeit. Allein dieses Mittel, so wie später Douchen werden ohne Erfolg angewandt, und D. verfällt in Stupor, woraus ihn nichts retten kann.

Auf diese Weise zeigt sich abwechselnd ein Zustand von melancholischer Manie und tiefem Stupor. Zuweilen gelingt es, den Kranken zum Essen zu bewegen, indem man ihn anredet und heftig dazu auffordert. Weigert er sich Anfangs es zu thun, so ist jeder neue Versuch vergeblich. Zuweilen reicht er auch, wenn man sich ihm nähert, die Hand, sagt einige Worte, und hört auf zu antworten, besonders wenn man von seiner Lage mit ihm spricht. In den kurzen, lichten Augenblicken spricht D. gern und heiter. Fragt man ihn dann, was zur Zeit des Stupors um ihn vorging, so antwortet er: «In diesem Zustande ist meine Intelligenz null und nichtig, ich denke nicht, sehe und höre auch nichts; wenn ich sehe und die Dinge abschätze, dann schweige ich, da ich nicht den Muth zu antworten habe. Dieser Mangel an Activität kommt daher, weil meine Empfindungen zu schwach sind, um auf meinen Willen einen Einfluss auszuüben.» Bemerkenswerth ist noch der grosse Widerwille, mit dem er von seiner Krankheit spricht. Fragt man ihn darüber, so weicht er den Antworten listig aus; antwortet er, so ist er lakonisch, und giebt dem Gespräch eine andere Wendung; fragt man aber fort, so schweigt er, senkt den Kopf, und verfällt wieder in Stupor, oder er verlässt die Fragenden, ohne ein Wort zu sagen. Dieser Kranke brachte den Winter und einen Theil des Frühjahrs abwechselnd in Aufregung und Stupor zu. Man brachte ihn zu seiner Familie zurück, war aber genöthigt, ihn nach zwei Monaten wieder nach Charenton zu führen, wo er am 9ten August 1837 in einem Zustande von vollkommenem Stupor ankam. —

P. L. Fr., von Geburt ein Schweizer, 27 Jahr alt, von mittlerer Statur, cholerisch-sanguinischem Temperament, hat eine gelbbraune Gesichtsfarbe, braune Haare, blaue Augen, einen voluminösen beinahe sphärischen Kopf, unbedeckte und gerunzelte Stirn. In Folge eines Streits mit seinen Offizieren verliert er die Fourierstelle; hierdurch ist sein Interesse und seine Eigenliebe verletzt, er wird traurig, heftig und zerstreut, spricht unaufhörlich, überlässt sich ungeregelten Handlungen, zerreisst und zerschlägt Alles, was ihm in die Hände fällt. Hierauf wird er ins Hospital der Garden gebracht und sechs Wochen behandelt, von dort wird er am 5ten Novbr. 1827 in einem Zustande von Manie mit Wuth nach Charenton geführt.

Im Februar 1838 bilden sich Geschwüre an den Beinen, die Fr. fortwährend aufreisst; man ist genöthigt, ihn an einen Sessel zu binden, damit er nicht gehen und die Hände nicht an die Wunden bringen kann. Man bemerkt mitten im Unzusammenhang seiner Ideen, seiner Aufregung und Geschwätzigkeit, dass ihm die Aussprache etwas schwer fällt. Nach und nach hört

die Wuth auf, es tritt Ruhe ein, die Schwierigkeit der Aussprache vermehrt sich, die Ideen werden unzusammenhängender und weniger energisch. Seit acht Jahren befindet sich Fr. im ersten Grade der Verwirrtheit, mit einigen leichten Spuren von Manie, die sich dann und wann zeigen. Die Functionen des organischen Lebens gehen gut von statten, er ist gefrässig, und schläft gewöhnlich gut; nichtsdestoweniger sind die Unterleibsextremitäten ödematös. Fr. ist für seine Lage gleichgültig, seine Reden sind unzusammenhängend, er spricht Worte ohne Reihefolge und Energie, oder schweigt still. Kaum antwortet er, und seine Antworten stehen mit den an ihn gerichteten Fragen in keiner Verbindung. Sie werden langsam ausgesprochen, zuweilen sagt er, anstatt zu antworten, Beleidungen; manchmal scheint er auch Hallucinationen des Gehörs zu haben, und spricht mit den Wänden. Fr. bringt den grössten Theil des Tages auf einem Stuhl zusammengekauert, den Kopf auf die Brust gesenkt, mit trüben, aber stieren Augen zu. Gelingt es seine Aufmerksamkeit zu fesseln, so antwortet er zuweilen auf Fragen, die sein Vaterland und seine Kaserne betreffen, aber er kennt keinen von denen, die ihn besuchen. Er spricht nie von seiner Familie, und bleibt höchst gleichgültig in seiner Stellung.

Die Verwirrtheit darf nicht mit dem Blödsinn oder Idiotismus verwechselt werden. Bei dem Blödsinnigen ist Verständniss und Sensibilität nie entwickelt genug gewesen; dagegen hat der Verwirrte einen grossen Theil dieser Fähigkeiten verloren. Der Erstere sieht weder auf die Vergangenheit, noch in die Zukunft, der Letztere bewahrt Andenken und Erinnerungen. Die Blödsinnigen machen sich durch kindische Reden und Handlungen kenntlich, dagegen tragen die Reden und die Handlungsweise der Verwirrten den Stempel ihres vorherigen Zustandes. Die Idioten und Cretins haben nie Erinnerung gehabt und nie geurtheilt; kaum bieten sie einige Züge von thierischem Instinkte dar. Ihre äussere Bildung zeigt schon zur Genüge, dass sie zum Denken nicht organisirt sind.

Es giebt also eine sehr deutlich unterschiedene Art von Geisteskrankheit, in welcher die Störung der Ideen, der Neigungen, der Entschlüsse sich durch Schwäche, durch mehr oder minder deutliche Vernichtung aller intellectuellen und freiwilligen Fähigkeiten characterisirt, und dies ist die Verwirrtheit. Wenn ich, wie ich wohl glaube, das Wort Verwirrtheit genau erklärt habe, so wird man nicht mehr diese mit der Manie, Monomanie und dem Blödsinn verwechseln, wie es alle Tage noch geschieht.

Nachdem ich die Symptome der Verwirrtheit und die Zeichen, durch welche sie sich von den andern Geisteskrankheiten unter-

scheidet, angegeben habe, will ich flüchtig die Ursachen, welche sie hervorbringen, die Krankheiten, mit denen sie sich complicirt, so wie die, an welchen Verwirrte sterben, und die hauptsächlichsten Veränderungen, welche die Leichenöffnung solcher Individuen darbietet, die darin gestorben, aufzählen.

Die Tabellen, auf welchen die folgenden Betrachtungen beruhen, umfassen 235 Verwirrte; sie sind in zwei Colonnen getheilt. Die eine dieser Colonnen enthält die Zahl der beobachteten verwirrten Frauen in der Salpetrière während der Jahre 1811 und 1812; die andere enthält Verwirrte beiderlei Geschlechts, welche zur reichen und höheren Klasse gehören, und während mehrerer Jahre in meine Privatanstalt aufgenommen worden sind.

§. 1. Einfluss des Alters.

Tabelle des Alters.

Alter.	Zahl der Individuen. 1ste Colonne	2te Colonne	Totalsumme.
15	2	1	
20	4	5	
25	9	14	
30	14	9	— 97
35	9	8	
40	13	9	
45	16	12	
50	20	15	
55	16	4	
60	16	1	— 138
65	10	1	
70	11	1	
87	13	1	
	1	0	
	154	81	235

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf das Alter, so sehen wir, dass die Verwirrtheit häufiger vom 40sten bis 80sten Jahre ist, denn wir haben nur 97 Individuen, also etwas mehr als ein Drittheil, von der Geburt bis zum 40sten Jahre, während 138, also beinahe zwei Drittheile, älter als 40 Jahre sind. Das Alter, in welchem die Verwirrtheit der Zahl nach am häufigsten vorkommt, ist das 40ste bis 50ste Jahr; aber im Vergleich zur Bevölkerung steht die Frequenz dieser Krankheit in directem Verhältniss zum vorschreitenden Alter.

Die Vergleichung der Anzahl in den beiden Colonnen zeigt

uns zwei wohl markirte Verschiedenheiten: 1) Die Zahl der Verwirrten über 40 Jahre in der zweiten Colonne ist bedeutend geringer, als in der ersten, weil die Zählung in einer Privatanstalt gemacht wurde, wo keine verwirrte Greise aufgenommen werden, während man in die Salpetrière jeden Geisteskranken ohne Unterschied aufnimmt. 2) Die Anzahl der Verwirrten vom kindlichen Alter bis zu 40 Jahren ist in Bezug zur ersten Colonne, weit grösser in der zweiten, weil diese nur Individuen enthält, die den höheren Ständen angehören, in denen der Missbrauch von Vergnügungen, die gesteigerten Leidenschaften, die Abweichungen vom Regimen den Menschen verderben, sein Gehirn von der frühesten Kindheit an schwächen, ihn zur Verwirrtheit geneigt und frühzeitig zum Greise machen.

§. 2. Excitirende Ursachen der Verwirrtheit.

Tabelle der Ursachen.

Physische Ursachen.	
Störung der Menstruation . . .	15
Klimakterische Jahre	35
Folge des Wochenbetts	8
Fall auf den Kopf	3
Vorgerücktes Alter	49
Unregelmässige Fieber	3
Unterdrückung der Hämorrhoiden	2
Manie	18
Monomanie	15
Paralysis	5
Apoplexie	2
Syphilis, Missbrauch des Mercurs	2
Fehler des Regimens	6
Missbrauch geistiger Getränke .	6
Onanie	11
Psychische Ursachen.	
Unglückliche Liebe	5
Schreck	7
Politische Erschütterungen . . .	8
Getäuschter Ehrgeiz	3
Elend	5
Häuslicher Kummer	12
Unbekannte Ursachen	14
Summa	235

Wie alle Arten der Geisteskrankheiten kann die Verwirrtheit durch vielerlei Ursachen entstehen; einige davon sind physisch,

andere psychisch, zuweilen findet man beide complicirt. Ein heftiger Kummer, den eine Frau einige Tage nach der Entbindung erleidet, unterdrückt die Lochien, und die Verwirrtheit tritt hervor. Ein Schreck bringt die Menstruation ins Stocken, unterdrückt eine Hautkrankheit, und die Verwirrtheit zeigt sich. Die psychischen Ursachen bringen häufiger bei den Frauen, als bei den Männern, leichter bei schon geisteskranken, als bei solchen Individuen, die im vollkommenen Besitze ihrer Intelligenz sind, die Verwirrtheit hervor. Sie wirken energischer auf die höhern Klassen, als auf die Armen. Die Störungen und das Aufhören der Menstruation, die hitzigen Fieber, die chronischen Entzündungen des Gehirns und der Gehirnhäute, die Congestionen, sind am allerhäufigsten, je nach dem Vorschreiten des Alters, Ursache der Verwirrtheit. Dann folgen der Missbrauch des Mercurs, Abweichungen vom Regimen, Onanie, Epilepsie, Syphilis, Stösse auf den Kopf.

Ich habe die Verwirrtheit bei einem Rheumatischen durch das Bewohnen eines neu gebauten Hauses entstehen sehen; eben so bei einem Manne, der gewöhnlich sehr stark am Kopfe schwitzte und sich denselben mit kaltem Wasser wusch. Auch entstand die Verwirrtheit durch Unterdrückung eines Abscesses nach den Pokken, durch Unterdrückung eines Schnupfens, durch Zurücktritt der Gicht oder durch Zurücktreiben von Flechten. Die Epilepsie verursacht häufig Verwirrtheit; daher befinden sich auch in der Salpetrière unter 289 Epileptischen mehr als 30 in einem immerwährenden Zustande von Verwirrtheit.

Die Melancholie, besonders aber die Manie und Monomanie, sie mögen acut oder chronisch sein, arten häufig in Verwirrtheit aus. Unter 235 Verwirrten fand ich 33 Individuen, die Maniaci oder Monomaniaci gewesen waren.

Die Verwirrtheit entsteht häufig durch eine zu wirksame und schwächende Behandlung, durch häufige und sehr reichliche Aderlässe beim Auftreten der Manie oder Monomanie. Sie endigt alsdann zuweilen durch die Rückkehr der Kräfte, die einen Anfall von Manie hervorruft.

In Folge einer sehr acuten Manie, unregelmässigem Nervenfieber (Phlegmasien der Gehirnhäute) bleiben die Reconvalescenten in einem ruhigen, schweigsamen, traurigen Delirium. Dieser Zustand bildet den Uebergang der Manie oder der Gehirnphlegmasie zur Reconvalescenz, und darf nicht mit der wirklichen Verwirrtheit verwechselt werden.

Es ist nicht leicht, bei einer Krankheit, wie diese, welche häufig das Ende einer grossen Anzahl anderer bezeichnet, und so zu sagen, den constistutionellen Zustand des vorgerückten Alters darstellt, das Temperament der davon befallenen Individuen zu

erforschen. Dennoch aber kann man mit Gewissheit sagen, dass ein lymphatisches Temperament, eine Hämorrhoidal- oder apoplectische Constitution zur Verwirrtheit praedisponiren. Individuen, die durch übermässiges Studiren, durch Fehler des Regimens oder durch zu lange exaltirte Leidenschaften in eine radicale Schwäche verfallen sind; solche, die einen ängstlichen, furchtsamen, unentschlossenen Character haben, die lange unterdrückt worden sind; solche, deren intellectuelle Fähigkeiten nie einen gewissen Grad von Energie und Thätigkeit, welche sie mit Ihresgleichen in vollkommenen Einklang gebracht hätte, haben erlangen können; — alle solche Individuen, sage ich, sind zur Entwickelung der Verwirrtheit praedisponirt.

§. 3. Von den Varietäten und Complicationen der Verwirrtheit.

Tabelle der Varietäten.

Einfache Varietäten.	Zahl der Individuen. 1ste Colonne.		2te Colonne.
Acute Verwirrtheit	10	—	11
Chronische Verwirrtheit . . .	43	—	32
Verwirrtheit der Greise	35	—	2
Intermittirende Verwirrtheit .	7	—	2
Complicirte Varietäten.			
Verwirrtheit mit Monomanie .	34	—	20
- - Manie	21	—	8
- - Convulsionen	4	—	6
- - Epilepsie . . .	30	auf	289 Epileptische.

Eine blosse Durchsicht dieser Tabelle zeigt, dass die acute Verwirrtheit selten vorkommt, dass die anhaltende Verwirrtheit häufiger ist, als die intermittirende. Ist die Verwirrtheit intermittirend, so kommt der Anfall im Frühjahr oder Herbst wieder, aber nach einer gewissen Anzahl von Anfällen wird sie dauernd. Wechselt die Verwirrtheit mit Manie ab, so bricht diese zu bestimmten Zeiten, z. B. dem Aequinoctium, dem Solstitium aus. Die Rückkehr der Menstruation zeigt die Perioden der Manie an, und man muss hier besonders vorsichtig sein.

Die Verwirrtheit ist häufig mit Paralysis complicirt. Von 235 Verwirrten zeigen mehr als die Hälfte Symptome von Paralysis. Die Complication mit Scorbut ist in allen Irrenanstalten endemisch. Ich habe sie deshalb nicht aufgeführt, weil diese Complication sich auf alle Varietäten der Geisteskrankheiten erstreckt. Wenigstens habe ich diese Beobachtung auf meinen

Reisen durch Frankreich und durch fremde Länder gemacht. Die Complication mit Paralysis und Scorbut, welche so häufig bei der Verwirrtheit stattfindet, kommt bei der Manie seltener vor. Sie ist eben so eine Folge der Krankheit, als sie den Umständen der Hygiene zuzuschreiben ist, welche sich in allen Irrenanstalten verschworen zu haben scheint, das Schicksal der unglücklichen Geisteskranken zu erschweren. (Siehe das Kapitel: «Ueber Irrenhäuser.»)

§. 4. Von den Krankheiten, an denen die Verwirrten sterben, und den Resultaten der Leichenöffnungen.

Die Sterblichkeit ist in der Verwirrtheit weit grösser, als bei der Melancholie, und besonders bei der Manie, da beinahe die Hälfte der Verwirrten sterben. Die Krankheiten, an denen sie sterben, sind im Allgemeinen organischer, selten entzündlicher Art, oder die Entzündung müsste passiver Art sein.

Tabelle der hauptsächlichsten organischen Verletzungen.

Verletzungen, die an Leichnamen gefunden wurden.	Zahl der Individuen.
Die Hirnschale dünn, aber mehr Diploë als fester Knochen	7
Die Hirnschale elfenbeinartig	5
- - injicirt	3
Dicker diploischer Schädel	12
- elfenbeinartiger Schädel	10
- injicirter -	29
Unregelmässige Schädel in Bezug zu dem verschiedenen Durchmesser und zum Umfange der beiden Hälften der knöchernen Schädelhöhle.	29
Verdickte Gehirnhäute	11
Injicirte Gehirnhäute	19
Verknöcherte Schlagadern	5
Dichtes Gehirn	15
Weiches Gehirn	29
Dichtes kleines Gehirn	12
Weiches kleines Gehirn	17
Dicke graue Substanz	5
Entfärbte graue Substanz	15
Injicirte weisse Substanz	19

Adhäsion der Membrane, welche die Ventrikel bekleidet	54

Organische Verletzung des Herzens	5
- - der Lunge	13
- - der Leber	2
Gallenconcretionen	8
Chronische und organische Verletzung des Darmkanals	24
Organische Verletzungen der Vagina und des Uterus	3

Bei der Leichenöffnung zeigt der Schädel unregelmässige Dimensionen, aber diese sind nicht constant. Oft ist die Stirn abgeglättet und die Stirnnath drückt sich nach hinten; sehr häufig ist auch die Mittellinie so verschoben und nach einer oder der andern Seite gedrückt, dass dadurch die Höhlungen des Grundes der Hirnschale unter sich ungleich werden und der Durchmesser der beiden Hälften der basis cranii verschieden wird; zuweilen ist die Hirnschale auch zur Seite nach der Stirn- und Seitenwandbeinnath gedrückt. Was die Dünnheit und Dickheit der Hirnschädelknochen betrifft, so fand ich die letztere häufiger als die erstere. Die Stärke der Knochen ist nach den verschiedenen Gegenden der Hirnschale verändert, und von der Entwickelung der harten Hirnhäute, nicht von den Windungen des Gehirns abhängig.

Die Dura mater adhärirt häufig entweder an das Gewölbe, oder an die Basis der Hirnschale; zuweilen ist sie auch verdickt. Die innere Fläche der Dura mater ist mit einem Ueberzuge bedeckt, der aus verdunstetem oder in die Höhlung dieser Membrane ergossenem Blute gebildet zu sein scheint. Die Arachnoidea ist dichter, minder durchsichtig; sie ist infiltrirt und enthält in ihrer Hölung seröse, ja sogar blutige Ergiessungen. Man findet an der Basis der Hirnschale seröse Ergiessungen, eben so anch beinahe immer in den Ventrikeln des Gehirns. Sind dies nicht etwa die Folgen der letzten Krankheit oder des Todes?

Die verdickte, infiltrirte Pia mater hat ihre Durchsichtigkeit verloren und adhärirt an der Substantia corticalis. Die Arterien, welche an der Basis des Gehirns sich befinden, sind knorplig, ja sogar knochig, besonders in der Verwirrtheit der Greise. Der Durchmesser der Venen ist vergrössert, sie strotzen von Blut.

Die Circumvolutionen des Gehirns sind atrophisch, von einander entfernt, wenig vertieft, oder sie sind platt, comprimirt, klein, besonders in der Gegend des Stirnbeins. Nicht selten sind eine oder zwei Circumvolutionen der Convexität des Gehirns de-

primirt, atrophisch, beinahe zerstört und der leere Raum ist mit einer serösen Flüssigkeit angefüllt.

Die Corticalsubstanz ist sehr roth oder sehr gefärbt; zuweilen ist sie gelblich, sehr dick an der Fläche des Schädels, und im übrigen erweicht. Sie adhärirt häufig der Pia mater, und reisst entzwei, wenn man diese Membrane davon trennen will. Dieses ist fast immer der Fall, wenn eine Complication von Paralysis mit Verwirrtheit stattfand.

Die weisse Substanz verliert ihre Farbe, sie ist von matterem Weiss, dicker, fester; man findet in ihrem Innern bald in einer Hemisphäre allein, bald in beiden, Spuren von alten Krankheiten. Dies sind Narben, um welche herum die weisse Substanz verhärtet ist; es sind Bälge, welche fibröse gelbe Ueberreste einer Blutergiessung enthalten, oder mit Serum angefüllt sind. Ich habe zweimal gefunden, dass das Gehirn beinahe wie Käse von Gruyère *) aussah; dies war bei zwei Frauen der Fall, die in Verwirrtheit mit Paralysis starben. Man findet auch erweichte, so wie verhärtete Theile des Gehirns und endlich auch Spuren von alten Hämorrhagien.

Die Adhäsionen der Membrane, welche die Seitenventrikel bedeckt, sind constant; sie sind selten bei den andern Ventrikeln, und verdecken den Appendix, der unter dem Namen der Cavitas digitalis bekannt ist. Beinahe immer ist dieser Appendix von dem Rest des Ventrikels durch Adhäsionen getrennt, die bald einen Ausgang, bald zwei lassen, um von dem Ventrikel bis zu dieser hintern Extremität eine Verbindung zu bilden. Häufig adhärirt diese Membrane an dem Theil, welcher den corpus striatum bedeckt. Diese mehr oder minder verbreiteten Adhäsionen machen, dass die Ventrikel ihren eigenthümlichen Character verlieren. Man findet übrigens diese Adhäsionen auch bei vielen nicht geisteskranken Individuen. Erklären sie nicht die chronischen Kopfschmerzen, wie die Adhäsionen des Rippenfells die Schmerzen des Thorax, die für rheumatisch gehalten werden, erklären?

Die bald injicirten, bald entfärbten Plexus choroides enthalten fast immer seröse Sackgeschwülste in verschiedener Anzahl und Grösse. Einmal enthielten diese Geschwülste eine talgartige, ein anderes Mal eine knochige Substanz. Zweimal fand ich in jedem Ventrikel eine Hydatide von der Grösse eines kleinen Hühnereies.

Die Glandula pinealis zeigt bei den Verwirrten, wie bei den andern Geisteskranken und bei Individuen, die an irgend einer andern Krankheit gelitten haben, fast immer einige verknöcherte

*) **Eine Art Schweizerkäse.**

Punkte (Scarpa). Einmal fand ich sie so klein, wie ein Stecknadelkopf, ein anderes Mal schien sie mir ganz zu fehlen.

Bei der Leichenöffnung der Individuen, welche in Verwirrtheit gestorben sind, findet man ziemlich oft Tuberkeln der Lungen, Hypertrophie der Ventrikeln des Herzens, Verknöcherungen der Aorta u. s. w. Die Verletzungen des Herzens haben die Aufmerksamkeit einiger deutschen Schriftsteller gefesselt, die ganz kürzlich über Geisteskrankheiten geschrieben haben. Diese Veränderungen müssen sorgfältig beobachtet, und ihre Beziehung zur Geisteskrankheit im Allgemeinen und zur Verwirrtheit insbesondere studirt werden.

Die zahlreichen Veränderungen des Speise- oder Darmkanals, die man bei den Verwirrten beobachtet hat, sind fast immer symptomatisch oder secundär, auch sind sie besonders chronisch.

Diese allgemeinen Resultate der Leichenöffnungen von Individuen, die in Verwirrtheit gestorben sind, bieten eine grössere Menge von Gehirnverletzungen dar, als man in den andern Arten der Geisteskrankheiten findet. Man sieht ein, dass die Verwirrtheit, die so viele intellectuelle und psychische Störungen endet, die das Resultat des vorgerückten Alters, und die so häufig mit Paralysis und Convulsionen complicirt ist, man sieht ein, sage ich, dass die Hirnschale, die Gehirnhäute und das Gehirn eine Menge Veränderungen erlitten haben, die den Grund zur Schwächung der Intelligenz und der Sensibilität legen.

Diesen allgemeinen Resultaten will ich noch einige Thatsachen, die sich meiner Praxis darboten, beifügen. Obgleich diese Thatsachen kein helleres Licht über den Sitz und die Behandlung der Verwirrtheit verbreiten, so werden sie wenigstens wegen der Natur der organischen Verletzungen nicht uninteressant sein.

R. hatte sich in seiner Jugend einer vollkommenen Gesundheit erfreut. Sie versinkt im 37sten Jahre in Elend und wird melancholisch. Sie verheirathet sich im 38sten Jahre, und hat keine Kinder. Sie hat viel häuslichen Kummer und Widerwärtigkeiten, da ihr Mann ein Trunkenbold war. Die Menstruation hört mit dem 42sten Jahre auf. Seit dieser Zeit ändert sich ihre Gesundheit. Im 52sten Jahre stirbt ihr Mann, und lässt sie im tiefsten Elende zurück. Sie bekommt stechende Schmerzen im linken Arm, ihre Ideen verwirren sich, ihr Gedächtniss wird schwach, und ihre Reden sind nicht folgerecht. Sie geht und kommt ohne Beweggrund, und weiss nicht, was sie thut; endlich verfällt sie in Verwirrtheit. R. wird am 15ten April 1812 nach der Salpetrière gebracht. Bei ihrer Ankunft im Hospital ist sie sehr mager, gelähmt, und sie kann nur mühsam die oberen Gliedmassen bewegen. Sie spricht und wiederholt dieselben Worte, welche ihr schwer werden auszusprechen. Sie wiederholt die Worte und

Phrasen, welche sie hört, und scheint kein Gefühl, weder von ihrem Zustande, noch von dem Orte, wohin sie gebracht worden, zu haben. Tag und Nacht stösst sie ein durchdringendes Geschrei aus, ohne sagen, noch zeigen zu können, welche Ursache sie dazu habe. Sie stirbt den 12ten Tag nach ihrer Aufnahme, den 27sten April 1812, in einem Alter von 56 Jahren.

Leichenöffnung. — Die Gehirnhäute und das Gehirn scheinen gesund; nachdem das Gehirn aufgehoben worden war, fand ich eine sphäroidische Geschwulst von der Grösse einer Nuss, die in einer eignen Hülle sass, und beinahe ganz das foramen occipitale einnahm. Diese Geschwulst war dick, fibrös und drückte das kleine Gehirn, besonders den linken Flügel nach unten. Die atrophische Verlängerung war platt, nur vier Linien breit und zwei dick, und nahm ihre normale Form einige Linien unter dem foramen occipitale wieder an, obgleich sie nicht so dick wie im normalen Zustande war. Der linke Flügel des kleinen Gehirns, der mehr niedergedrückt wurde, als der rechte, beherbergte einen grossen Theil der Geschwulst. Das Gehirn schien mir gesund zu sein. Das Rippenfell zeigte Spuren von frischer Entzündung und alten Adhäsionen. *)

Mad. F., 50 Jahr alt, wird ohne vorherige Erkundigung nach der Salpetrière gebracht. Das Gesicht ist bleich, der Blick staunend, die Augen sind halb geöffnet, die Ideen unzusammenhängend; dabei zeigt sie die grösste Gleichgültigkeit für ihre neue Lage. Die Kranke giebt auf die an sie gerichteten Fragen keine Antwort, sie drückt von Zeit zu Zeit die Furcht aus, ins Wasser zu fallen. Sie hustet, und wirft viel aus. Dieser Zustand von Verwirrtheit dauert elf Monate. Nach dieser Zeit kommt Durchfall dazu, die Kranke wird schwach, verlässt das Bett nicht, es bildet sich eine grosse brandige Stelle am Os sacrum und die Kranke stirbt.

Bei der Leichenöffnung fand ich die Hirnschale nur eine Linie stark. Die Lungen waren tuberkulös. Die Schleimmembrane des Colon transversum zeigte an einigen Stellen Geschüre. Das linke sehr entwickelte Ovarium umschloss eine Sackgeschwulst. Diese Geschwulst enthielt eine weiche, klebrige, gelbliche Substanz, in deren Mitte blonde Haare untergemischt waren. Diese Haare schienen auf einen Körper eingepflanzt zu sein und die Consistenz von Talg zu haben. Im Centrum dieses Körpers fand ich knochige Punkte von 1—2 Linien, die

*) Diese Beobachtung ist durch Scipio Pinel, dem ich sie für seine Inauguraldissertation mittheilte, zur Oeffentlichkeit gekommen.

unregelmässig gestaltet waren, und mehrere andere, viel kleinere knochige Fragmente.

Eine 48jährige Frau, von hoher Statur, bemerkte einige Zeit nach dem Aufhören der Menstruation eine kleine Geschwulst über dem linken Ohre. Diese Geschwulst verursachte ein unangenehmes Jucken, und die Kranke riss diese, wenn sie kratzte, oft ab. Bald erweiterte sich die Geschwulst so, dass sie die Schläfegegend einnahm. So wie die Geschwulst zunahm, nahmen die Fähigkeiten der Frau ab, das Gedächtniss wurde schwächer, die Ideen waren minder energisch. Die Kranke wird minder empfänglich für Eindrücke, und leidet an Schlaflosigkeit. Später fiel es ihr schwer, Laute hervorzubringen. Sie antwortete richtig auf gewöhnliche Fragen, aber diese Fragen schienen sie weder zu rühren, noch neue Ideen in ihr zu erwecken. Sie sprach wenig, ging langsam, klagte über keinen Schmerz, sondern nur darüber, dass es ihr schwer werde, den Kopf zu bewegen. Drei Monate später wird sie nach der Salpetrière gebracht. Die Kranke war wenig mager geworden, ihre Gesichtsfarbe aber bleich. Die über dem äussern linken Ohre befindliche Geschwulst dehnte sich von der Schläfe bis hinter das Ohr aus. Diese Geschwulst war von vorn nach hinten zwei Zoll stark nnd anderthalb Zoll hoch. Man fühlte eine sehr leise Pulsation darin, sie adhärirte in ihrem ganzen Umfange, hatte keinen Stützpunkt, war höckrig, und die Haut schien nicht verändert zu sein. Diese Geschwulst wurde während der Zeit, dass die Kranke im Hospital war, noch grösser; die Intelligenz wurde immer schwächer, die Kranke verstand nichts, sprach nicht mehr, und schien taub zu sein; dennoch ging sie drei Tage vor ihrem Tode noch herum. Sie brachte zwei Tage im Bette in einem comatösen Zustande zu, woraus man sie erweckte, indem man die Haut heftig kniff.

B e i d e r L e i c h e n ö f f n u n g fand ich eine Geschwulst, die eben so nach dem Innern der Hirnschale, als nach aussen drang, und die Schläfegegend einnahm. Diese Geschwulst strotzte im Innern von Blut. Sie hatte ihre eigne Hülle, ging in die Dura mater und drückte folglich das Gehirn seitwärts. Die durch die Zerstörung der Knochen gebildete Oeffnung war beinahe kreisförmig und hatte $2\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser. Uebrigens war die Dura mater gesund, das Gehirn sehr dick, besonders die linke Hemisphäre, deren durch die Geschwulst seitwärts gedrückte Circumvolutionen platt und ausgezehrt waren. Die Ventrikel enthielten eine geringe Quantität Serum, die andern Organe waren gesund. —

P., 50 Jahr alt, aus London gebürtig, von hohem Wuchse, sanguinischem Temperamente, starker Constitution, hörte etwas schwer. Er war Bataillonschef in französischen Diensten. Am

3ten März 1830 kam er nach Charenton. Bei seiner Aufnahme sprach der Kranke wenig, verlangte seine Freiheit, beklagte sich über Ungerechtigkeiten, die man ihm zugefügt hätte, schien zerstreut und gleichgültig gegen die ihn umgebenden neuen Gegenstände zu sein. Zuweilen kam er von der Aufregung zu sich, dann näherte er sich Jedermann, und erzählte, dass er so eben über 100,000 Franken geerbt habe. Seine Ideen hatten einen ziemlichen Zusammenhang, seine Reden waren folgerecht genug, um seiner Erzählung einen Schein von Wahrheit zu geben. Ausserdem ist Capitain P. gut und liebreich, seine Kleidung ist gewählt und rein. Man konnte ihm die Freiheit und die Zerstreuungen gönnen, die man den vernünftigsten Kranken bewilligt; aber seine Handlungen zeigten etwas Unzusammenhängendes, sein Gedächtniss war nicht sicher, und der Kranke wiederholte oft dieselben Dinge. Merkwürdig war es, wie leicht er sich leiten liess. Man bemerkte einige geringe Zeichen von Paralysis, denn er stiess an, wenn er gewisse Worte ausprechen wollte.

P. ass sehr viel und begierig, er hatte mehrere Male heftige Congestionen mit starken Convulsionen an der einen, oder an beiden Seiten des Körpers. Nach den Congestionen blieb bald auf der rechten, bald auf der linken Seite eine Schwäche zurück; dann neigte sich der Kranke nach der einen Seite. Vier Jahre später (1834) wurde die Intelligenz schwächer, der Unzusammenhang der Ideen deutlicher, der Kranke schweigsamer; er begeht Albernheiten und weint um nichts. Die Aussprache ist so, dass man kaum verstehen kann, was P. sagt, und sein Gang ist schwankend. Sein Anzug ist schmutzig und vernachlässigt, man kann ihn nicht mehr an der allgemeinen Tafel speisen lassen, weil er zu unreinlich und zu gefrässig ist. Er kommt von Zeit zu Zeit von der Aufregung zu sich; er schreit, geht ohne Beweggrund und ohne Zweck, geht ganz auf die eine Seite geneigt, beklagt sich über die Personen, mit denen er lebt, und scheint nicht mehr zu wissen, was er thut.

Im Novbr. 1834 weigert sich P. mehrere Male zu essen, oder isst nur, nachdem er sich lange geweigert hat. Er hat sehr sonderbare Illusionen; es scheint ihm Alles nass, das ihm gereichte Brot, die Kleider, welche er trägt, das Bett, worin er schläft. Auch wirft er das Brot fort, entkleidet sich immerwährend, und kann nicht im Bette bleiben. Die Schwäche nimmt zu; er leidet an Urinverhaltung, so dass man mehrere Tage genöthigt ist, den Catheter in Anwendung zu bringen. Der Kranke scheint keine Idee mehr verbinden zu können, antwortet nicht mehr auf die an ihn gerichteten Fragen, und endlich tritt am 10ten Decbr. Fieber mit grosser Aufregung ein. Man applicirt Blutegel hinter die Ohren, man wendet Sinapismen und abführende Klystiere an.

Den folgenden Tag zeigt sich Blutspeien, und P. stirbt am 19ten December 1834.

Leichenöffnung. — Die Knochen der Hirnschale sind dick, die Dura mater adhärirt in einer ziemlichen Ausdehnung der Hirnschale; die Arachnoidea ist verdickt, matt weiss, besonders die convexen Seiten. Die Pia mater ist etwas infiltrirt, adhärirt der Corticalsubstanz, die zereisst, wenn man diese Membrane fortnehmen will. Sie zeigt hier und dort begrenzte Risse, deren Grund ungleich, höckrig und hellroth ist. Die Circumvolutionen sind klein. Die weisse Substanz ist etwas geröthet. An dem hintern Theile des corpus striatum sieht man eine Depression. Als ich an dieser Stelle einen Einschnitt machte, bemerkte ich unten Spuren einer Hämorrhagie, die noch nicht absorbirt war, und rostartig aussah. Die Ventrikeln enthalten etwas Serum. Das kleine Gehirn ist mehr gefärbt, als das Gehirn. Das verlängerte Mark ist ausgezehrt, hat ein Viertel seines normalen Volumens verloren, obgleich es fast ganz gesund ist. Die beiden Lungen sind hepatisirt und lassen Blut ausfliessen. Das rechte Rippenfell zeigt einige Pseudomembrane; das Herz ist im Verhältniss der Grösse des Individuums nur klein. Die Blase ist klein, die Seitenwände sind dick, und ihre Schleimmembrane ist roth.

C., 37 Jahr alt, von mittlerer Statur, sanguinischem Temperament, hat einen grossen Kopf, einen gut geformten Schädel. Er war Handlungsdiener gewesen, hatte durch seine gute Aufführung und Thätigkeit ein schönes Vermögen erlangt, und handelte mit Wein. Er erlitt einige leicht zu ersetzende Verluste, Widerwärtigkeiten und häuslichen Kummer. Man bemerkte, dass er sich dem Trunke ergab, und sehr leicht zornig wurde. Endlich verfiel er im Frühjahr 1832 in Manie mit Wuth. Nach einigen Aderlässen, die den Kranken nicht beruhigten, ward er in einem Zustande von allgemeinem Delirium mit vorherrschenden Ideen von ausserordentlichen Reichthum nach Paris gebracht. Die Aussprache fiel dem Kranken etwas schwer, er war immer in Bewegung, zerriss seine Kleider, ging unaufhörlich umher, schlug bei dem geringsten Widerstande, bei der kleinsten Widerwärtigkeit, schrie, sang, vertheilte Geld und wollte die ganze Welt glücklich machen. Die Schlaflosigkeit war hartnäckig, der Stuhlgang leicht, der Appetit gut, aber der Kranke war vollkommen gleichgültig gegen seine neue Lage, gegen seinen Vortheil, gegen die Gegenstände seiner Neigungen. Schröpfköpfe in den Nacken, Bäder, Douchen, kalte Begiessungen, Drastica wurden nach und nach in 15 Monaten angewandt, änderten aber weder die Reizbarkeit des Kranken, noch das Unzusammenhängende und die Heftigkeit seines Deliriums, weder seine Wuth, noch seine Schlaflosigkeit. Im Sommer 1832 fühlte er auf dem Kopfe einen lebhaften Reiz, der

den Kranken dahin brachte, sich die Haare, obgleich sie sehr kurz waren, auszureissen und sich so zu kratzen, dass er dadurch mehr oder minder tiefe Wunden hervorbrachte. Er riss sich auch die Haut vom Gesichte los, so dass der untere Theil nur eine Wunde bildete, und man die Zwangsjacke anwenden musste, um die Vernarbung zu bewirken. Am 2ten October 1832 wird der Kranke nach Charenton gebracht; er ist korpulent, besitzt eine grosse Muskelkraft, und obgleich er mit Lebhaftigkeit umhergeht, so zeigen sich doch einige Zeichen von Paralysis der untern Gliedmassen. Die Schwierigkeit der Aussprache wird sehr deutlich. Im Winter nehmen die Symptome der Verwirrtheit zu; C. spricht nicht, verlangt nie etwas, frägt man ihn, so antwortet er gewöhnlich nicht, besteht man auf eine Antwort, so begnügt er sich zu sagen: «Lassen Sie mich zufrieden!» Er vernachlässigt seine Person, geht ohne Rock und Halstuch, das Wetter mag sein, wie es wolle. Im Frühjahr 1834 litt C. mehrere Male an Congestionen, die auf einige Stunden einen Arm lähmten. Er hatte mehrere Monate hindurch eine krampfhafte und fast immerwährende Bewegung der Kinnbacken, die, indem er eine an die andere rieb, ein dem Zähneknirschen ähnliches Geräusch machten.

Die Congestionen, die sich häufig wiederholten, hatten folgende Symptome. C. erhielt sich schwer aufrecht, konnte den einen Arm nicht mehr gebrauchen, sprach nicht mehr, und die Gesichtszüge waren verändert. Zuweilen fühlte er convulsivische Erschütterungen in der nicht gelähmten Seite. Der Aderlass machte diese Symptome zuweilen auf einige Stunden verschwinden; am häufigsten verblieb dann C. bis zum andern Tage in einem comatösen Zustande. Im November 1834 wurde in Folge einer Congestion der rechte Arm gelähmt und konnte nie wieder bewegt werden. Der Kranke wurde schwächer, weigerte sich zu essen, und wurde ganz unfolgsam. Am 17ten Decbr. kam Erbrechen, Fieber, Frösteln dazu, und der Kranke wurde bettlägerig. Er wurde einer strengen Diät unterworfen. In den folgenden Tagen wurde das Schlucken schwer, das Frösteln deutlicher. Den 22ten fanden ein wenig Zusammenziehung und leichte Convulsionen des rechten Armes statt. Am Tage Frösteln und Erbrechen; die Augenlieder sind gesenkt und die Pupillen unbeweglich. Man wendet nach vorangegangenem Aderlass Schröpfköpfe in den Nacken an. Den 23sten findet derselbe Zustand statt, ein Aderlass wird verordnet. Den 24sten: Ein comatöser Zustand wechselt mit allgemeinen Convulsionen, die in den Muskeln des Unterleibs stärker sind, ab. Die Pupillen sind sehr erweitert, der Puls ist sehr frequent, klein, zusammengezogen, nnd der Kranke stirbt im Laufe des Nachmittags.

Leichenöffnung. — Die Hirnschale ist dick und dicht.

Beim Durchsägen wurden die Gehirnhäute der linken Seite mit durchschnitten, und es flossen 5—6 Unzen einer trüben und blutigen Flüssigkeit aus. In der Höhlung der Arachnoidea war eine Sackgeschwulst befindlich. Die innere Seite der Arachnoidea war mit einer Membrane bedeckt. Das Innere dieser Membrane enthielt Blut, hatte eine rothe Farbe, und membranartig geformte Stückchen geronnenen Bluts, die ihr adhärirten. Die Dura mater sah auf der rechten Seite bräunlich aus und enthielt wie auf der linken Seite und die Höhlung der Arachnoïdea eine Geschwulst, die mit einer trüben, eiterartigen Flüssigkeit angefüllt war. Die Membrane der Geschwulst bedeckte die Arachnoidea in derselben Ausdehnung, wie die der entgegengesetzten Seite, aber sie war dicker, ungleichförmiger, als die Pseudomembrane der rechten Seite. Die Arachnoïdea selbst schien weder dicker, noch gefärbter zu sein, als im gewöhnlichen Zustande. Die Pia mater war gesund. Die beiden Flügel des Gehirns waren sehr comprimirt; die Corticalsubstanz war an einigen Stellen rosenfarbig, die weisse Substanz zeigte keine Veränderung. Die Membrane der Seitenventrikel adhärirte an mehreren Stellen.

M., 40 Jahr alt, kam am 9ten August 1817 in die Salpetrière; sie war eine Nätherin und wohnte auf dem Lande. Ihr Mann war in einem Zustande von Verwirrtheit gestorben; als Mädchen war sie sehr zornig. Diese Frau war von hohem Wuchse, hatte schwarze Haare, braune Augen, eine weisse Haut, und war wohlbeleibt.

Im 7ten Jahre hatte M. die Pocken, im 11ten die Krätze, im 13ten wurde sie plötzlich menstruirt, und der Monatsfluss wurde seitdem regelmässig und reichlich. Im 18ten Jahre litt sie in Folge eines Schlages von einem Pferde am Fieber, im 24sten verheirathete sie sich, ohne Kinder zu bekommen, und war seit ihrer Verheirathung sehr arbeitsam.

Im 39sten Jahre (April 1816) verfiel M. nach vielem häuslichen Kummer in Elend; sie trank viel Wein und Branntwein, und wurde von den Vorwürfen und Drohungen ihres Wirths sehr erschüttert, da sie die Miethe nicht zahlen konnte. Die Menstruation, die gerade im Gange war, wurde sehr reichlich, der Blutfluss dauerte drei Wochen, und als er aufhörte, erlitt M. einen leichten Schlagfluss. Man applicirte Blutegel, gab ein Brechmittel, zwei Abführmittel, die Zunge blieb schwer, das Gedächtniss schwach, die Ideen verwirrt, die Aussprache schwierig.

Gegen Ende des Monats Mai konnte sie ihre Wirthschaft wieder besorgen, aber ihre Ideen waren sehr exaltirt. Sie wollte immer ausgehen, indem sie vorgab, sie habe wichtige Geschäfte; sie magerte sehr ab, und wollte durchaus mit blossem Kopfe in der Sonne bleiben. Den 2ten Juni verliess sie ihre Beschäfti-

gungen, sprach unaufhörlich von ihrem Manne und zeigte sich sehr eigensinnig.

Den 4ten Juni kam sie in ein Hospital. Ihr Gang war schwankend, das Gedächtniss schwach, sie schrie, und alle zwei Tage zeigte sich eine deutliche Remission. Es wurden ein Vesicator in den Nacken, einige Tage darauf China, später Abführmittel angewandt.

Ihr Zustand schien sich zu bessern, ihre Ideen waren folgerechter, M. ging leichter, aber die Sprache wurde ihr immer etwas schwer, und sie verliess am 19ten Juli das Hospital.

Als sie nach Hause kam, fing sie ihre gewohnte Lebensart wieder an, die Lähmung nahm bis in das folgende Jahr immer mehr zu. Den 9ten August 1817 war die Paralysis allgemein; die Kranke konnte nicht gehen, sie musste in das Krankenhaus getragen werden, und konnte kaum einzelne Töne hervorbringen; sie schrie viel und beklagte sich, dass sie besonders am Rücken viele Schmerzen habe.

Verlust des Gedächtnisses, Verwirrtheit, unwillkürliche Stühle, Gefrässigkeit.

Im December: Ausserordentliche Schwäche; es zeigte sich Brand am Os sacrum.

Im Januar: Aphonie, grosse Schwäche. Am 24sten weigert sie sich, Nahrungsmittel zu nehmen und verfällt in einen comatösen Zustand. — Der Tod erfolgte am 27sten Januar 1818 um 3 Uhr Nachmittags.

Die Section wurde den folgenden Tag um 9 Uhr vorgenommen.

Der Kopf. Die Hirnschale ist dick, die Dura mater in dem ganzen mit der linken Hemisphäre correspondirenden Theile bräunlich; in der Höhlung der Arachnoidea befand sich eine beträchtliche Ergiessung einer bräunlichen, eiterartigen, flockigen Flüssigkeit, die einen stinkenden Geruch verbreitete. Diese Flüssigkeit hatte die Windungen der linken Hemisphäre des Gehirns so niedergedrückt, dass man hätte glauben sollen, dass die darunter liegenden Windungen ganz verwischt wären.

Die innere Seite der Arachnoidea war mit einer bräunlichen Membrane umzogen, die eine Sackgeschwulst bildete, in welcher eine Flüssigkeit enthalten war. Die Membrane, welche den Balg bildete, war auf der innern Seite flockig; die Windungen waren sehr abgeplattet.

Bie rechte Hemisphäre des Gehirns war nicht verändert; in der Arachnoidea auf dieser Seite war seröse Flüssigkeit vorhanden.

Der Canalis vertebralis enthielt auch Serum; an einigen Punkten, die augenscheinlich verdickt waren, adhärirte die Arachnoidea an die Pia mater. Diese beiden Membrane waren auf der

untern Hälfte injicirt. Das Rückenmark schien etwas erweicht zu sein. Der Uterus war voluminös, weich, zeigte in seinem Gewebe am Halse einige kleine Bläschen, und enthielt eine ungefärbte Flüssigkeit.

Was soll man aus diesen und so viel andern Thatsachen schliessen, wenn man nicht aus dem Auge lässt, dass die beobachteten Veränderungen im Gehirn und seinen Membranen bei Individuen sich vorfinden, die sonst nicht das geringste Zeichen von Delirium zeigten. Dass die organischen Verletzungen des Kopfes der Paralysis oder den Convulsionen eher zuzuschreiben sind, als der Verwirrtheit; dass der Character und die Intensität des Deliriums nicht im Verhältniss zur Grösse der organischen Verletzung stehen? Was soll man schliessen? Dass die Leichenöffnungen, die so häufig Aufschluss über den Sitz der Krankheiten gegeben haben, kein genügendes Resultat über die Kenntniss des Sitzes und der unmittelbaren Ursache des Deliriums der Verwirrten geben. Alles zeigt in dieser Krankheit die Schwäche, den Collapsus des Kopfes an. Wird dieser Zustand durch die Verstopfung des Gefässsystems oder durch das Nachlassen der Gehirncirculation verursacht? Da die Arterien ihre Elasticität verloren haben, oder verknöchert sind, so wirken sie wohl nicht mehr so energisch auf die Circulation, die langsamer in den zu sehr ausgedehnten Venen wird. Bedingt die Entzündung der Gehirnhäute, indem sie die Membrane verdickt, oder eine zu reichliche seröse Ausschwitzung hervorbringt, nicht die Compression? Die Section giebt uns in dieser Hinsicht wenig Licht, da alle organischen Veränderungen des Gehirns oder der davon abhängenden Theile weniger dem Delirium als seinen Complicationen angehören. Ich habe eine grosse Anzahl von Leichenöffnungen vorgenommen, welche, wenn man sie mit der Krankheitsgeschichte vergleicht, beweisen, dass die Verwirrtheit schon stattfand, ehe irgend eine organische Verletzung des Kopfes vorhanden gewesen war, und dass, wenn ja eine organische Verletzung gefunden wurde, diese durch Convulsionen oder Paralysis entstanden war.

Was wir in Beziehung auf die Symptome, die Ursachen und die Complicationen der Verwirrtheit gesagt haben, rechtfertigt die Eintheilung dieses Zustandes in drei Varietäten, so wie wir sie eben schon angegeben haben.

Erste Varietät. *Acute Verwirrtheit.* — Diese Varietät entsteht in Folge von Fehlern im Regimen, in Folge eines Fiebers, einer Hämorrhagie, einer Metastase, der Unterdrückung einer gewohnten Ausleerung, der schwächenden Behandlung der Manie.

Ihr Ausbruch ist plötzlicher, die Bewegung ist dabei nicht gestört, und sie wird leichter durch strenge Diät und Tonica ge-

heilt. Einreibungen, Reiten, Flussbäder, China, Moschus, Valeriana u. s. w. thun im Allgemeinen gute Dienste.

Man hat diese Varietät der Verwirrtheit dadurch geheilt, dass man die unterdrückte primitive Krankheit wieder hervorrief. Zuweilen endigt sie sich glücklich durch der Ausbruch der acuten Manie, die dann kritisch ist, wie es folgendes Beispiel zeigt.

M., Nätherin, 20 Jahr alt, von mittlerem Wuchse, hatte braune Haare, blaue Augen, eine blasse Gesichtsfarbe, bewegliche Physiognomie. Ihr Vater hatte viel an Flechten gelitten. Als sie acht Monate alt war, litt sie an Convulsionen, die nach dem Ausbruch der ersten Zähne aufhörten. Im 10ten Jahre hatte sie die Pocken; sie war seit dieser Zeit traurig, sehr empfindlich und reizbar. Im 17ten Jahre stellte sich die Menstruation sehr schwer ein, nachdem sie vorher an Kopfschmerzen gelitten hatte. Seit dieser Zeit waren die Menses regelmässig, flossen aber nur sparsam. M. hatte eine grosse Neigung zum Schlafen; wenn sie sich keine Bewegung machte, schlief sie. Obgleich sie gottesfürchtig war, so lass sie dennoch viele Romane.

Im 20sten Jahre, im Monat Juli 1819, hatte M., nachdem sie drei Monate lang heftige Kopfschmerzen gehabt hatte, einen grossen Verdruss wegen einer ihrer Gefährtinnen. Sie leidet mehrere Tage an Schlaflosigkeit, später delirirt sie, will sterben, nennt sich eine Todte, und während dieser Zeit wird das Gesicht sehr roth. In Zwischenräumen schreit, weint sie, ist aufgeregt; es finden Convulsionen des Gesichts statt, und die Kranke sagt, dass sie viel leide.

Vier Tage darauf (den 22sten Juli 1819) wird M. nach der Salpetrière gebracht, und zwar in einem Zustande von Manie, der bis in den Monat September dauerte. Um diese Zeit verfiel die Kranke in vollkommene Verwirrtheit; sie schien ganz unempfindlich für das, was um sie vorging, rührte sich nicht von ihrer Stelle, sprach nicht, und antwortete sogar nicht auf die an sie gerichteten Fragen. Dieser Zustand dauerte bis in den Decbr., ich wandte das Glüheisen in den Nacken an. Dieses Mittel rief eine allgemeine Aufregung und ein Delirium hervor, das mehrere Tage dauerte. Im Januar stellte sich die Menstruation wieder ein. Die Kranke war in der Reconvalescenz, und nach und nach nahm sie ihre alten Neigungen, Ideen und ihre Lebensart wieder an. Pinel erzählt in seinem *Traité de la Manie* die plötzliche Heilung der Verwirrtheit durch den Ausbruch der Manie.

Zweite Varietät. *Chronische Verwirrtheit.* — Die Verwirrtheit entsteht durch Onanie, Abweichungen vom Regimen, Trunkenheit, Missbrauch von Vergnügungen, übermässiges Studiren. Sie folgt auf die Hypochondrie, Melancholie, Manie, Epilepsie und Apoplexie. Diese Art ist sehr selten heilbar. Ist

die Verwirrtheit das Resultat von Excessen und Abweichungen vom Regimen, dann bildet sie sich langsam aus. Endigt sie die Manie und Monomanie, so zeigen sich während der Dauer, ja schon beim Auftreten dieser letztern Krankheiten einige Symptome, welche diesen traurigen Ausgang ahnen lassen. Dies sieht man am häufigsten bei der Monomanie aus Hochmuth, die gewöhnlich mit Paralysis complicirt ist. Die Verwirrtheit, welche der Manie oder Monomanie folgt, behält immer einige Spuren des primitiven Deliriums; deshalb sind auch von Zeit zu Zeit einige Verwirrte aufgeregt, wodurch ihre Fähigkeiten erwachen. Bei Andern schimmert mitten in der Verworrenheit der Ideen diejenige durch, welche während der Monomanie vorherrschend war. Die Verwirrtheit, die der Apoplexie folgt, ist gewöhnlich unheilbar. Die Verwirrtheit, welche durch Trunkenheit entsteht, hat einen eigenthümlichen Character, nämlich sie zeichnet sich durch Zittern der Glieder aus, weshalb man ihr auch den Namen «Delirium tremens» beigelegt hat. Ihre Dauer ist kurz, denn nach einigen Tagen wird sie plötzlich geheilt.

Man hat gegen die chronische Verwirrtheit Vesicatore, das Haarseil, die Moxa, das Glüheisen, reizende Einreibungen, Seebäder, Electricität, u. s. w. angerathen. Alle diese Mittel haben leider nur einen sehr seltenen und kurz dauernden Erfolg.

Dritte Varietät. *Die Verwirrtheit aus Altersschwäche.* — Die Verwirrtheit der Greise ist die Folge des vorschreitenden Alters. Der nach und nach alternde Mensch verliert seine Sensibilität mit dem freien Gebrauch der Verständniss, noch ehe er das höchste Alter erreicht. Die Verwirrtheit der Greise bildet sich nach und nach aus. Sie beginnt durch das Schwachwerden des Gedächtnisses, besonders der Erinnerung an neue Eindrücke. Die Empfindungen sind schwach, die anfangs ermüdende Aufmerksamkeit verschwindet ganz, der Wille ist schwankend und ohne Impuls, die Bewegungen sind langsam und werden unmöglich. Dennoch tritt die Verwirrtheit der Greise ziemlich häufig durch eine allgemeine Aufregung auf, die mehr oder minder lange Zeit dauert, und sich durch Exaltation bald der einen, bald der andern Function kund thut. Diese Function geht mit einer neuen und unerwarteten Energie von statten, die häufig den Greis, so wie die ihn umgebenden Personen täuscht. Dies ist der Fall mit Individuen, die, ehe sie in Verwirrtheit verfallen, sehr reizbar, über das Geringste aufgeregt werden; sie sind sehr thätig, wollen Alles unternehmen, Alles thun. Andere fühlen ein Verlangen nach Liebesfreuden, das bei ihnen schon seit langer Zeit erloschen war, und welches sie zu Handlungen treibt, die ihren Gewohnheiten zuwider sind. Einige Andere, die sonst sehr mässig waren, haben einen ungeregelten Appetit auf gewürz-

hafte Speisen, auf Wein und geistige Getränke. Auf diesen Ueberreiz folgt bald die Verwirrtheit. Diese Symptome von allgemeiner Aufregung sind die ersten Zeichen der Verwirrtheit der Greise. Der Uebergang von der Aufregung zur Verwirrtheit geschieht schnell, besonders wenn die Greise bei ihrem unvernünftigen Verlangen Hindernisse finden, oder wenn es unmöglich ist, dasselbe zu befriedigen. Man muss diese Aufregung nicht mit der Manie verwechseln, die bei starken, kräftigen und gut conservirten Greisen ausbricht. Die Manie mit Wuth bricht sogar mitunter noch im 80sten Jahre aus, und wird dennoch geheilt.

Landluft, mässige Bewegung, ein tonisches Regimen können den Verlauf der Verwirrtheit der Greise aufhalten, und einigermassen ihr Ende verzögern.

Complicirte Varietäten. — Die complicirte Verwirrtheit muss als Anhang zu den drei vorhergehenden Arten angesehen werden. Sie kommt mit Melancholie, Manie, Epilepsie, Convulsionen, Scorbut und besonders Paralysis complicirt vor.

Die complicirte Verwirrtheit ist unheilbar. Hippocrates hat die Complication des Deliriums mit jeder Art von Convulsionen für ein tödtliches Zeichen in acuten Krankheiten angesehen. Was der Vater der Medizin von den acuten Krankheiten sagte, ist auch auf die Geisteskrankheit, besonders aber auf die Verwirrtheit anwendbar. Die Complication der Geisteskrankheiten mit Verletzungen der Bewegung widersteht allen Heilmitteln, und hat bald einen tödtlichen Ausgang.

Die so eben erwähnten Thatsachen, so wie die, welche Calmeil,*) Bayle,**) Guislain ***) u. A. angeführt haben, bestätigen diese traurige Wahrheit. Im Jahre 1805 machte ich zuerst auf diese traurige Erscheinung aufmerksam, und bestätigte die Unheilbarkeit der mit Paralysis complicirten Geisteskrankheit.****) Diese Paralysis ist häufig das Zeichen einer chronischen Entzündung der Gehirnhäute, und darf nicht mit der Paralysis verwechselt werden, die den Gehirnhämorrhagien, dem Krebs, den Tuberkeln, den Gehirnerweichungen folgt. Sie bricht bald mit den ersten Symptomen des Deliriums, während der so merkwürdigen acuten Periode im Beginn fast aller Geisteskrankheiten aus, bald geht sie dem Delirium voran, bald kömmt sie einigermassen zugleich mit

*) *De la paralysie considerée chez les aliénés. Paris* 1826.

**) *Traité des maladies du cerveau et de ses membranes. Paris.* 1826.

***) *Traité des phrénopathies, ou doctrine nouvelle des maladies mentales. Bruxelles.* 1833.

****) *Les passions considerées comme causes, symptomes et moyens curatifs de l'aliénation mentale. Paris.* 1805.

zum Vorschein. Mag übrigens die Paralysis sich zeigen, in welchem Stadium es sei, so findet ihr Erscheinen zuweilen ohne beunruhigende Symptome statt; manchmal tritt sie nach Congestionen, hitzigen Fiebern, epileptischen Convulsionen u. s. w. auf. Sie ist anfangs partiell, dann dehnt sie sich auf eine grössere Anzahl von Muskeln aus, und wird endlich allgemein. Sie hat einen unaufhaltbaren Verlauf, und greift immer mehr um sich, je schwächer die Intelligenz wird. Welches auch der Character des Deliriums sei, so zeigt die Paralysis einen schnellen Uebergang der Geisteskrankheit zur chronischen Verwirrtheit an. Selten leben paralytische Geisteskranke länger als 1 — 3 Jahre, und von denselben sterben die stärksten und kräftigsten am schnellsten. Beinahe immer werden die letzten Augenblicke dieser Kranken durch Convulsionen, Gehirncongestionen, den Brand, der sich aller Theile bemächtigt, auf welchen der bewegungslose Körper ruht, bezeichnet. Einige Thatsachen werden den Verlauf dieser traurigen Complication deutlicher machen.

Wie bejammernswerth ist jener junge, starke, kräftige, lebensfrohe Monomaniacus, der, für eine glänzende Zukunft bestimmt, im 30sten Jahre sich überredet, ein unermessliches Vermögen zu besitzen, das er unbedachtsam verschwendet, und glaubt, dass er für Jedermann ein Gegenstand des Neides sei. M. kauft Alles, ohne dass er es braucht, Meubles, Pferde, Wagen, Gemälde u. s. w., und überlässt sich von Zeit zu Zeit einem ausschweifenden Leben. Die Rathschläge seiner Freunde und Verwandten können ihn nicht auf den Weg der Mässigkeit, nicht zu den Gedanken, Wünschen, dem Lebenswandel, den man sonst an ihm bewunderte, zurückführen. Da er ausserordentlich empfindlich geworden ist, so reizt und bringt ihn das Geringste auf. Er will keine Arznei einnehmen, indem er versichert, dass er nie so gesund und so glücklich gewesen sei, als jetzt. Er wird durch den Dr. K., einen eben so klugen, als achtungswerthen Arzt nach Paris gebracht. Dieser sagt zu mir: «Ich übergebe hier Ihrer Behandlung einen sehr interessanten Kranken, der nur ein wenig überspannt ist, den ich den Umständen entziehen wollte, die diese Aufregung vermehren, und den Sie schnell heilen werden.» Ich unterhalte mich mit dem Kranken, der mir von seinem Reichthum, seinen Entwürfen für sein Wohl und das der Seinigen, und den zahlreichen Käufen, die er so eben in Paris abgeschlossen hat, u. s. w. erzählt. Nach einer halben Stunde fragt mich K.: «Was glauben Sie?» — «Ich glaube, dass Ihr Kranker unheilbar ist, und dass er kaum noch ein Jahr leben wird. Bleiben Sie vierzehn Tage in Paris, und Sie werden sehen, welchen schnellen Verlauf die Krankheit haben wird.» Als ich mit dem Kranken sprach, hatte ich ein Stocken bei der Aussprache gewisser Worte und die zu grosse Willfährigkeit,

mit welcher er im Krankenhause verblieb, bemerkt. Eine länger fortgesetzte Beobachtung liess mich einige Lücken in seinem Gedächtniss und das Vergessen der Entschlüsse, die er den Tag zuvor gefasst hatte, wahrnehmen. Der Gleichmuth und das zufriedene Wesen des der Freiheit beraubten Kranken frappirte mich. Er schob die Erfüllung seiner Entwürfe, die er anfangs gleich ausführen wollte, immer auf den folgenden Tag auf.

Nach vierzehn Tagen fiel ihm die Sprache schwerer und die Geistesabwesenheit wurde häufiger. Der Kranke magert ab, obgleich er viel isst. Mehrere Male werden Blutegel applicirt; ein Haarseil wird in den Nacken angebracht, Valeriana und Abführmittel verordnet, um der Verstopfung vorzubeugen. Nichts kann den Gang der Entzündung der Gehirnhäute, folglich auch den der Paralysis hemmen. Der Kranke denkt beinahe an gar nichts mehr, er erinnert sich an nichts, spricht nur unzusammenhängende Worte, wiederholt oft die Worte: Million, Pferde, Schloss, Kutsche, u. s. w. Er lässt sich wie ein Kind führen, schwankt auf den Beinen, zuweilen geht der Urin unwillkürlich ab. Nach und nach wird er schwächer; er spricht nur leise, steht vom Sessel nicht mehr auf, ausser wenn er zum Gehen ermuntert und von zwei Armen unterstützt wird. Dabei ist er immer gefrässig. Im fünften Monat bringt der Kranke beinahe keinen Ton mehr hervor, und man versteht nicht mehr, was er sagt. Die Ausleerungen gehen unwillkürlich von statten, obgleich die Excremente fest sind, der Urin fliesst unwillkürlich Tag und Nacht, endlich wird der Kranke im Anfange des sechsten Monats bettlägerig. Er hat zwei Tage hindurch der Epilepsie ähnliche Convulsionen, und stirbt nach sieben Monaten an einer Krankheit, die bei ihrem Beginn sich so leicht gezeigt hatte, dass sie einen sehr erfahrenen Arzt täuschte.

C., ein Advokat, 35 Jahr alt, hat einen geisteskranken Onkel von väterlicher Seite; er ist von hohem Wuchse, hat braune Haare und viele Unannehmlichkeiten in seiner Jugend erlebt. Er hatte sich im 23sten Jahre verheirathet, und die Vergnügungen mit den Studien und den Arbeiten am Schreibtisch zu verbinden gewusst; dabei wurde er sehr geschätzt. Im Monat April 1836 hielt er bei voller Versammlung Reden, die ihm eine Strafe zuzogen. C. wurde zu vierzehntägigem Arreste und Niederlegung seiner Stelle verurtheilt. Während sein Prozess noch schwebte, hatte er eine Gehirncongestion und liess zur Ader. Nach dem publicirten Urtheil zeigte er eine kindische Freude, und scherzte über diese Begebenheit und deren Folgen. Alsbald bemerkte man auch einige Ideen von Hochmuth an ihm. Im August hielt C. mitten in einer Vertheidigung inne, und entschuldigte sich, dass er nicht mehr sprechen könne. Seit diesem Tage stotterte er;

seine Ideen waren unzusammenhängend; es wurde ihm zur Ader gelassen und man brachte ihn in ein Krankenhaus, von wo er zwei Monate später, am 17ten Octbr. 1836, nach Charenton kam. Bei seiner Ankunft war C. mager, bleich, die Aussprache fiel ihm sehr schwer, das Gedächtniss war geschwächt, und die Worte hatten keinen Zusammenhang. Der Kranke spricht von seinen Talenten, die Jedermann bewundert, von seinem Reichthum, der unermesslich ist, von seiner Beförderung, weshalb er dem Könige vorgestellt werden solle, und von seinen Kutschen, die ihn erwarten. Er will das Haus verlassen, um vor Gericht eine Klage durchzuführen, da er mit der Vertheidigung aller seiner Mitbürger beauftragt ist. Er ist glücklich, und preist sein Glück. Er geht unaufhörlich, und zwar als suche er etwas; er spricht fortwährend, seine Worte sind verächtlich, aber nicht drohend. Er will nur deshalb das Haus verlassen, weil er von Geschäften überhäuft ist, und man ihn erwartet. Schlägt man es ihm geradezu ab, so wird er böse, beruhigt sich aber sogleich wieder. Er hat nicht psychische Kraft genug, um darauf zu bestehen; er weint, zeigt nie Anhänglichkeit, noch Bedauern für seine Familie und seine Freunde.

Bei jedem Besuche finden dieselben unzusammenhängenden Reden, dieselben Forderungen, dieselbe Schwäche des Willens statt. Will er etwas, so genügt es, um ihn zu befriedigen, dass man ihm verspricht, man werde ihm das Verlangte im Laufe desselben oder des folgenden Tages verschaffen, und dass er dann ausgehen könne, wenn es ihm beliebe. Da er sehr um seine Nahrung besorgt ist, stellt man ihn zufrieden, wenn man ihm verspricht, das Verlangte zu bringen. Nach und nach hört der Kranke auf von seinem Stande zu sprechen, die Verwirrtheit und die Paralysis machen Fortschritte. Die Aussprache fällt ihm schwer, der Gang ist schwankend; im Februar 1837 werden alle Symptome stärker, der sonst so gewählte Anzug wird vernachlässigt, die Kleider sind zerrissen und schmutzig, und der Urin fliesst unwillkürlich.

Gegen das Ende des Winters scheint der Kranke nur flüchtige Ideen zu haben. Er ist des psychischen Gefühls beraubt, hat keine Erinnerungen mehr, macht keine Entwürfe für die Zukunft mehr, und lebt nur physisch. Einige Monate waren hinreichend, um C. auf diese letzte Stufe der intellectuellen und psychischen Existenz zu bringen. Die ganze Constitution wird schwächer, alle Organe verfallen, und dieser junge Mann, der eine so glänzende Rolle in der Welt spielte, so ausgezeichnet durch seine Intelligenz war, ist nur noch ein Automat.

D., 38 Jahr, hatte den letzten Feldzügen unter dem Kaiserreiche beigewohnt, und war nach der Restauration zum Obristen avancirt; er vereinigte alle physischen und intellectuellen Eigen-

schaften, die zu einer glänzenden Stellung und einem grossen Glück in der Welt führen. Er glaubte, es sei ihm eine Ungerechtigkeit von Seiten der Regierung widerfahren. Seine Eigenliebe war tief verletzt, und nach einigen schlaflosen Nächten gab er sich mit einem Federmesser mehrere Stiche in der Gegend des Herzens. Es wurde ihm bei Zeiten Beistand geleistet, und er nur kurze Zeit am Dienste verhindert. Seit dieser Zeit drückte D. seine Unzufriedenheit mit Bitterkeit aus, war aber nicht minder pünktlich, seine Pflichten als Brigadechef zu erfüllen. Zwei Jahre später hat D. eine Gehirncongestion, und man wendet einen reichlichen Aderlass an. Zwei Tage darauf findet eine neue, aber stärkere Congestion statt, als die erste. D. bleibt aufgeregt, spricht viel, wird aufgebracht, fordert immer, und schläft nicht. Nach einer dritten Congestion zeigt sich ein wirklicher Zustand von Manie. Das Delirium ist allgemein, mit Aufregung und vorherrschenden Ideen von Grösse und Reichthum. D. begeht tausend Ungereimtheiten, er bleibt beinahe nackt, spricht unaufhörlich, schreit, befiehlt tausend Dinge auf einmal, wird ungeduldig, zerreisst Alles und begeht bizarre und unkluge Handlungsn, die sein Leben in Gefahr bringen, ohne dass er Neigung zum Selbstmorde hat. Mehrere Aerzte werden zur Consultation herbeigeholt; die Manie kann nicht verkannt werden. Das Alter des Kranken, das Neue der Krankheit geben den Aerzten Hoffnung zur Heilung. Ich erkläre, dass der Kranke nicht gesund wird: 1) weil der Manie drei starke Gehirncongestionen vorangingen und das Gehirn etwas verletzt sei; 2) weil ungeachtet der Schwatzhaftigkeit des Kranken dieser einige Worte unvollständig ausspricht, und sein, obgleich lebhafter und schneller, Gang dennoch unsicher ist. Ich fügte hinzu, dass eine kräftige Behandlung den Verlauf der Krankheit beschleunigen würde, und dass Landluft, Bewegung, eine strenge Diät und wiederholtes Appliciren von einigen Blutegeln mir die passendsten Mittel zu sein schienen, um neuen Congestionen vorzubeugen. — Einer der Consultirenden theilte nicht meine Ansicht, und schlug einige Mittel zum Versuch vor. Nachdem ein Monat mit fruchtlosen Versuchen vergangen war, musste man jede Hoffnung zur Heilung aufgeben. Die Paralysis hatte Fortschritte gemacht, und die Verwirrtheit war deutlich. Der Kranke behielt unzusammenhängende Ideen von Grösse, die länger als zwei Jahre dauerten. D. hielt sich für den Besitzer mehrerer Provinzen, mehrerer Königreiche; er vertheilte Anstellungen, verschenkte Millionen, und kommandirte eine Armee von Riesen. Die Cavallerie ritt auf Riesenpferden, er besass Schlösser von Diamanten und war 20, 30, 40 Fuss gross. Er sprach Tag und Nacht bald leise, bald sehr laut, schrie heftig, und getäuscht durch Hallucinationen des Gehörs, hörte er eingebildete Personen, ant-

wortete ihnen, pries ihnen seine Person an, stritt sich mit ihnen und beleidigte sie sogar. D. erkannte die Mitglieder seiner Familie, sprach freundschaftlich und höflich mit ihnen, aber nach einigen Worten ging er zu seiner gewöhnlichen Unterhaltung über. Man schickte ihn aufs Land. Obgleich er vollkommen verwirrt ist, häufig Schwindel und der Epilepsie ähnliche Convulsionen hat, nur sehr schwer und zuweilen ganz auf die eine Seite gebeugt geht, und kaum ein Wort hervorbringen kann, so lebt er dennoch schon 12 Jahre in diesem Zustande, und man sieht an ihm noch Spuren seiner alten Höflichkeit und seiner liebenswürdigen und freundlichen Manieren, die ihn vor seiner Krankheit so auszeichneten.

Dieser Kranke verdankt die Erhaltung seiner Existenz der strengen Diät, der er unterworfen ist, der starken Bewegung, die er sich täglich macht, der wiederholten Applicirung von Blutegeln am After und der häufigen Anwendung von leichten Abführmitteln.

Die Paralysis ist häufiger bei geisteskranken Männern, als bei den Frauen. Vor 18 Jahren wurde mir während der Abwesenheit Pariset's, der nach Cadix geschickt worden war, um das gelbe Fieber zu studiren, die Behandlung der Geisteskranken zu Bicêtre übertragen, und ich erstaunte über diesen Unterschied, als ich die Anzahl der paralytischen geisteskranken Männer zu Bicêtre mit der der paralytischen Frauen in der Salpetrière verglich. Dasselbe kann man in allen Irrenanstalten sehen, wo Geisteskranke beiderlei Geschlechts aufgenommen werden. Auch entging dies Foville, Generalarzt zu Saint-Yon in Rouen, nicht. Nach ihm beträgt in diesem Hause die Anzahl der Paralytischen ein Elftel, denn unter 334 Geisteskranken waren 31 paralytisch, nämlich 22 Männer und 9 Frauen. *)

Zu Charenton ist die Zahl der Paralytischen weit beträchtlicher; sie beträgt hier ein Sechstel von sämmtlichen Geisteskranken. In den Jahren 1826, 1827 und 1828 wurden 619 Geisteskranke aufgenommen, worunter 109 paralytisch waren. Aber das Verhältniss der Männer zu den Frauen in Bezug auf Paralysis ist ausserordentlich gross. Unter 366 aufgenommenen geisteskranken Männern waren 95, dagegen von 153 Frauen nur 14 paralytisch. Man findet diese Complication häufiger bei Geisteskranken, die sich den Liebesfreuden zu sehr hingegeben, den geistigen Getränken überlassen, oder zu viel Mercur gebraucht haben, und bei den Individuen, die den Geist zu sehr anstrengten und vom Regimen abwichen. Erklären diese Umstände nicht zur Ge-

*) *Dictionnaire de médicine et de chirurgie pratiques*, *art.* *Aliénation mentale.* *T. I, p.* 504.

nüge, weshalb es mehr paralytische geisteskranke Männer, als Frauen giebt? Sie beweisen auch, weshalb es unter den Geisteskranken zu Charenton verhältnissmässig mehr paralytische giebt, als zu Bicêtre. Die zu Bicêtre aufgenommenen Geisteskranken sind arm, sie führen ein sehr arbeitsames Leben, sie reagiren energischer gegen die Ursachen, durch welche, wie wir gesagt haben, die Paralysis entstehen kann. Diese Ursachen haben einen um so geringern Einfluss auf den Handwerker, da dieser Handarbeiten macht, seinen Geist wenig anstrengt, das Gehirn weniger ermüdet. Die zu Charenton aufgenommenen Geisteskranken haben ein gutes Auskommen, mehr Mittel, um ihren Leidenschaften zu genügen, sie treiben eine Arbeit, die den Geist aufregt; ihr materielles Leben ist minder thätig, folglich müssen dieselben Ursachen bei ihnen gefährlicher und häufiger auf das Gehirn wirken. Und dies ist gewiss der Fall, denn es giebt in den reichen und hohen Ständen mehr paralytische Geisteskranke, als in den niedern. Die Paralysis, von der hier die Rede ist, ist im mittägigen Frankreich seltener, als im nördlichen; noch seltener ist sie in Italien und in warmen Ländern. Delaye fand im Hospital zu Toulouse unter 111 Geisteskranken nur 5 paralytische, nämlich 3 Männer und 2 Frauen. Rech versichert, dass er keinen Paralytischen unter den 132 Geisteskranken, die in den Jahren 1822—1825 im allgemeinen Hospital zu Montpellier waren oder aufgenommen wurden, gefunden habe. *) Vulpes, Generalarzt der Irrenhäuser zu Aversa im Königreich Neapel, sagte mir während seines Aufenthalts zu Paris im Jahre 1825 mehrere Male, dass man unter den 500 Geisteskranken beiderlei Geschlechts, die in dieser Anstalt behandelt werden, kaum zwei bis drei Paralytische finde. Während meines Aufenthalts in Italien im Jahre 1834 fand ich es bestätigt, dass sich nur eine ganz geringe Anzahl von paralytischen Geisteskranken nicht nur zu Aversa, sondern auch in allen Irrenanstalten Mittelitaliens und des Lombardisch-Venetianischen Königreichs vorfindet.

Burrows giebt zu, dass man in den englischen Irrenanstalten keine Rechenschaft von den Complicationen der Geisteskrankheit, so wie von den Krankheiten, an denen die Geisteskranken sterben, gebe; er glaubt aber, dass es in England weniger paralytische Geisteskranke gebe, als in Frankreich. Er fügt hinzu, dass er in seiner Privatpraxis unter 20 Geisteskranken nicht einen paralytischen gefunden habe. Dieser achtbare Schriftsteller schreibt die Häufigkeit der Paralysis bei uns dem schlechten Regimen, dem Mangel an Vorsicht, die Geisteskranken vor dem Einfluss der

*) *Ephemérides médicales de Montpellier*, 1827.

Witterung zu schützen, zu, während diese Kranken in England, wie er sagt, sehr gut gepflegt werden. In Deutschland tadelt man auch unsere Behandlungsmethoden. Einige französische Aerzte glauben, dass diese Complication durch irgend einen Fehler der Localität oder der Hygieine entstehe. Ich kenne die Wichtigkeit wohl, die man den Ursachen der Hygieine bei Erzeugung von Krankheiten beimessen muss; ich weiss, dass die Geisteskranken mehr, als die gesunden Individuen dem Einflusse der ungesunden Lokalität ausgesetzt sind, aber ich bemerke hierbei, dass, indem ich die Paralysis der Geisteskranken abhandelte, ich nur von der Paralysis, die sich vor dem Eintritt der Geisteskranken in Irrenanstalten zeigte, sprach, und dass also die paralytischen geisteskranken Frauen, die ich in der Salpetrière beobachtete, die paralytischen geisteskranken Männer zu Bicêtre, die geisteskranken Männer und Frauen zu Charenton, nicht während ihres Aufenthalts in den Anstalten in diesen Zustand verfallen sind, sondern schon paralytisch waren, ehe sie darin aufgenommen wurden. Ich bin überzeugt, dass wenn man die Symptome der Paralysis, welche die Geisteskrankheit complicirt, besser wird unterscheiden können, man in England, und besonders in London, eben so viel paralytische Geisteskranke finden wird, als in Paris.

Burrows scheint zu glauben, dass ich die Paralysis der Geisteskranken für die Wirkung und nicht für die Ursache der Geisteskrankheit ansehe. *) Ich habe aber nichts Aehnliches gesagt, sondern mich begnügt, die Paralysis als eine häufige, die Prognose erschwerende Complication der Geisteskrankheit zu bezeichnen. Ich glaube, dass in dieser doppelten Beziehung diese Beobachtung die ganze Aufmerksamkeit der Aerzte, welche pathologisch-anatomische Untersuchungen über die Geisteskranken anstellen, in Anspruch nimmt.

Bayle **) wollte beweisen, dass die Paralysis und Monomanie mit Ideen von Grösse und Reichthümern die Zeichen einer chronischen Gehirnhautentzündung seien, und dass diese Entzündung drei ganz verschiedene Stadien habe: 1) Das Stadium der Monomanie mit ehrgeizigen Ideen und einigen Spuren von unvollständiger Paralysis; 2) das Stadium der Manie; 3) das Stadium der Verwirrtheit mit gänzlicher Paralysis.

Obgleich ich eine beträchtliche Anzahl von Geisteskranken beobachtet habe, so ist mir die Monomanie mit Ideen von Grösse mit einem so regelmässigen Verlauf nie vorgekommen; ich habe

*) *Commentaries on the causes, formes, symptoms and treatment moral and medical of insanity. London.* 1828.

**) *Traité des maladies du cerveau et de ses membranes. Paris.* 1826.

gesehen, dass ihr Anfälle von Manie, Monomanie und Melancholie vorangingen. Die Paralysis complicirt alle Geisteskrankeiten, mag auch die Form des Deliriums sein, welche sie wolle. Sie complicirt sich mit der Manie, der Melancholie, so wie mit der Monomanie aus Ehrgeiz, aber mit der letztern häufiger; sie complicirt sich beinahe immer mit der Verwirrtheit. Sieht man im Beginn der Manie Symptome von Paralysis, und wenn sie noch so leicht sind, so kann man dreist schliessen, dass die Verwirrtheit der Manie folgt.. Dies ist auch der Fall mit der Monomanie, mag der Character des Deliriums sein, wie er wolle, und man kann noch hinzufügen, dass der Tod bald die Krankheit beendigt. Die Maniaci und Monomaniaci haben in diesem Falle weder dieselbe energische Aufmerksamkeit, noch dieselbe Kraft zur Verbindung der Ideen, weder dieselbe Macht des Willens, noch denselben Starrsinn im Entschlusse und dieselbe Hartnäckigkeit im Widerstande. Diese Kranken werden aufgebracht, aber sie gehorchen, geben nach, und begehen Handlungen, die schon die Schwäche der Functionen des Gehirns anzeigen. Es ist mir vorgekommen, dass ein sehr wüthender Maniacus schon paralytisch war und nicht geheilt werden konnte, obgleich mehrere sehr achtungswerthe Aerzte, die weniger mit Geisteskranken zu thun gehabt hatten, die wirklich sehr undeutlichen Zeichen von Paralysis verkannten. Als ich zur Behandlung eines Offiziers gerufen wurde, der in Monomanie aus Ehrgeiz mit Wuth verfallen war, erklärte ich, obgleich der Kranke sonst sehr kräftig war, dass er nicht genesen und bald das Dasein von Paralysis nicht zu verkennen sein werde. Meine Prognose war auf die beiden folgenden Erscheinungen gegründet: 1) mitten in einem Satze sprach der Kranke gewisse Worte langsamer aus; 2) es genügte, ihm etwas zu versprechen, um ihn zu beruhigen und ihn zum Entsagen seiner Entwürfe zu vermögen, an denen er sehr stark zu hängen schien. Ein leichter Strabismus war hinreichend, um über einen Monomaniacus, der noch die Functionen eines Hauptmanns in einem Regimente erfüllte, ein ähnliches Urtheil zu fällen.

Hätte die chronische Meningitis die Monomanie mit Ideen von Grösse und Paralysis zu characteristischen Zeichen, dann würde die Monomanie nie ohne Paralysis vorkommen, aber Beobachtungen beweisen das Gegentheil.

Geisteskranke Frauen sind selten paralytisch. Die geisteskranken Männer und Frauen in warmen Ländern, im mittägigen Frankreich, in Italien, sind selten paralytisch; dennoch aber bricht die Monomanie mit Ehrgeiz unter den geisteskranken Frauen zu Paris aus. Diese Monomanie kommt auch nicht selten im mittägigen Frankreich und Italien unter den geisteskranken Männern und Frauen vor. Es giebt also eine Monomanie mit Ehrgeiz ohne

Paralysis; auf der andern Seite giebt es Paralysis ohne Delirium. Wie kann man also annehmen, dass diese Monomanie und die Paralysis pathognomonische Kennzeichen der Meningitis chronica sind. Es giebt Fälle von Paralysis mit ausschliessendem Delirium, mit Monomanie mit ehrgeizigen Ideen, in denen das Delirium aufhört und die Paralysis fortdauert; ich habe zu Ende des Jahres 1827 zu Charenton einen ähnlichen Fall beobachtet. Ein Offizier den Gendarmerie verfällt plötzlich in Monomanie; der Kranke hält sich für eine wichtige, mächtige und reiche Person, begeht eine Menge Ertravaganzen; zugleich fällt ihm aber die Sprache schwer. Nach fünf Wochen hört die Monomanie auf, aber die Paralysis dauert fort, und ergreift bald die Muskeln der Glieder. Der Kranke leidet an häufigen Gehirncongestionen, die der Epilepsie ähnliche Convulsionen verursachen, aber es ist kein Delirium vorhanden. Er urtheilt vollkommen richtig über den Zustand, in dem er gewesen, in dem er sich noch befindet, und weshalb er ärztliche Hülfe in Anspruch nimmt.

Bei den Leichenöffnungen der paralytischen Geisteskranken, und sogar der Monomaniaci, findet man nicht immer an den Leichnamen die Spuren der Entzündung der Gehirnhäute, während man zuweilen Entzündungen der Gehirnhäute wahrnimmt, obgleich kein Delirium mit Ideen von Grösse vorhanden war.

Calmeil, *) der dieselben Quellen wie Bayle, d. h. die gesammelten Beobachtungen zu Charenton, benutzte, zeigte sich in den Schlüssen über die in seinem Werke, das in vielen Beziehungen so ausgezeichnet ist, aufgeführten Thatsachen zurückhaltender. Er begnügte sich damit, durch zahlreiche Thatsachen zu beweisen, dass die chronische Entzündung der Gehirnhäute die den Geisteskranken eigene allgemeine Paralysis zur Folge habe, aber er sagt nicht, dass er die unmittelbare Ursache des Deliriums mit Ideen von Grösse und Reichthum aufgefunden habe.

Bouillaud **) sagt, die Paralysis der Sprachorgane hänge von der Verletzung der vordern Flügel des Gehirns ab; obgleich dies eine unbestreitbare Wahrheit ist, fügt er hinzu, so rechtfertigt die Beobachtung nicht immer diese Voraussetzung.

Die Natur bewahrt ihr Geheimniss noch immer hartnäckig ungeachtet der fortwährenden Untersuchungen der Aerzte und Philosophen aller Zeiten.

Ich will die Abhandlung über die Paralysis der Geisteskranken nicht schliessen, ohne vorher noch einige practische Bemerkungen angeführt zu haben.

*) *De la paralysie considérée chez les aliénés. Paris.* 1826.

**) *Traité physique et physiologique de l'encéphalite ou inflammation du cerveau. Paris.* 1825.

Die paralytischen Geisteskranken sind gefrässig; sie sammeln die Speisen in dem hintern Theile des Mundes, und können sie zuweilen nicht hinunterschlucken. Dies ist auch der Fall, wenn die Lähmung die zum Schlucken nothwendigen Muskeln ergreift; dann wird dieses Geschäft fast unmöglich, weil die festen Speisen nicht mehr in den Magen herabgedrückt werden können, im Oesophagus bleiben und den Larynx zusammendrücken. In diesen verschiedenen Fällen steht Asphyxie bevor, und solche paralytische Geisteskranke, die schon in den letzten Zügen lagen, wurden dem Leben wiedergegeben, als man den Hintermund und den Oesophagus von den Substanzen befreite, die nicht verschluckt worden waren. Ich habe einen sehr sonderbaren Fall gesehen, der für den Kranken, welcher den Gegenstand folgender Beobachtung ausmacht, sehr traurig ablief.

M., ungefahr 40 Jahre alt, war nach einem langen Anfall von Manie in Verwirrtheit verfallen. Das Bedürfniss zu essen war bei ihm so stark, der Geschmack so verdorben, dass der Kranke die schmutzigsten Substanzen verschlang, und alle Insecten, z. B. Spinnen, Schnecken, Würmer, Raupen, Schmetterlinge u. s. w. ass, die er auf seinen Spaziergängen in dem grossen Garten erhaschen konnte. Eines Tages gab man dem Kranken zum Mittag Kalbskopf; er ass mit Begierde diese Speise, und fiel alsbald besinnungslos von seinem Sitz; das Gesicht war bläulich. Der Diener, welcher ihm das Essen brachte, ahnte die Ursache dieses Zufalls, führte einen fremden Körper in den Oesophagus ein, und stiess die Speise in den Magen. Einige Wochen später wurde demselben Kranken wieder Kalbskopf zu essen gegeben. Da man aber diesmal seine Gefrässigkeit befürchtete, so hatte man die Sorgfalt, die ihm gereichte Speise in kleine Stückchen zu schneiden. Kaum hatte der Kranke eine kleine Quantität davon in den Oesophagus gebracht, als sich die oben erwähnten Zufälle wiederholten. Der Gebrauch dieses Gerichts wurde streng untersagt. Sechs Monate später wurde diesem Kranken entweder aus Versehen, oder aus Vergessenheit wieder Kalbskopf vorgesetzt. Diesmal hatte er ein zu grosses Stück verschluckt, nichts konnte den Oesophagus davon befreien, und der Kranke starb alsbald. Bei der Section fand man den Oesophagus durch ein Stück Kalbskopf stark ausgedehnt. Das Gehirn war sehr roth, die Gehirnhäute waren verdickt und injicirt, und die Lungen strotzten von Blut. —

Auch die Verstopfung ist ein häufiges Symptom bei paralytischen Geisteskranken. Da das Rectum gelähmt ist, so wird die Entleerung fast unmöglich. Die Stoffe verbleiben darin mehr oder minder lange Zeit, zuweilen 20 — 30 Tage, ohne dass die Kranken sich darüber beklagen. Sind die sie umgebenden Per-

sonen nicht darauf aufmerksam, hebt man nicht diese Verstopfung, dann entzünden sich die Eingeweide und werden brandig. Abführmittel wirken nicht, Einreibungen auf den Unterleib haben keinen bessern Erfolg; die Kranken sterben. Zuweilen sind die Stoffe im Rectum so angehäuft und so verhärtet, dass man zu mechanischen Mitteln seine Zuflucht nehmen muss, um den Dickdarm zu entleeren.

Die Urinverhaltung erfordert ebenfalls eine grosse Aufmerksamkeit, und man muss zuweilen den Catheter anwenden. Gewöhnlicher aber leiden die paralytischen Geisteskranken an dem unfreiwilligen Urinabgang. Am Tage beschmutzen diese Kranken ihre Kleider, des Nachts überschwemmen sie ihr Bett, und der Urin zerstört bald alle Bekleidungen bis auf die Knochen. Man muss diese Kranken auf einem ganz besondern Lager liegen lassen, sie müssen häufig Wäsche wechseln, und mit einem sehr gewürzhaften Aufguss, oder sogar mit verdünntem Weingeist gewaschen werden.

Die paralytischen Geisteskranken sind wegen ihrer Schwäche auch einem gefährlichen Zufall ausgesetzt, der ihr Leben bedroht. Ist man nicht vorsichtig, wenn sie am Kamine sitzen, so verbrennen sie sich, ohne darüber zu klagen, und zwar so stark, dass ihr Leben in Gefahr kommt. Liegen diese Kranken, und versuchen sie ihre Lage zu verändern, so haben sie nicht Kraft genug, um den Impuls, den sie dem Körper gegeben haben, zur rechten Zeit aufzuhalten, oder sie haben nicht Intelligenz genug, um den Raum abzumessen, fallen dann gewöhnlich auf den Kopf, und sterben wenige Tage darauf.

Häufig kommt es vor, dass man wüthende, so wie paralytische Geisteskranke auf ein Zwangbette oder einen Zwangstuhl befestigt, die Einen, um sie zu verhindern, ihre Wuth auszuüben, die Andern, um dem Fallen vorzubeugen, dem sie beim Gehen ausgesetzt sind. Hierbei hat man zu befürchten, dass ein solches Mittel üble Folgen habe, denn der Mangel an Bewegung begünstigt die Lähmung. Häufig entsteht bei wüthenden Maniacis durch eine lange Ruhe, zu der man sie zwang, Paralysis. Aus Furcht vor einem ähnlichen Resultat hat man in den Irrenanstalten in Spanien den Gebrauch langer Ketten eingeführt, wodurch die Geisteskranken ans Bett befestigt werden. Auf diese Weise sicherte man sich vor der Wuth der Maniaci, indem man ihnen zugleich die Freiheit liess, ihre Muskeln zu bewegen.

XIV.

Von der Idiotie.

(l'idiotie).

Es herrscht eine grosse Verwirrung in Beziehung auf den Begriff von Idiotie unter allen Schriftstellern, die über Geisteskrankheiten geschrieben haben. Sich an den Schein haltend hat man die Idioten mit den Verwirrten, und umgekehrt, ja sogar mit den Monomaniacis verwechselt. Weil diese von fixen Ideen absorbirt, in Stupor verfallen zu sein scheinen, oder weil die Intelligenz der andern begrenzt oder vernichtet zu sein scheint, so hat man geschlossen, dass alle Idioten wären. Sauvages, Sagar, Vogel nannten die Idiotie *Amentia, imbecillitas ingenii, fatuitas;* Linné gab ihm die Benennung *Morosis*, Cullen und Fodéré «angeborne Verwirrtheit» *(démence innée);* Dufour und Pinel haben daraus eine eigne Art von Geisteskrankheit gebildet, und ihr den Namen Idiotie gegeben. Nichts desto weniger unterscheidet Letzterer die Idiotie von der Verwirrtheit nur durch den Grad der Störung der Intelligenz, und erklärt die Verwirrtheit durch die Vernichtung des Gedächtnisses, und die Idiotie durch Begrenzung der intellectuellen Fähigkeiten und Neigungen. Häufig spricht er von letzterer wie von der tiefsten Stufe der Verwirrtheit, und erzählt Thatsachen, in denen es augenscheinlich ist, dass er über diese beiden Krankheiten des Geistes nicht im Reinen war. Endlich unterscheidet er erlangte und angeborne Idiotie. Fodéré hat diesen Unterschied angenommen.

Das Wort ἴδιος, *privatus, solitarius*, drückt den Zustand eines Menschen aus, der, der Vernunft beraubt, gleichsam allein, von der übrigen Natur abgesondert, dasteht. Aus dem Worte *idiota*, Idiot, hat man Idiotismu gebildet, da aber

dieses Wort schon eine grammaticalische Bedeutung hat, so habe ich es für gut befunden, der Krankheit den Namen Idiotie beizulegen, und letzteres Wort in die medizinische Sprache einzuführen.

Die Idiotie ist keine Krankheit, sondern er ist ein Zustand, in dem die intellectuellen Fähigkeiten nie bestanden, oder sich nicht genug haben entwickeln können, damit der Idiot durch Erziehung die Kenntnisse erlange, die Individuen in seinem Alter und unter denselben Bedingungen, wie er, erhalten. Die Idiotie beginnt mit dem Leben, oder in dem Alter, das der gänzlichen Entwickelung der intellectuellen Fähigkeiten und Neigungen vorangeht; die Idioten sind das, was sie ihr ganzes Leben hindurch sein sollen; Alles an ihnen verräth eine unvollkommene oder in ihrer Entwickelung gehemmte Organisation. Man hat bis jetzt keine Möglichkeit gefunden, diesen Zustand zu ändern. Nichts kann den unglücklichen Idioten, selbst auf Augenblicke vernünftiger, intellectueller machen. Die Idioten werden nicht alt; selten überleben sie das 30ste Jahr. Bei der Oeffnung des Schädels findet man fast immer Bildungsfehler.

Die Verwirrtheit und die Idiotie sind wesentlich von einander verschieden, oder die Prinzipien jeder Classification sind illusorisch. Die Verwirrtheit, so wie die Manie und Monomanie beginnen nur erst von der Pubertät an; sie haben eine Periode des mehr oder minder schnellen Zunehmens. Die chronische Verwirrtheit, die Verwirrtheit der Greise nimmt durch die Abnutzung der Organe und den allmäligen Verlust einiger Fähigkeiten von Jahr zu Jahr zu. Alle Symptome verrathen die physische Schwäche, alle Züge sind gedehnt, die Augen trübe, matt, und will der Verwirrte handeln, so wird er durch eine fixe Idee, die den allgemeinen Verlust der Intelligenz überlebt hat, dazu bewogen. Man kann die Verwirrtheit heilen; man sieht die Möglichkeit ein, ihre Zufälle aufzuheben; es findet eine Abnahme der Verwirrtheit, eine Verminderung der nöthigen Kraft zur Uebung der Fähigkeiten statt, aber diese Fähigkeiten sind noch vorhanden. Psychische Erschütterungen, Arzneimittel können Kraft genug erwecken und erregen, um einige Ideen, einige Neigungen hervorzubringen. Stirbt der Verwirrte nicht schnell, dann kann er lange leben und ein hohes Alter erreichen. Bei der Leichenöffnung findet man zuweilen organische Verletzungen, aber diese Verletzungen sind zufällig; denn die Verdickung der Hirnschale, die Absonderung ihrer Blätter, die mit der Verwirrtheit der Greise zusammenfällt, characterisiren die Fehler der Bildung nicht. Eben so ist es mit der Störung und Veränderung der Gehirnsubstanz durch das vorrückende Alter.

Der Verwirrte ist der Güter beraubt, deren er sich sonst erfreute, er ist ein Armer, der früher reich war; der Idiot hat

immer im Unglück und Elend gelebt. Der Zustand des Verwirrten kann sich ändern, der des Idioten bleibt immmer derselbe. Dieser hat viele kindische Züge, Jener behält viel von der Physiognomie des ausgebildeten Menschen. Beide haben keine, oder beinahe keine Empfindungen; aber der Verwirrte zeigt in seiner Organisation und selbst in seiner Intelligenz etwas von seiner vergangenen Vollkommenheit, der Idiot dagegen ist Alles, was er war; er ist Alles, was er in Bezug auf seine primitive Organisation sein kann.

Aus diesem Vergleich kann man mit Recht schliessen, dass eine Krankheit, deren Stadium des Ausbruchs (die Kindheit) immer constant ist, die specielle Symptome hat, deren Prognose immer traurig ist, die ihr eigenthümliche organische Veränderungen zeigt, eine Menge genügender Kennzeichen darbietet, um sie von jeder andern Krankheit zu unterscheiden.

Aber es giebt Individuen, die der Sensibilität und Intelligenz beraubt zu sein scheinen, die ohne Ideen, ohne Sprache und bewegungslos sind, die stehen bleiben, wo man sie hinstellt, die man ankleiden und füttern muss. Sind dies nicht Idioten? Nein, gewiss nicht. Nicht die fortwährenden Symptome, nicht ein einziges Stadium einer Krankheit können auf dieselbe schliessen lassen; man muss im Gegentheil diese Krankheit sehen, in allen ihren Stadien studiren, und jedes derselben muss zur Diagnose beitragen. Ich habe im ersten Bande die Geschichte eines Mädchens erzählt, das alle Symptome zeigte, die man für Kennzeichen der Idiotie hält. Ich habe einen 27jährigen jungen Mann behandelt, der von einer Frau betrogen worden war, und eine Stelle, die er wünschte, nicht erhalten konnte, und nach einem Anfall von Manie in einen der Idiotie ähnlichen Zustand verfiel. Das Gesicht dieses Kranken war sehr geröthet, die Augen waren stier oder sehr ungewiss, die Physiognomie ohne Ausdruck; man musste ihn ankleiden und entkleiden, ihn ins Bett legen, er ass nur, wenn man ihm die Nahrungsmittel in den Mund steckte. Seine Arme hingen herab, seine Hände waren geschwollen, immer stand er, und ging nur dann umher, wenn man ihn dazu zwang; er schien weder Gefühl, noch Gedächtniss zu haben. Blutegel an den Schläfen, laue Bäder, kalte Douchen auf den Kopf, und besonders ein allgemeiner Hautausschlag bewirkten seine Heilung. Dieser junge Mann versicherte mir nach der Genesung, dass eine innere Stimme ihm zugerufen habe: rühre Dich nicht, oder Du bist verloren. Die Furcht machte ihn unbeweglich. Die Sensibilität, die Intelligenz sind also nicht erloschen; das Sichkundthun dieser Fähigkeiten wird nur durch verschiedene Motive verhindert, von denen die Kranken nach ihrer Genesung Rechenschaft ablegen. Während meiner klinischen Vorlesungen im Jahre 1822 hatten

wir in der Salpetrière eine Demoiselle B., die im tiefsten Stupor und vollkommen unempfindlich zu sein schien. Sie blieb unbeweglich bei ihrem Bette und sprach nie. Mehrere Male kniff und stach ich sie, ohne dass sie den mindesten Schmerz verrieth. Ich liess ein Haarseil in den Nacken und Vesicatore an verschiedenen Stellen der Haut appliciren; aber immer war sie unempfindlich dagegen, und weigerte sich hartnäckig zu sprechen, ja sogar zu gehen. Eines Tages erschien diese Demoiselle nicht zum Besuch, und nichts vermochte sie zu bewegen, zur Zeit der Vorlesung in ihrem Schlafzimmer zu bleiben. Als sie hergestellt war, erklärte sie mir, dass ein Eleve sie gekniffen habe. Sie fühlte sich durch diese Unverschämtheit gekränkt, denn was mir erlaubt ist, sei den Eleven nicht erlaubt, und so hatte sie den Entschluss gefasst, nicht wieder zur Zeit der Vorlesung zu erscheinen. Einige Monomaniaci, die durch erotische oder religiöse Ideen beherrscht werden, bieten dieselben Symptome dar. Gewiss sind in allen diesen Fällen die Empfindung und die intellectuellen Fähigkeiten energisch, der Schein täuscht nur, und es findet hier keine Idiotie statt.

Von dem Menschen, der Empfindung und intellectuelle Fähigkeiten besitzt, aber schwach organisirt ist, und auf der niedrigsten Stufe des intellectuellen und geselligen Lebens steht, bis zum Idioten, giebt es unzählige Abstufungen. Wer könnte alle Nüancen des Verfalls, der den denkenden Menschen vom Idioten, der nicht einmal Instinkt besitzt, trennt, bezeichnen und beschreiben? Nichts desto weniger kann man, wenn man die Thatsachen studirt, die Idioten in zwei Klassen bringen, in welche sie sich alle stellen lassen. In die erstere gehören die Blödsinnigen, in die zweite die sogenannten Idioten. In der erstern ist die Organisation mehr oder minder vollkommen, die Empfindungen und die intellectuellen Fähigkeiten sind wenig entwickelt, die Blödsinnigen haben Empfindungen, Ideen, Gedächtniss, Leidenschaften, ja sogar Neigungen; Alles ist jedoch nur schwach. Sie fühlen, denken, sprechen und sind für Erziehung empfänglich. In der zweiten Abtheilung ist die Organisation unvollständig, die Sinne sind kaum angedeutet, die Sensibilität, die Aufmerksamkeit, das Gedächtniss sind gar nicht, oder doch so gut als gar nicht vorhanden. Die Idioten haben nur eine geringe Anzahl begrenzter Ideen; eben so sind ihre Leidenschaften für instinktartige Bedürfnisse, die sie durch einige Geberden, durch einige Worte, einzelbe Sylben oder Geschrei ausdrücken, begrenzt. Die Vernunft leitet ihre Handlungen nicht, die, wenig zahlreich, durch Gewohnheit oder Nachahmung wiederholt werden.

Erste Art. ***Blödsinn (Imbecillité).*** — Die Blödsinnigen sind in der Regel gut geformt, und ihre Organisation ist wenig von der normalen Organisation verschieden; sie besitzen intellec-

tuelle und erlernte Fähigkeiten, aber in einem schwächeren Grade, als der vollkommene Mensch, und diese Fähigkeiten können sich nur bis zu einem gewissen Punkte entwickeln. Sie mögen eine Erziehung erhalten, welche sie wollen, so können die Blödsinnigen sich nie bis zu der Höhe von Vernunft, zu der Ausdehnung und Gründlichkeit der Kenntnisse erheben, die ihr Alter, ihre Erziehung, ihre gesellschaftlichen Verhältnisse eigentlich erforderlich machen. Sie machen unter denselben Umständen, wie andere Menschen, nicht denselben Gebrauch von ihrer Intelligenz.

M., 37 Jahr alt, gehört einer sehr reichen Familie an. Als seine Mutter schwanger war, erlitt sie lange Beunruhigungen und lebhafte Affecte. Der Kopf M's. zeigt nichts Bemerkenswerthes; er hat einen starken Haarwuchs, seine Augen sind klein und ausdruckslos, seine Physiognomie hat etwas Schwankendes, Ungewisses und Trauriges. Seine Organe entwickelten sich viel später, als bei andern Kindern. Kaum konnte er im 4ten Jahre laufen, im 5ten einige Worte vorbringen, im 6sten sprach er. Keiner Aufmerksamkeit fähig, war er ausserordentlich heftig; er lernte erst sehr spät lesen und schreiben, aber nie konnte er fliessend lesen, noch einen Brief schreiben, so kurz er auch sein mochte, noch war er im Stande, das zu behalten, was er las. Man versuchte vergebens, ihn eine mechanische Kunst lernen zu lassen, er lernte dagegen ein wenig Musik, singt jetzt einige Arien, aber sein Repertoir ist sehr beschränkt. Da er ausserordentlich furchtsam ist, so wagte er es bis ins 18te Jahr nicht, allein das väterliche Haus zu verlassen. Seit der Zeit läuft er auf gut Glück in die Felder, spricht viel, ist sogar geschwätzig. Er gebraucht häufig dies Wort für jenes; immer vergnügt, lacht er ohne Beweggrund; einen Theil des Tages bringt er sitzend oder liegend zu, und nur durch Anstrengung setzt er sich in Bewegung; ist er einmal im Laufen, dann weiss er nicht mehr anzuhalten. Nie hat er sich über die gewöhnlichsten Ideen erheben, nie Entwürfe bilden können, sondern er lebt in den Tag hinein. Er ist unfähig, ein Geschäft zu verrichten, eine Unternehmung zu leiten. M. ist 37 Jahr alt, und seine Intelligenz, welche Mühe man sich auch gegeben hat, sie zu entwickeln, geringer, als die eines zehnjährigen Kindes. Bei der Pubertät zeigte sich bei ihm keine diesem Alter eigenthümliche Leidenschaft. M. lebt auf dem Lande, und denkt nicht daran, dass seine Lebensweise angenehmer sein könnte. Wie weit seine Intelligenz sich erstreckt, wird man am besten durch folgenden Zug sehen: Sein Arzt rieth ihm an, ein Pferd zu besteigen, und alle Tage bestieg M. eine Stunde lang ein Pferd im Stalle seines Vaters, ohne zu ahnen, dass ihm der Arzt einen Spazierritt angerathen habe. Durch Zufall wurde die Art und

Weise entdeckt, auf welcher er den Anordnungen seines Arztes nachkam.

Während ich im Jahre 1821 die Geisteskranken im Bicêtre behandelte, starb ein rhachitischer Blödsinnige, der sehr klein war und dessen Kopf einen kleinen Umfang hatte, dessen Gesicht aber sehr entwickelt war; seine Physiognomie war sehr beweglich, selbst geistreich. Das Gesicht drückte ein cynisches Lächeln aus, und hatte viel Aehnlichkeit mit dem des durch die Fruchtbarkeit und den Cynismus seines Geistes berühmtesten Mannes des letzten Jahrhunderts. Dieser Blödsinnige war 34 Jahre alt, als er starb, er war eine lange Reihe von Jahren in Bicêtre gewesen; er brachte sein Leben damit hin, dass er verläumdete, Bosheiten und muthwillige Streiche ausübte; dabei überliess er sich auf eine schreckliche Weise der Onanie; noch den Tag vor seinem Tode überraschte man ihn, als er auf seinem Bette lag, und diese traurige Neigung befriedigen wollte. Nie hat man ihm Lesen, Schreiben, oder ein anderes Geschäft beibringen können. Er war sehr geschwätzig, und gab zuweilen Antworten, die um so mehr Erstaunen erregten, da er gewöhnlich nicht folgerecht, ohne Maass und Ideenverbindung sprach, und immer unvernünftig war. Er ging viel, war gefrässig, schmutzig, und wandte wenig Sorgfalt auf seine Kleidung.

Maass des nach seinem Tode von seinem Kopfe gemachten Gypsabgusses:

Der Umfang	0,425
Von der Nasenwurzel bis zum Hinterkopfe	0,305
Durchmesser von vorn nach hinten	0,169
- von einer Schläfe zur andern .	0,131
Summa	1,030

R. war 11 Jahre alt, als sie nach der Salpetrière kam, und 19, als ich diese Beobachtung niederschrieb. R's. Kopf ist besonders regelmässig, die Stirn hoch und breit, die Stirnhocker sind sehr entwickelt, der Gesichtswinkel nähert sich 90 Graden, die Haare sind dick und schwarz, die Augen gross und blau, die Nase ist ein wenig abgeplattet, die Zähne sind schön und regelmässig. Die Backen sind voll, die Physiognomie ist angenehm, wenig ausdrucksvoll, die Haut weiss und sanft, die Glieder sind gut entwickelt. Die Messung wurde am lebenden Kopfe vorgenommen.

Umfang .	0,497
Von der Nasenwurzel bis zum Hinterkopfe	0,363
Durchmesser von vorn nach hinten	0,181
- von einer Schläfe zur andern .	0,146
Summa	1,187

R. sitzt gewöhnlich die Knie übereinander gelegt, die Hände unter der Schürze und bewegt beinahe unaufhörlich die Schultern, indem sie dieselben hebt und senkt. Physisch gesund hat sie guten Appetit; sie ist gefrässig und darüber unruhig, was sie zu essen bekommen wird. Sieht sie ihre Gefährtinnen essen, so weint sie und fordert sich etwas. Als sie bei ihren Eltern war, entlief sie, rannte zu einem Kuchenbäcker, und biss das erste beste Stück Kuchen an. Auch lief sie zu einem Gewürzkrämer, nahm Flaschen mit geistigen Getränken fort, und widersetzte man sich dem Trinken derselben, dann warf sie die Flaschen auf die Erde. Der Gang dieser Blödsinnigen ist langsam; nähert man sich ihr, so erhebt sie den Kopf schwer, dreht die Augen auf die Seite, um zu sehen, wer sich ihr naht. Sie versteht Alles, was man ihr sagt; sie hat auch etwas Gedächtniss, und erzählt einige Dinge, die sie im väterlichen Hause gesehen hat. Sie antwortet richtig, langsam, indem sie mit dumpfer Stimme schnarrt. Sie frägt wenig, verlangt aber ihre Mahlzeiten, Toilettengegenstände, Puppen u. s. w. Sie singt einige Melodien, kennt den Werth des Geldes, zählt und bewahrt es auf, um Naschwerk und Spielzeug dafür zu kaufen. Sie ist vergnügt, wenn ihre Mutter si besucht, erkenntlich gegen die Dienstmädchen, hat gern Puppen, womit sie spielt, hebt aber nichts auf, und lässt es allenthalben liegen.

R. ist furchtsam, erschrickt vor dem geringsten Geräusch; trägt sie elegantere Kleider, so ist sie entzückt, und zeigt sich Jedermann. Voll Eitelkeit ist sie sehr empfänglich für Schmeicheleien, und lächelt beglückt, wenn man ihre Gestalt lobt. Sie ist arglistig und eigensinnig; häufig lässt sie den Urin ins Bett, dann vertheidigt sie sich und sagt, dass die Dienstmädchen es gethan hätten. Sie verabscheut ihre Stubengefährtinn, die stumm und schlecht gekleidet ist. Man hat sie dabei überrascht, als sie Stecknadeln in die Wunde eines Vesicators, das ihre unglückliche Gefährtin trägt, steckte. Diese Blödsinnige kennt die Buchstaben, und kann einige Worte lesen. Wenn sie schreiben sieht, nimmt sie Federn, als wollte sie auch einen Versuch machen. Nie hat die Mutter ihr gut nähen, stricken und die Wirthschaft führen, noch minder correctes Lesen und Schreiben beibringen können. Obgleich sie sich allein ankleidet, so verlangt sie dazu doch den Beistand eines Dienstmädchens. Sie gefällt sich bei Männern, lächelt, wenn sie dieselben sieht, und läuft ihnen nach. Obgleich sie 19 Jahr alt ist, so ist sie doch noch nicht menstruirt. Als die Mutter mit diesem Mädchen schwanger war, hatte sie einen heftigen Schreck. Das Kind kam schwach auf die Welt, dennoch wuchs es bis zum 2ten Jahre, dann aber stockte die Entwickelung der Organe. Sie lief erst im 4ten Jahre, ihre Intelligenz entwickelte sich noch langsamer, sie sprach erst gegen das 7te Jahr.

Diese Blödsinnige hat nicht mehr Verstand, als ein Kind von 7—8 Jahren. Augenscheinlich ist es, dass R. in günstigeren Verhältnissen die Stufe von Bildung erhalten hätte, die ihr gestatteten, in der menschlichen Gesellschaft zu leben.

P., 22 Jahr alt, kam am 27. August 1812 in die Salpetrière. Als ihre Mutter schwanger war, hatte sie heftigen Kummer. P. war in ihrer Kindheit immer kränklich und lernte sehr spät gehen; im 5ten Jahre hatte sie nach einem Schreck eine gefährliche Krankheit zu überstehen. Seit dieser Zeit stockte die Entwickelung ihrer Intelligenz, obgleich dies mit den Organen nicht der Fall war.

P. ist ziemlich gross, ihr Gang ist leicht, langsam, ein wenig stolz, die Haare sind braun, die Stirn hoch, die Augen blau, das Gesicht geröthet, das Kinn ist dünn und spitz, die Zähne weiss, regelmässig, der Hinterkopf ist sehr entwickelt, die Physiognomie liebreich und angenehm, die Haut weiss, die Gliedmassen sind gut geformt. Das Maass des Kopfes beträgt, wie folgt:

Umfang	0,855
Durchmesser von vorn nach hinten	0,200
- von einer Schläfe zur andern	0,155
Von der Nasenwurzel bis zum Hinterhaupte	0,363
Summa	1,263

Die Menstruation erschien mit dem 13ten Jahre, und wurde mit dem 14ten reichlich und regelmässig. Seit der Zeit wurde P. empfindlicher und weigerte sich zu arbeiten. Der Anblick von Männern trieb ihr Röthe ins Gesicht, sie lief von ihren Eltern fort, um mit kleinen Knaben zu spielen.

Die intellectuelle Fähigkeit dieser Blödsinnigen ist ziemlich bedeutend. P. ist aufmerksam auf das, was sie sieht und hört; sie besitzt ein wenig Erinnerung, urtheilt ziemlich richtig von den gewöhnlichsten Dingen, antwortet richtig, aber zweifelnd auf die an sie gerichteten Fragen. Vergebens hat man versucht, sie lesen und arbeiten zu lehren. Sie kennt einige Buchstaben, dies ist Alles. Sie kann sich Puppen machen und damit spielen; sie kleidet sich an, kämmt, wäscht sich, macht ihr Bett, fordert Wäsche zum Wechseln, holt sich ihre Nahrungsmittel, und will sie nur in besonders zu ihrem Gebrauch bestimmten Gefässen nehmen.

Da sie sehr stolz ist, so verachtet sie ihre Gefährtinnen. Gewöhnlich ist sie sanft, Widerspruch reizt sie, dann ist sie boshaft, beleidigt und schlägt, wenn sie zornig ist. Schlägt man sie, so giebt sie die Schläge mit Zinsen zurück. Sie ist sehr eigensinnig, und giebt nie nach. Sie ist weder furchtsam, noch neidisch; sie geht viel, und spielt mit ihren Gefährtinnen. Sie liebt

ihre Mutter sehr, schmeichelt ihr, und besucht diese sie lange nicht, dann betrübt sich P. Sie beschuldigt ihren Stiefvater, den sie nicht liebt, dass er seine andern Kinder besser behandle, und besonders, dass er denselben schönere Kleider gebe. Sie ist für die Sorgfalt, die man auf sie verwendet, erkenntlich. Der Anblick von Männern macht auf sie einen starken Eindruck; erlaubt man ihr, auf den Höfen des Hospitals herumzugehen, so geht sie den Arbeitern nach. Nie hat man sie an eine lange Arbeit gewöhnen können. Ihre Physiognomie drückt Freude aus, wenn sie neue Kleider bekommt, und sie beeilt sich, dieselben ihren Gefährtinnen und den Beamten des Hauses zu zeigen.

Die Blödsinnigen sind keiner Aufmerksamkeit fähig, ihre Empfindungen sind schwach und flüchtig, ihr Gedächtniss ist wenig thätig und wenig sicher; ihr Wille ist ohne Energie; sie können combiniren, vergleichen, aber sich nicht bis zu allgemeinen und abstrahirenden Bemerkungen erheben. Sie sind der Sprache nicht beraubt, und wenn Einige stumm sind, so drücken sie ihre Gedanken, ihre Wünsche, ihre Bedürfnisse sehr gut durch ihr Mienenspiel und ihre Geberden aus. Sie lernen lesen, schreiben, Musik, treiben mechanische Künste, aber was sie machen, ist unvollständig. Sie leben in ihrer Familie wie Fremde oder grosse Kinder. Wenn sie in dem, was sie thun, in dem Erfüllen der Gewohnheiten und der gesellschaftlichen Pflichten, in der Führung ihrer Geschäfte nicht geleitet werden, so sind sie ein Opfer ihrer Unfähigkeit, ihrer Unvorsichtigkeit. Da sie wenig Sensibilität besitzen, und doch reizbar sind, so verlieren sie ohne Bedauern ihre Verwandten und die Personen, von denen sie gepflegt werden. Dennoch sind Einige sehr erkenntlich, für Liebe oder Hass empfänglich; aber ihre Neigungen sind nicht von Dauer; sie suchen den Beischlaf oft mit Heftigkeit. Die Functionen des Lebens und der Ernährung gehen gut von statten. In diesem ersten Grade haben die Blödsinnigen Geschicklichkeit, Neigungen, welche mit der Schwäche ihrer Organisation, Sensibilität und Intelligenz im Widerspruch stehen.

Die Blödsinnigen sind nichts durch sich selbst, sie bringen nichts hervor, alle ihre Bewegungen werden durch fremde Eindrücke verursacht. Sie denken und handeln nur durch Andere; ihr Wille ist ohne Energie, sie wollen und wollen nicht, sie können weder einer Unterhaltung, noch weniger einer Erörterung folgen, und können keinen Entwurf ausführen. Sie nehmen die spasshaftesten Dinge für Ernst auf, und lachen bei den traurigsten Dingen. Interessirt sie etwas, so sind die Augen stier, aber sie sehen nicht; sie hören, aber verstehen nichts, obgleich sie thun, als hätten sie gehört und verstanden. Sie antworten richtig, aber man frage sie nicht viel, verlange keine Antworten von ihnen,

die zum Nachdenken zwingen, oder über das Gewöhnliche hinausgehen. Gewöhnlich sind sie sehr zufrieden mit sich, sie sprechen davon in einem sehr spasshaften, vergnügten Tone, oder wählen Ausdrücke, denen ihre Physiognomie nicht entspricht. Ihre Geberden sind bizarr nnd selten mit dem, was sie denken und sagen, in Harmonie. Ihr Anzug verräth sie eben so, wie ihre Haltung, die ohne Anstand und ohne bestimmten Zweck ist. Sie sind verschmitzt, boshaft, Lügner, zänkisch, zornig, aber dabei Hasenfüsse. Aufgeblasen von Anmassungen sind sie dennoch leicht zu führen und zu leiten, zu Fleiss und Arbeit unfähig; es sind Schmarotzerwesen, die ohne Nutzen für sich und ihre Nebenmenschen leben. Arbeiten sie, so muss man sie leiten, unaufhörlich antreiben, denn sie sind sehr faul. In den Hospitälern sind diese Blödsinnigen die Diener oder das Spielwerk aller Welt. Diese Varietät wird von den Schriftstellern ***Fatuitas*** genannt. Diese Blödsinnigen haben mit den Maniacis ohne Wuth durch die Beweglichkeit, die Veränderlichkeit der Ideen, der Gefühle, der Wünsche und Handlungen einige Aehnlichkeit, sind aber minder energisch.

Es giebt andere Blödsinnige, die nur eine geringe Zahl von Empfindungen und Ideen und wenig Gedächtniss haben. Ihre Sprache ist begrenzt, sie unterscheiden die Personen, mit denen sie leben, sie lieben ihre Verwandten, sind für die Pflege erkenntlich, die man ihnen angedeihen lässt. Sie sind zornig, diebisch, eigensinnig, zänkisch; das Sehen von Personen andern Geschlechts macht auf sie Eindruck und regt sie auf. Sie können auch einigermassen gebildet werden; man kann durch Sorgfalt den Theil der Sensibilität und Intelligenz, womit sie begabt sind, entwickeln, aber diese Bildung erstreckt sich nur auf die gebräuchlichsten Dinge des Lebens. Die Gewohnheit und Nachahmung haben einen grossen Einfluss auf ihre Ideen, Neigungen und Handlungen, und geben ihrer Lebensweise eine Art von Regelmässigkeit, die man mit Unrecht für die Wirkung der Vernunft halten könnte. Sie sorgen für ihre Bedürfnisse, können sich ankleiden, verschaffen sich ihre Nahrung, und können die gewöhnlichen Arbeiten im Innern des Hauses verrichten.

Endlich giebt es Blödsinnige, bei denen einige Fähigkeiten energischer, als die andern sind, bei denen die Intelligenz einer partiellen Entwickelung fähig ist. Diese Blödsinnigen sind nur zu gewissen Dingen geschickt, für die sie einen besondern Geschmack und grosse Neigung besitzen. Sie haben für Alles Intelligenz, was mit ihren Neigungen in Beziehung steht, und urtheilen sehr richtig darüber, zu allem Andern sind sie aber untauglich. Sie erlernen ein Handwerk, aber sie können nur dies; sie lernen lesen, aber können nicht schreiben, sie verstehen Musik, können

aber weder lesen, noch schreiben. Man nöthige sie nicht zum Nachdenken, zu Voraussetzungen, sie bringen nichts hervor, erfinden nichts, vervollkommnen nichts. So sind die partiellen Blödsinnigen.

Die jovialen Manieren, der Frohsinn, die stechenden Antworten, die schmerzhaften und zuweilen sehr treffenden Witze einiger Blödsinnigen haben ihnen Zutritt bei Grossen, ja sogar bei Königen verschafft, um sie bei ihrer Langenweile zu zerstreuen und ihnen Spass zu machen. An einigen Höfen gab es sogar die Charge eines Hofnarren. Alle, die diese Stellung einnahmen, waren zwar nicht blödsinnig, Einige geschickte Betrüger. War Triboulet ein geistreicher Blödsinniger, so waren Angely und Brusquet geschickte Intriguanten, die ihre Intelligenz dadurch zeigten, dass sie grosse Reichthümer zusammenscharrten.

Hofnarren zum Vergnügen der Grossen schreiben sich schon von sehr alten Zeiten her. Die Geschichte sagt, dass Lucius Junius Brutus so gut die Geisteskrankheit nachahmte, dass Aruns und Titus, Tarquin's Söhne, als sie nach Delphi geschickt wurden, um das Orakel zu befragen, den Brutus mit sich nahmen, um ihnen zum Zeitvertreib zu dienen. Dieser lächerliche Missbrauch hat sich beinahe bis auf unsere Tage fortgepflanzt; er war im Mittelalter so allgemein, dass ein Concilium zu Paris im Jahre 1212 den Bischöfen verbot, Narren um sich zu haben, die sie zum Lachen bringen sollten. Carl V., der Weise genannt, liess dem Bürgermeister und den Schöffen zu Troyes schreiben, sie möchten ihm einen Hofnarren schicken, weil Thevenin, der seinige, gestorben sei. Hatten die Grossen ihre Narren, so entschädigte sich das Volk dadurch, dass es in den verschiedenen Städten die sogenannten Narrenfeste feierte. Potemkin hatte Mossé zum Hofnarren, der, wie Ségur sagt, seinem Herrn die Wahrheit nicht verhehlte.

Die Blödsinnigen sind im Allgemeinen furchtsam und gehorsam. Missethäter missbrauchen nur zu oft diese Neigungen und bedienen sich dieser Unglücklichen, um Feuer anzulegen oder ein Verbrechen zu begehen, indem sie dieselben einschüchtern, oder sie durch eine Belohnung, die ihren Sinnen oder ihrem Appetit schmeichelt, locken.

Da die Blödsinnigen nicht aller Intelligenz beraubt sind, so haben sie Wünsche und Leidenschaften, die im Verhältniss zur Entwickelung ihrer Empfindungen und intellectuellen Fähigkeiten stehen. Sie haben mehr oder minder herrschende und zuweilen verkehrte Neigungen. Sie stehlen, um ihre Gefrässigkeit zu befriedigen, um sich Toilettengegenstände zu verschaffen, oder aus einem andern Motive. Wir haben Blödsinnige Brand stiften sehen. Zur Zeit der Pubertät entwickelt sich der Geschlechtstrieb, die

Blödsinnigen werden verliebt, sie überlassen sich der Onanie um so ungezügelter, da sie die Uebel nicht kennen, denen sie diese schreckliche Gewohnheit aussetzt. Die Männer suchen die Frauen auf; die Mädchen sind kokett, und man führt zuweilen Mädchen von 14—18 Jahren in die Hospitäler, die, zur Pubertät gelangt, den Männern nachlaufen, widerspenstig sind und die Stimme ihrer Verwandten verkennen. Wir hatten in der Salpetrière eine Blödsinnige, die sich für eine kleine Belohnung den groben Arbeiten im Hause unterzog; es geschah mehrere Male, dass, wenn sie einige Groschen verdient hatte, sie diese einem Arbeiter hintrug, sich seiner Rohheit überliess, und als sie schwanger war, nicht mehr zu ihm zurückkehrte. Die folgende Beobachtung beweist, dass nicht alle Blödsinnigen der psychischen Sensibilität beraubt sind, und dass sie melancholisch werden können.

Ein Mädchen, Nameus V., von hohem Wuchse, das braune Haare, blaue Augen, ein geröthetes Gesicht, eine stiere Physiognomie hatte, kam am 27sten Mai 1811 in die Salpetrière. Diese Person war damals 22 Jahr alt. Seit ihrer frühesten Kindheit bemerkte man, dass die Entwickelung der Intelligenz mit der der Organe nicht gleichen Schritt hielt. Sie lernte nicht deutlich sprechen, noch sonst etwas anders. Im 14ten Jahre erschien die Menstruation; V. wuchs sehr stark, sie litt an Convulsionen, besonders zur Zeit der Menstruation, obgleich diese sehr reichlich war. Bei ihrer Aufnahme ins Hospital sah sie äusserlich ganz gesund aus, konnte aber nicht auf die einfachsten, gewöhnlichsten Fragen antworten, doch strengte sie sich an und machte Zeichen, dass sie verstehe, und stiess ein Geschrei aus, das zuweilen eine Viertelstunde dauerte. Sie ass und schlief viel, zuweilen gingen die Ausleerungen unwillkürlich von statten; sie konnte sich nicht ankleiden, aber sie legte nichts an einen unrechten Ort; dabei war sie sanft und gehorsam. Aus der Bewegung um sie her schloss sie, dass es Zeit zum Aufstehen, zum Schlafengehen und zum Essen sei. Sie fand ihr Zimmer sehr gut, wenn sie von Spaziergängen zurückkam. Mit einem Worte, sie hatte Intelligenz für die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens, aber auch nicht mehr. Nie war sie zornig, fühlte aber manchmal Langeweile. Im Juli 1812 wurde V. von einer ihrer Gefährtinnen geschlagen, worüber sie sich so härmte, dass sie weder essen, noch Wasser trinken wollte. Sie magerte sehr ab, es bildeten sich scorbutische Flecke, sie wurde schwächer, im September bettlägerig und brach Blut aus. Sie verweigerte, irgend ein Arznei- und Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, wurde von einem schleichenden Fieber befallen und starb am 31. Octbr. 1812.

Bei der am 1. Novbr. vorgenommenen Leichenöffnung fand ich den Schädel voluminös und dick, die Stirn sehr hervorsprin-

gend, der Gesichtswinkel hatte mehr als 70 Grad, die Medianlinie der Gehirnhöhle war gekrümmt, die Dura mater adhärirte sehr an die Hirnschale, die innere Seite der Arachnoidea war mit einer Pseudomembrane bedeckt, die der Blutfaser glich; in der leicht injicirten Höhle der Arachnoidea war eine seröse Ergiessung. Das Gehirn fand ich sehr dicht, die graue Substanz entfärbt, die weisse Substanz injicirt. Die Membrane, welche die Seitenventrikel bekleidet, adhärirte an mehreren Stellen. Es befanden sich seröse Bälge in dem Gewebe der Plexus chorideus; die Pedunculi des kleinen Gehirns ganz nahe an dem ringförmigen Fortsatz waren desorganisirt; ihre Substanz war hier in der Breite von 2—3 Linien, und in der Tiefe von 6—7 Linien grau. Die Glandula pinealis schien knorplicht; das kleine Gehirn war dicht. Das Peritonaeum war besonders in der Beckenhöhle mit kleinen schwarzen Punkten besäet. Das Colon ascendens und das Coecum waren äusserlich röthlich, während ihre Schleimmembrane eine bräunliche Farbe hatte. Die Gallenblase enthielt dicke, körnige und sehr braune Galle. Das Jungfernhäutchen schloss den Eingang der Vagina; die Eierstöcke waren sehr injicirt.

Die Blödsinnigen haben also Sensibilität, einige Intelligenz und Erinnerung; sie verstehen, was man ihnen sagt, besitzen Sprache, und sind sie stumm, so drücken sie sich durch Zeichen aus. Sie sind einer gewissen Erziehung fähig, haben Neigungen. Aber sich selbst überlassen, verschlimmern sie sich leicht, ernähren sich schlecht, schützen sich nicht vor der Witterung, sind unreinlich, weichen vom Regimen ab, die Gesundheit ändert sich dann, und das Wenige von Intelligenz, womit sie begabt waren, wird schwächer, und es kommt vor, dass ein ins Hospital gebrachter Blödsinniger nach einigen Jahren alle Kennzeichen eines Idioten zeigt. —

Zweite Art. *Idiotie (Idiotie).* — Hier sind wir zu den niedrigsten Stufen der menschlichen Intelligenz gelangt. Hier sind beinahe keine intellectuellen und psychischen Fähigkeiten vorhanden, nicht etwa dass sie zerstört worden wären, nein, sie haben sich nie entwickeln können. Bei den Idioten steht der Mangel an Intelligenz und Sensibilität häufig mit den Fehlern der Organisation in Beziehung. Es sind nur Spuren von Intelligenz da, und der Instinct beherrscht die Fähigkeiten, ja sogar die Sprache fehlt. Ausnahmsweise findet man diese oder jene Fähigkeit entwickelt, und ein natürliches Geschick zu gewissen Dingen.

Queneau kam 1781, zehn Jahr alt, in die Salpetrière. Sie hatte eine gute Constitution, war mittelmässig korpulent, und das Gesicht mehr entwickelt, als die Hirnschale. Der Scheitel des Kopfs war deprimirt, der Hinterkopf klein, die Stirn platt. Folgende Messungen wurden, als sie noch lebte, gemacht:

Umfang .	0,510
Von der Nasenwurzel bis zum Hinterkopfe .	0,288
Durchmesser von vorn nach hinten	0,176
- von einer Schläfe zur andern .	0,143
Summa	1,117

Sie hat eine dumme Physiognomie, die ziemlich gut die Neigung ausdrückt, die sie zum Betteln hatte. Sie ist beständig der Luft ausgesetzt, das Wetter mag sein wie es wolle; sie hält Jedem die Hand hin, um einige Münzen zu erhalten, für die sie sich Nahrungsmittel kauft, denn sie isst stark. Man muss sie ankleiden; versucht sie zu sprechen, dann lässt sie ein rauhes Geschrei oder ein betontes und stossweises Grunzen von sich hören, das sie wiederholt, bis man sie verstanden hat. Sie unterscheidet an den Geberden, was man sagen will, wenn man sich nur nicht zu sehr von den gewöhnlichsten Lebensbedürfnissen entfernt. Sie ist gegen das Mädchen, von dem sie bedient wird, erkenntlich, eben so auch gegen die Personen, welche ihr Geld oder etwas zu essen geben. Sie drückt ihre Dankbarkeit dadurch aus, dass sie ihnen die Finger küsst, und die Augen zum Himmel erhebt. Sie versteht, wenn man leise oder laut mit ihr spricht. Gewöhnlich sanft wird sie zornig, wenn sie ihre Fressbegierde nicht befriedigen kann. Sie zerreisst dann ihre Kleider, ausgenommen das Hemde, das sie aus Scham behält, und bedeckt den Busen mit den Händen. Sie hat nie etwas lernen können.

Diese Blödsinnige ist dennoch musikalisch. Sieht sie tanzen, so springt sie nach dem Tact, hört sie singen, so wiederholt sie mit rauher Stimme nicht die Worte, wohl aber die Melodie, deren sie eine grosse Anzahl weiss. Ein Eleve der Salpetriere spielt die Geige, Quéneau folgt mit einer neugierigen Aufmerksamkeit der Musik, sie sucht, woher sie wohl komme, und nähert sich nach und nach dem Musikus. Guerry improvisirt eine Melodie, Quéneau folgt ihr, behält und wiederholt sie auf Verlangen. Guerry beginnt eine Arie, Quéneau folgt ihr bis ans Ende. Després, ebenfalls ein Eleve des Hospitals, singt eine complicirte Arie, Quéneau verdoppelt ihre Aufmerksamkeit, richtet ihre Augen auf den Eleven, contrahirt ihre Züge, und es gelingt ihr, mit dem Sänger sich in Einklang zu setzen. Früchte, die sie sehr liebt, werden so hingestellt, dass sie dieselben erlangen kann; sie drückt durch ihre Blicke und Geberden das Verlangen sie zu nehmen aus, aber in dem Augenblick, wo sie sich ihrer bemächtigen will, schlägt Després den Tact und singt. Sogleich schlägt Quéneau den Tact, lässt die Früchte liegen, die sie alsbald mit Begierde ergreift, als der Gesang aufhörte. Blässt man die Flöte, so ist Quéneau ganz Ohr, und wiederholt die vorgeblasenen Melodien.

Litz, von Leuret aufgefordert, stellte in Gegenwart Mitivié's in dem Cabinette Pariset's, welcher Arzt in der Abtheilung der Geisteskranken in der Salpetrière ist, folgende Beobachtungen mit ihr an.*) Litz improvisirt mehrere Melodien, Quéneau fasst sie auf, da sie aber einige Schwierigkeit sie zu wiederholen findet, weil ihre Stimme sich nicht zu der Höhe erheben kann, wie die des Sängers, so drücken die Züge dieses Mädchens Anstrengung und Aerger aus. Litz spielt Fortepiano, Quéneau hat die Augen unbeweglich auf die Finger des Spielenden gerichtet, oder sie geräth in eine Art von convulsivischer Bewegung, quält sich ab, beisst sich in die Hände, stampft mit dem Fusse, hebt die Augen gen Himmel, und strengt sich an, um gleiche Töne hervorzubringen. Der Uebergang von den tiefen zu den hohen Tönen bringt eine plötzliche Contraction aller Muskeln Quéneau's hervor, gleichsam als hätte sie ein electrischer Schlag berührt. Dieses letzte Experiment wurde mehr als zwanzigmal wiederholt, und verursachte immer dieselbe Wirkung. Leuret zieht die Quéneau aus dem Cabinet, und zeigt ihr Aprikosen. Alsbald fängt Litz an Fortepiano zu spielen. Quéneau kehrt sich hastig um, richtet ihren Blick so lange fest auf den Spieler, als sie die Musik hört, und geht dann zu den Aprikosen hin, als die Musik aufhörte. Ungeachtet dieser besonderen musikalischen Fassungskraft zeigt der Schädel Quéneau's nicht die Erhabenheit, welche Gall für das Zeichen des Musikorgans angegeben hat.

Am 15ten Januar 1837 starb Quéneau, 66 Jahr alt, an einer acuten Pneumonie. Bei der durch Mitivié gemachten Leichenöffnung fand er den Schädel Quéneau's etwas dicker auf der linken Seite; die Medianlinie wich nach der rechten Seite ab, die Pia mater war leicht infiltrirt, das etwas weiche Gehirn zeigte keine merkliche Verletzung Die Lunge bot die characteristischen Veränderungen der Krankheit dar, an welcher diese Idiotin gestorben war.

G. kam, 19 Jahre alt, im Jahre 1813 nach der Salpetrière; ihr Wuchs ist klein, und ihre Korpulenz mittelmässig. Ihr Kopf ist sehr voluminös, unregelmässig geformt, die Stirn sehr hoch, sehr breit, sehr gewölbt, die Stirnbeulen sind sehr hervorspringend, besonders die linke. Sie hat blonde Haare, kleine, braune Augen, die unter den Augenbraunen versteckt sind. Der Blick ist schielend, der Mund gross, die Zähne sind weiss, die Gesichtsfarbe ist braun und verbrannt, die Physiognomie ist convulsivisch, und drückt gewöhnlich Milde und Freude aus.

*) Leuret hat eine detaillirte Erzählung dieser Beobachtung, so wie die phrenologische Geschichte Quéneau's in der *Gazette médicale* mitgetheilt.

Folgende Messungen wurden am Kopfe der Lebenden vorgenommen:

Umfang .	0,524
Von der Nasenwurzel bis zum Hinterkopfe	0,328
Durchmesser von vorn nach hinten	0,185
- von einer Schläfe zur andern .	0,150
Summa	1,187

G. ist gefrässig, ohne einen Unterschied in den Speisen zu machen; sie stösst diese mit den Fingern nach, wenn sie sich im Munde anhäufen; sie kann sich diese auch nicht zu den bestimmten Stunden holen. Die Excremente gehen unwillkürlich fort, die Menstruation ist reichlich und regelmässig. G. geht wenig, alle ihre Bewegungen sind convulsivisch, sie zieht die linke Seite des Körpers nach sich, und kann nur mühsam den linken Arm gebrauchen. Man muss sie, wie ein Kind, ankleiden, wenn sie aufsteht, und sie auch zu Bette bringen. Unempfindlich gegen die Witterung, schützt sie sich weder vor Kälte, noch Regen. Sie erkennt das Mädchen, von dem sie bedient wird, küsst es oft, drückt ihm ihre Freude und Dankbarkeit aus, indem sie ihm lächelnd die Hand küsst, und mit dem Kopf schüttelt. Sie hat einen sehr sanften und guten Character. Entsteht Streit, so benachrichtigt sie das Dienstmädchen davon. Sie ist gehorsam, dennoch aber sehr eigensinnig. Beim Ankleiden bedeckt sie den Busen sorgfältig; thut man, als wolle man ihr die Kleider aufheben, so entfernt sie die indiscreten Hände; dennoch erröthet sie deshalb nicht. Sie hat also kein Schamgefühl, sondern die Zeichen von Scham, die sie giebt, rühren nur von der Gewohnheit seit ihrer Kindheit her. Diese Idiotin spricht nur die folgenden Silben: Pa-pa, Ma-ma, die sie bei jeder Gelegenheit wiederholt, entweder um Zorn, oder Freude auszudrücken. Sie trägt in der rechten Hand beständig in Form einer Puppe zusammengerollte Lappen, und um ihren Kummer, oder ihre Zufriedenheit auszudrücken, bringt sie diese Lappen heftig und mehrere Male hintereinander an die rechte Schläfe. Sie hat eine Strophe einer Volksmelodie behalten, die sie mehrere Male hintereinander mit einem Ausdruck von Zufriedenheit singt.

Der Zustand dieser Idiotin blieb lange derselbe, aber seit vier Jahren macht sie einige kleine intellectuelle Fortschritte. Sie holt sich die Nahrungsmittel, fordert dieselben, wenn man sie vergisst, und wirft die weg, die ihr nicht gefallen. Die Excremente gehen jetzt nur des Nachts unwillkürlich fort; bei Tage geht sie auf den Nachtstuhl. Sie articulirt, aber schlecht, einige Worte, deren sie sich bei Gelegenheit bedient, um ihre Wünsche auszudrücken. Sie strengt sich an das, was sie hört, zu wiederholen, ohne

damit zu Stande kommen zu können. Sie macht viele Grimassen, und scheint daran Ideen zu knüpfen, die sie auf keine andere Weise ausdrücken kann. Ihr Gesicht ist durch die Falten merkwürdig, die bei einem so geringen Alter darauf eingegraben sind. So rasch altern die Idioten.

V. ist von einer Mutter geboren, die während ihrer Schwangerschaft in einem Zustande von Stupor war. Ungeachtet der Pflege, die man dem Kinde angedeihen liess, war dasselbe doch schwach, und sprach im 6ten Jahre eines Tages, als es spielte, plötzlich zum ersten und letzten Male das Wort Papa aus. Im 7ten Jahre litt V. an einem gefährlichen hitzigen Fieber, dies verhinderte jedoch die Entwickelung der Organe nicht, doch folgte darauf eine grosse Störung der intellectuellen Fähigkeiten, die ihre schon so schwache und verspätete Entwickelung aufhielt. Seit der Zeit wird V. reizbar, heftig; er zerreisst, zerschlägt, haut, speit die Personen an, die sich ihm nahen, stösst Tag und Nacht ein durchdringendes Klagegeschrei aus. Er erschrickt leicht; ein Geräusch, das Sehen von Thieren u. s. w. setzt ihn in Furcht. Da ihn Jemand ein Schwein nannte, so behält er dies Wort, wiederholt es oft, und wendet es noch bei Gelegenheit an.

Im 10ten Jahre wird V. in das Taubstummeninstitut nach Paris gebracht, ohne dass sich hier die Resultate für die Entwickelung seiner Intelligenz günstiger zeigten. Später kommt er in eine Krankenanstalt, und endlich nimmt ihn eine Dame zu sich, die auf dem Lande wohnt und die grösste Sorgfalt auf dieses unglückliche Kind verwendet.

V. ist 17 Jahr alt. Die Wirbelsäule ist in der Rückengegend etwas gekrümmt. Der Scheitel des Kopfs ist ein wenig deprimirt; er hat starkes, hartes, sich sträubendes, dunkelbraunes Haar, blaue Augen; der Blick ist sanft, der Mund breit, die Unterlippe dick. Der gewöhnlich convulsivischen Physiognomie fehlt es nicht an Ausdruck, zuweilen ist sie traurig und schmerzlich. Das Gesicht ist gerunzelt. Die Messungen am lebenden Kopfe geben folgende Dimensionen:

Umfang	0,547
Von der Nasenwurzel bis zum Hinterkopfe	0,330
Durchmesser von vorn nach hinten	0,180
- von einer Schläfe zur andern	0,155
Summa	1,212

Die Gliedmassen V's. sind gut entwickelt, die Haut ist weiss; er hat nur zuweilen Furunkeln an verschiedenen Theilen und Aphthen im Munde, wodurch er viel zu leiden scheint. Sein Appetit ist mittelmässig, er zieht Gemüse dem Fleisch vor, er liebt es, dass man ihm reinlich bediene, obgleich er selbt wenig

reinlich ist; denn während des Essens spuckt er ohne Unterlass um sich, selbst auf sein Couvert. Setzt man ihm eine neue Speise hin, so zeigt er mit den Fingern nach dem Munde, um deutlich zu machen, dass man ihn davon kosten lassen solle; er kostet, und stösst die Speise zurück, wenn sie ihm nicht schmeckt; findet aber das Gegentheil statt, dann bezeugt er eine grosse Ungeduld, davon zu essen. Der Schlaf wird häufig durch Geschrei unterbrochen, und dauert kaum 1—3 Stunden. Dieser junge Mann hat nie lesen, schreiben oder rechnen lernen können. Nichts desto weniger zeigt er einige intellectuelle Fähigkeiten. V. erkennt sehr gut die Personen und Orte. Er combinirt einige Ideen, spricht nicht, aber articulirt auf seine Weise gewisse Töne, woraus er Worte bildet, an die er Ideen knüpft. So sagt er Pa pa paa, Ma ma maa; er richtet diese Sylben an die Dame, welche ihn pflegt. Er sagt auch bo bo jour, mé mé, indem er die Hand derer nimmt, die ihn anreden und die er kennt. Er ist ausserordentlich beweglich, und seine Glieder zittern convulsivisch. Er übt immer Schabernack aus, speit die Personen an, kneift, schlägt, stösst sie mit dem Fuss, stösst sie um u. s. w. und lacht hinterher. Will er an Jemandem seine Bosheit ausüben, dann nimmt er einen süssen und schmeichelnden Ton an, damit man sich ihm nähern solle. Geht er auf dem Felde spazieren, so nähert er sich den Personen, die ihm begegnen, speit sie an, läuft fort, lacht und schreit hi, hi, hi. Kommt er vom Spaziergange nach Hause, so beeilt er seine Schritte, um zuerst anzukommen; dann verbirgt er sich, um den Leuten im Hause einen Possen zu spielen. Jeder Gegenstand, jede Person, die er noch nicht gesehen hat, beschäftigt ihn. Kommt ein Fremder in das Haus, das er bewohnt, dann schreit er, bewegt sich heftig hin und her, bis einer von seinen Tischgenossen den Fremden erkannt hat. Ehe er von einem Orte zum andern geht, sieht er sich aufmerksam um, gleichsam als wolle er sich durch diese Untersuchung sicher stellen.

V. fühlt das Gute, das ihm widerfährt, und wird über schlechte Behandlung aufgebracht. Er ist sanft, misstrauisch, furchtsam; wird ihm widersprochen, dann bringt er seine Klagen vor die Dame, die ihn pflegt, indem er die Silben Ma ma maa wiederholt. Eines Tages wird er von einem Dienstmädchen auf den Arm geschlagen; er ist darüber den ganzen Tag aufgebracht, schreit alle Augenblicke Ma ma ma, und zeigt bald den geschlagenen Arm, bald auf das Mädchen, und beruhigt sich nicht eher, als bis dieses darüber betrübt zu sein schien. Hört er einen Wagen, so sagt er brrr, indem er ohne Zweifel dadurch das Geräusch der Räder nachahmen will. V. hat ein einziges Mal den Namen seines Vaters ausgesprochen, den er seit langer Zeit nicht gesehen hat; früher hatte er vor Thieren Furcht, jetzt fürchtet

er sie nicht mehr, er liebkost die Pferde, und spielt mit dem Stubenhund. Er ist immer in Bewegung und zum Zerreissen geneigt, obgleich er den Schmerz fürchtet. Besonders seit einem Jahre reisst er sich die Lippen auf, stösst den Kopf gegen die Wände und gegen die Möbel, und schlägt sich mit der Faust in die Augen. Er wäre zur Onanie geneigt, wenn er nicht so bewacht würde, und er sucht Männer und Frauen zu betasten. Oft ist man genöthigt, die Zwangsjacke anzuwenden, um den übeln Folgen vorzubeugen, denen der fortwährende Antrieb, sich zu schlagen, ihn aussetzt.

v. G. ist ein anderer Idiot von 36 Jahren, der am 6sten August 1826 nach Charenton kam. Als seine Mutter schwanger war, erlitt sie eine heftige psychische Affection. Sein Wuchs geht etwas über das Mittelmässige, und eben so ist es mit der Wohlbeleibtheit. Sein Kopf ist schön geformt, seine Haare sind braun, seine Augen grau. Seine Stirn ist breit, hoch und offen. Seine Physiognomie ist sanft, dennoch aber ausdrucksvoller, als seine wenige Intelligenz es zuzulassen scheint.

Der grosse Umfang	0,570
Die Krümmung von vorn nach hinten . . .	0,353
- - in der Queere	0,340
Durchmesser von vorn nach hinten	0,400
- in der Queere	0,165
Summa	1,628

Die Gliedmassen sind gut geformt, der Kopf senkt sich gewöhnlich gegen die Erde. Der Rumpf ist etwas nach vorn gekrümmt, die Vorderarme sind gebogen, die Finger beständig zusammengedrückt, nur der Daumen an der linken Hand ist ausgestreckt. Die Hände sind, auf diese Weise geschlossen, in die Höhe gehoben, und bewegen sich gleichsam convulsivisch. Geht G. spazieren, so nähert er sich den Wänden oder den Bäumen, um seine Kleider daran zu reiben. Steigt er eine Treppe herab, oder geht er auf sich senkendem Boden, dann geht er langsam, sucht sich zu stützen, trägt den Rumpf nach hinten und wirft die Arme nach vorn. Die Bewegung seiner Finger und seiner Arme, das Wiegen des Kopfes und des Rumpfes von vorn nach hinten geben seinem Ansehen ganz etwas Eigenthümliches.

Die Gesundheit des G. ist gut, die Functionen der Lebensernährung gehen gut von statten, sein Appetit ist vortrefflich. G. bedient sich seines Löffels, um Suppe zu essen, ist aber das Brot und die andern Nahrungsmittel nicht klein geschnitten, dann wird er ungeduldig, dreht sich rund um und nimmt die Speisen mit den Fingern, legt sie wieder auf den Teller, nimmt sie wieder, bringt sie in den Mund, und wirft sie, nach vergeblichen Ver-

suchen sie zu zermalmen, auf die Erde. Sind die Speisen klein geschnitten, dann isst er sie mit dem Löffel, da er sich der Gabel nicht zu bedienen weiss.

Man hat viel Mühe gehabt, G. daran zu gewöhnen, eine Mütze, Stiefel und Handschuhe zu tragen. Vor einigen Jahren verwundete er sich am Finger, als er seine Toilette machte; seit der Zeit verbirgt er die Hände, wenn man sie anfassen will. Man muss ihm die Handschuhe ans Handgelenk befestigen; dann ist er traurig, besieht die Hände, und macht grosse Anstrengungen, um sich von dieser Bekleidung zu befreien. Ein grosser Aerger für ihn ist es, wenn man ihm die Nägel abschneiden und die Füsse waschen lässt. Will er seine Nothdurft verrichten, dann nähert er sich dem Bedienten oder jedem Andern (nie aber Kranken), fordert ihn durch Zeichen zum Beistande auf, und begiebt sich mit ihnen auf den Nachtstuhl. Hat er keinen Bedienten bei der Hand, so geht er allein hin; da er sich aber nicht allein aufknöpfen kann, so beschmutzt er sich; dann wagt er es nicht, von hier fortzugehen, ehe nicht Jemand ihn gereinigt hat und ihn holt. Des Nachts verlässt er das Bett, beschmutzt die Mitte des Zimmers, und legt sich wieder nieder. G. schläft gut; er legt sich zu bestimmten Stunden nieder, und steht zur bestimmten Zeit auf. Ist die Stunde zum Aufstehen da, dann benachrichtigt er seinen Bedienten durch Zähneklappeln davon. Lässt ihn der Bediente warten, so springt er aus dem Bette, und geht im Hemde spazieren; will man ihn im Bette zurückhalten, dann wird er ungeduldig. Hat er sich niedergelegt, dann nimmt er das Kopfkissen in die Arme, breitet es über den Bauch aus, lacht mehrere Male laut auf, und schläft ein.

G. hat nie lesen, schreiben, noch die geringste Silbe aussprechen können, obgleich er nicht taub ist. Er unterscheidet die Dinge und die Personen, mit denen er täglich in Berührung kommt. Er erkennt sehr gut seinen Bedienten und die Personen, welche Antheil an ihm nehmen; er sucht sie auf, lächelt sie an, während er die Andern flieht, und traurig wird, wenn sie sich ihm nahen. Er ist sehr folgsam der Geberden und der Stimme seines Bedienten, dem er knechtisch gehorcht.

Bis zum 21sten Jahre sang G. unaufhörlich, ohne dabei eine Silbe zu articuliren; seit dieser Zeit hat er nach einem acuten Rheumatismus zu singen aufgehört. Nichts desto weniger macht die Musik auf ihn einen tiefen Eindruck, und regt ihn sehr auf. Die Aufregung ist um so stärker, je zahlreicher und lärmender die Instrumente sind. Bei dem Tone einer Flöte schien er kaum etwas zu empfinden. Hört er aber eine lärmende Musik, dann lacht er laut, tanzt, oder springt beinahe nach dem Takte. Seit der Pubertät üben die Frauen einen merklichen Eindruck auf ihn

aus, der aber geringer ist, als der der Musik. Als ihn eines Tages eine Dame küsste, um ihn zu necken, vermehrte sich seine Freude und Aufregung nicht, obgleich seine Physiognomie Zufriedenheit ausdrückte.

G. treibt Onanie. Er enthält sich dieses Lasters am Tage, weil er bewacht wird; ist er aber im Bette, und lässt man ihn allein, so überlässt er sich dieser traurigen Neigung, hört aber sogleich damit auf, wenn man ihn aufmerksam macht, oder wenn er bemerkt, dass man auf ihn Achtung giebt. Man hat bemerkt, dass wenn man ihn im Bett bloss liegen liess, er sich der Onanie enthielt. Bewirkte dies etwa die Furcht oder die Schaam? Dieses Laster ist nicht seine einzige Neigung. Er stiehlt den Kranken den Wein, und versteckt ihn sorgfältig vor diesen und den Wärtern.

E., 23 Jahr alt, ist von kleiner, aber dicker und untersetzter Statur. Die Stirn erhebt sich in einem rechten Winkel. Die Schläfegegend ist hervorragend. Das reichliche braune Haar ist hart; die kleinen braunen Augen sind schielend und beinahe immer in einer convulsivischen Bewegung, die sie nach oben richtet. Die Physiognomie ist sanft und wenig ausdrucksvoll. Die Arme sind kurz, wenig biegsam, und bewegen sich convulsivisch. E. kann die Hände nicht willkürlich öffnen; die Finger sind beinahe immer gekrümmt, wie contrahirt, sie strecken sich nur einzeln, langsam und mit Anstrengung aus; am gewöhnlichsten bleibt der Zeigefinger ausgedehnt. Der Kopf erhebt sich abgerundet gegen den Scheitel und flacht sich von vorn nach hinten zu ab.

Umfang des Kopfes	0,508
Von der Nasenwurzel bis zum Hinterhaupt	0,300
Durchmesser von vorn nach hinten	0,155
- von einer Schläfe zur andern.	0,161
Summa	1,124

E. ernährt sich gut, obgleich sie wenig isst, die Entleerungen gehen leicht von statten, und die Menstruation ist regelmässig. Der Gang ist mühsam, wankend, unsicher, auch bleibt sie gewöhnlich in sitzender Stellung. E. hat nur flüchtige Empfindungen, wenig Gedächtniss, sie erkennt die Personen, welche sie gewöhnlich sieht, sie kann bis 20 und darüber zählen; frägt man sie nach einer Zahl, dann zeigt sie so viel Finger, als Einheiten in der gefragten Zahl enthalten sind. Sie kennt den Werth einiger Münzen, unterscheidet die sie zunächst angehenden Geräthschaften, liebt Blumen und Früchte. Sie spricht nicht, aber sie versteht, und holt den Gegenstand, den man ihr nennt. Nie hat sie sprechen lernen können; sie drückt ihre Gedanken und Neigungen durch zwei Laute aus, der erste ist verlängert *hihihii*, den andern, *hehehee*, bringt sie durch Be-

schleunigung der Respiration hervor, und modulirt ihn verschieden nach dem, was sie ausdrücken will.

Sie ist sehr gutmüthig und liebreich; sie bindet sich an die Personen, mit denen sie lebt, und die sie pflegen. Sie kam aus dem Waisenhause mit einer andern Blödsinnigen, gefällt sich mit ihr, theilt ihre Nahrungsmittel und Alles, was man ihr giebt, mit derselben. Begeht eine ihrer Gefährtinnen eine Handlung, die Veranlassung zu Untersuchungen giebt, so bringt E. auf die richtige Fährte. Sie ist furchtsam, sehr schamhaft, und immer decent gekleidet. Sie bezeigt ihre Zuneigung nach Art einiger Thiere, indem sie sich den Personen nähert, sich an sie reibt, und viele Geberden dabei macht.

Aba ist ein Idiot zu Bicêtre von ungefähr 30 Jahren. Er ist ziemlich gross, seine Gliedmassen sind gut geformt, sein Kopf ist gross genug, aber nach hinten zu abgeplattet. Die Stirn ist niedrig, die Nase dick und platt, der Mund gross, und die Physiognomie ungewiss und ohne Ausdruck. Zuweilen scheint Aba nachzudenken, manchmal drückt seine Physiognomie ein leichtes Lächeln, einen Schein von Bosheit, besonders wenn er Fremde sieht, aus. Das Maass seines Kopfes beträgt:

Umfang .	0,533
Durchmesser von vorn nach hinten	0,183
– von einer Schläfe zur andern.	0,155
Von der Nasenwurzel bis zum Hinterkopf .	0,320
Summa	1,191

Die physische Gesundheit Aba's ist gut, seine Bewegungen sind frei, er isst langsam, und hält oft inne, indem er die Stellung eines nachdenkenden, fürchtenden, erschreckten oder neugierigen Menschen annimmt; aber dies geht bald vorüber. Er beschmutzt sein Bett.

Die Sensibilität und die Intelligenz dieses Idioten sind, so zu sagen, im Entstehen zurückgeblieben. Die Empfindungen sind leicht und flüchtig. Die Aufmerksamkeit ist sehr schwach, und erstreckt sich nur auf eine geringe Anzahl von Gegenständen; das Gedächtniss ist beinahe gar nicht vorhanden. Aba versteht mehrere Dinge, die man ihm sagt; zuweilen macht er ein geringes Geräusch, indem er die Zähne an einander reibt, woran er Gefallen zu finden scheint. Er kennt den Wärter, der ihn pflegt; er spricht nicht, und wiederholt bei jeder Gelegenheit nur die Silben b a b a b a. Er hat einige Gewohnheiten angenommen; er kleidet sich an, holt seine Nahrungsmittel, geht auch bei Seite, um seine Nothdurft zu verrichten. Ich gab ihm, sagt Leuret, der mir diese Beobachtung mittheilte, eine Münze; er nahm sie lächelnd, besah sie, drehte sie um, wiederholte dies, brachte sie an

den Mund, und gab mir sie wieder. Ich zeige ihm Aepfel, er nimmt sie, bezeigt seine Freude daran; er benagt einen anfangs rund herum, und isst ihn dann bis auf die Kerne. Ich halte die Hand hin, damit er mir etwas davon gebe; er versteht mich, zeigt mir den Apfel, den er isst, aber ohne ihn loszulassen. Ich beginne dies von Neuem, und er hält mir ein Stück Apfel hin, zieht es aber lachend schnell zurück. Ein Wärter nimmt einen seiner Aepfel, und verlässt das Zimmer, in dem wir waren. Aba verfolgt den Schliesser mit den Augen, und als er ihn aus dem Gesicht verloren, scheint er nicht mehr an ihn zu denken. Der Schliesser kommt nach einigen Minuten zurück, und Aba hält ihm die Hand hin, um seinen Apfel wieder zu erhalten.

Aba treibt Onanie und ist diebisch. Er stiehlt sogar mit Kunstfertigkeit, besonders Nahrungsmittel, wenn er dazu kommen kann. Dieses Laster besitzt er in einem sehr hohen Grade. Er hatte eines Tages einem seiner Gefährten Nahrungsmittel gestohlen, der, um sich dafür zu rächen, ihn mit dem Kopf in einen Eimer kalten Wassers tauchen wollte. Indem sie mit einander rangen, fiel Aba, und brach sich den Arm. Während der Anstrengungen, denselben einzubringen, bezeigte Aba keinen Schmerz, und schien sogar dabei zu lächeln. Litt er wohl? Oft zeigte er den kranken Arm, während er einen Verband trug; einige Zeit darauf zeigte er ihn wieder, als der Verband abgenommen worden war.

Matteau kam in einem Alter von 10 Jahren im Mai 1836 in die Salpetrière. Sie ist rhachitisch und epileptisch. Ihr Vater war krummbeinig, und ihre Mutter hat vor und nach der Geburt M's. gesunde Kinder zur Welt gebracht. Ihre Haare sind hellbraun, die Augen blau, die Augenbraunen blond, ihr Blick ist stier und ohne Ausdruck, ihre Augenlieder sind gewöhnlich in Bewegung, zuweilen geschlossen, als wenn sie schliefe. Die Stirn ist kurz, die Nase aufgeworfen und abgerundet. Die Unterlippe ist dick und herabhängend, die Physiognomie gewöhnlich dumm, und belebt nur, um Schmerz auszudrücken.

Die Messung des Kopfes betrug:

Umfang .	0,486
Von der Nasenwurzel bis zum Hinterhaupt	0,270
Durchmesser von vorn nach hinten	0,174
- von einer Schläfe zur andern .	0,119
Summa	1,049

Man bemerkt bei dieser Idiotin eine Abweichung des Rückgraths auf die linke Seite, ein Geschwür mitten auf dem Rücken, und eine grosse Narbe, die einen grossen Theil der hintern linken Seite des Rumpfes, des Halses, der Brust und den hintern und obern Theil des linken Schenkels einnimmt. Das Geschwür und

die Narben sind die Folge eines Falles ins Feuer während eines Anfalls von Epilepsie, an welcher M. seit dem 7ten Jahre leidet. Sie litt, als sie anderthalb Jahr alt war, an Convulsionen, wodurch die physische und intellectuelle Entwickelung ins Stocken gerieth.

Bei ihrer Ankunft im Hospital weigerte sich M. irgend ein Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, sie liess drei Tage hindurch weder Urin, noch ging sie zu Stuhle, dann stellten sich confluirende Pocken ein. Der Verlauf und das Ende dieser letztern Krankheit waren regelmässig. Seit der Zeit hatte sie alle Tage epileptische Anfälle, und zuweilen 5—6 Mal in 24 Stunden.

M. ist gewöhnlich unbeweglich, der Kopf hängt auf die rechte Seite oder auf die Brust, die Stirn ist auf die Kniee gelegt. Einer ihrer Arme hängt herab, die Hand ist stark nach dem Vorderarm gekrümmt und die Finger sind geschlossen. Die andere Hand hat sie am häufigsten im Munde; die Lippen bewegen sich fortwährend, indem sie entweder an der Hand, oder an dem Arme des Stuhles saugt, auf dem sie sitzt. Lässt man M. stehen, so schwankt sie, und nach einigen Oscillationen setzt sie sich schwerfällig auf die Erde. Dennoch aber kommt es vor, dass sie ihren Stuhl verlässt, und einige Schritte geht.

Berührt man sie, so stösst sie ein durchdringendes Geschrei aus, indem sie den Mund weit öffnet, und die Augenbraunen runzelt. Sie schreit oft des Nachts. Da sie Geräusch, welches man macht, nicht kennt, wird sie weder durch Gesang, noch durch Geschrei, noch durch Lärm bewegt. Sie kennt die Person, von der sie gepflegt wird, und schmeichelt ihr. Zeigt man ihr die Thüre, und sagt, dass ihr Bruder komme, so drehen sich die Augen ein wenig nach der Richtung, die man ihr gezeigt hat. Sie spricht nur die Worte P a p a, M a m a, und zuweilen die Sylben c o c, c o c, indem sie dann in die Sonne sieht. Sie ist nicht im Stande, sich anzukleiden, und Sorgfalt auf Reinlichkeit und ihre Bedürfnisse zu verwenden. Sieht sie Speisen unter ihre Gefährtinnen vertheilen, so öffnet sie den Mund und hält die Hand hin, gleichsam als wolle sie ihren Antheil fordern. Uebrigens isst sie viel und ist ohne Unterschied gefrässig. Die Entleerungen gehen unwillkürlich von statten. M. treibt auch Onanie.

Ehe wir die vorhergehenden Beobachtungen analysiren, um daraus allgemeine Schlüsse in Bezug auf die Idiotie zu ziehen, müssen wir erst durch neue Thatsachen zu der untersten Stufe dieser menschlichen Entartung gelangen, wo selbst nicht mehr Instinct vorhanden ist, zu der Stufe der Idiotie, wo der Mensch, aller Fähigkeiten beraubt, nur ein vegetirendes Thier ist.

Pinel *) giebt die Geschichte einer Idiotin, die 1805 in der

*) *Traité de l'aliénation mentale. Paris.* 1809. *pag.* 179.

Salpetrière war. Sie hatte in Hinsicht ihres Geschmacks, ihrer Lebensart und der Form ihres Kopfes etwas von einem Schafe. Sie hatte Widerwillen gegen Fleisch, ass begierig Früchte und Gemüse und trank nur Wasser. Ihre Aeusserungen der Sensibilität, der Freude oder des Kummers beschränkten sich auf die schlecht ausgesprochenen Worte: *bé, ma tate.* Ihre Bewegungen waren abwechselnd die Extension und Beugung des Kopfes, indem sie diesen gegen den Bauch des Mädchens rieb, von dem sie bedient wurde. Wollte sie Widerstand leisten oder ihre Unzufriedenheit ausdrücken, so suchte sie mit dem Scheitel ihres Kopfes zu stossen. Sie war sehr zornig; mehrere Male sah ich sie im Bade; sie machte Anstrengungen daraus zu entkommen, und wiederholte mit durchdringender Stimme: *bé, bé, bé.* Der Rücken, die Lenden und die Schultern waren mit schwärzlichen, biegsamen, ein bis zwei Zoll langen Haaren besetzt. Man hat sie nie dazu bewegen können, sich auf einen Stuhl oder eine Bank zu setzen, selbst wenn sie essen sollte. Setzte man sie hin, dann rutschte sie auf die Erde, schlief darauf zusammengerollt wie die Thiere. Pinel kommt in seinem Werke später wieder auf diese Beobachtung zurück, giebt die Messungen des Schädels dieser 11jährigen Idiotin an, und vergleicht sie mit dem Schädel eines 7jährigen Mädchens:

	11jährige Idiotin			7jähriges Mädchen	
Länge des Schädels	1 Decim.	3 Cent.	—	1 Decim.	8 Cent.
Breite - -	0 -	9 -	—	1 -	3 -
Höhe - -	1 -	3 -	—	1 -	6 -

Gall hat in seiner Sammlung einen Gypsabguss von dem Kopfe einer Idiotin, der dem obigen ganz ähnlich ist.

Der mangelhafte Zustand einiger Idioten geht so weit, dass diese Unglücklichen mehrerer Sinne beraubt sind, dass sie sogar nicht einmal den Instinct für ihre Erhaltung besitzen; ihre Existenz ist rein vegetativ. Wir hatten im Jahre 1812 eine Idiotin in der Salpetrière, die neben dem Leichnam ihrer Mutter liegend gefunden wurde, und die man schon seit drei Tagen für todt gehalten hatte. Sie war, als sie den 20sten Juni von der Polizeibehörde in das Hospital geschickt wurde, 27 Jahr alt, sehr mager, sehr blass, rhachitisch, blind, taub und stumm, und stiess von Zeit zu Zeit nur ein dumpfes, durchdringendes und unartikulirtes Geschrei aus. Die Gliedmassen waren atrophisch; sie konnte nicht gehen, da ihre Füsse unter die Lenden contrahirt waren; man musste ihr die Nahrungsmittel in den Mund stecken, ja sogar bis in den Oesophagus bringen, da sie weder kauen noch schlucken konnte. Sie wurde mit Suppe und Wein genährt, und starb nach einigen Tagen. Der Leichnam wog 43 Pfund. Der Kopf war sehr klein,

die Schädelknochen waren sehr dünn und nur 0,003 bis 0,004 dick; das atrophische Gehirn wog nicht halb so viel als im normalen Zustande. Die Corticalsubstanz war entfärbt, die weisse Substanz sehr dick und gelblich, die sehr wenig entwickelten Seitenventrikeln enthielten keine seröse Flüssigkeit. Ich konnte das Skelett nicht erhalten, da die Knochen durch die Maceration zerstört waren.

Im Jahre 1817 starb in demselben Hospital eine 25jährige Idiotin, die taub, stumm, blind und rhachitisch war, und wegen der fehlerhaften Bildung des Rumpfes nicht auf dem Rücken liegen und ihre Lage verändern konnte. Man musste von Zeit zu Zeit sie bald auf die eine, bald auf die andere Seite legen. Brachte man sie zum Sitzen, so hatte sie nicht die Kraft, sich in dieser Stellung zu erhalten, und fiel wieder zurück. Brachte man ihr Nahrungsmittel an den Mund, so machte sie eine leichte Bewegung mit den Lippen und mit dem Kopfe, als wolle sie den ihr dargereichten Körper entfernen. Stiess man den Löffel in den Mund, so öffneten sich die Kinnladen, man musste aber jeden Löffel voll bis in den Oesophagus bringen, damit die Speisen in den Magen hinabglitten. Immer in ihrem Bette zusammengekauert, war sie gern, sogar im Sommer, bedeckt. Zog man die Decke zurück, so stiess sie ein heiseres Geschrei aus, und suchte mit ihrer Hand die Decke zurückzuziehen; konnte sie diese aber nicht erreichen, dann hörte sie auf zu suchen, und blieb in ihrem Bette wie ein Knäul ausammengerollt liegen. Sie sprach sehr unvollkommen, sehr selten und ohne Motiv die Sylben: Ma, ma aus, besonders wenn man sie berührte. Fühlte sie, dass Jemand sich ihr nahe, dann stiess sie einen Ton aus, der dem eines bissigen Hundes ähnlich ist. Dies geschah sogar einmal, als man anfing, ihr Nahrungsmittel an den Mund zu bringen. Sie starb nach einem viermonatlichen Aufenthalte im Hospital. Bei der Leichenöffnung schien der Kopf anfangs nicht sehr unregelmässig zu sein, aber er war klein, der Hinterkopf comprimirt und die Stirn hoch. Die beiden Augäpfel zeigten keine Spur von Organisation, die Krystallinse war sehr klein, sehr hart, schattig und mattweiss. Die beiden obern Hundszähne waren doppelt. Die Knochen des Schädels waren dünn und leicht zu zersägen. Man fühlte nach Eröffnung der Dura mater Fluctuationen unter den Gehirnhäuten. Als diese durchgeschnitten wurden, floss eine grosse Menge seröser Flüssigkeit aus den beiden Seitenventrikeln, die auf Kosten der Gehirnsubstanz sich ausgedehnt hatten. Die Pia mater war einigermassen von einer ganz dünnen Schicht Gehirnsubstanz überzogen. Die Falten der Gehirnsubstanz, welche die beiden Ventrikeln trennten, waren zerstört. Der Corpus callosum war sehr dick und etwas gelblich; die Nervi optici waren atrophisch. Das sehr

kleine Herz und die entfärbten Muskeln zerrissen sehr leicht. Ihr Skelett, das ich in meiner Sammlung aufbewahrt habe, ist sehr merkwürdig.

Der Schädel zeigt folgendes Maass:

Höhe des Skeletts	1,060
Umfang des Schädels	0,480
Von der Nasenwurzel bis zum Hinterkopf .	0,265
Durchmesser von vorn nach hinten	0,157
" von einer Schläfe zur andern.	0,136
Summa	1,038

Der Rückgrath zeigt eine Krümmung nach der linken Seite, die sich von dem 11ten bis 21sten Wirbelbeine ausdehnt. Die zweite Krümmung im entgegengesetzten Sinne wird durch die Lendenwirbelbeine gebildet. Die Rippen auf der rechten Seite gehen gerade von vorn nach hinten, die Rippen auf der rechten Seise springen, anstatt nach aussen zu convex zu sein, durch ihre Convexität in die Brusthöhle. Das nach vorn gedrückte Sternum ist beinahe horizontal; die Apophyse fehlt. Die Beckenknochen haben nicht mehr die normale Form, sie bilden in der Beckenhöhle eine Convexität. Die Theile des Beckens sind nach vorn getrieben und sich so nahe, dass sie sich an einigen Stellen berühren. Alle Glieder des Unterleibs sind dünn; alle Knochen haben zahlreiche knochige Auswüchse und andere Fehler. Der linke Schenkel ist dicker, kürzer, als der rechte, und nach der untern Extremität zu etwas gewunden. Der Schenkelkopf ist atrophisch. Das Achselbein, die Armspindel und die Ellenbogenröhre haben mehrere Anschwellungen. Die untere Kinnlade, die Rippen, die Schulterknochen, die Knochen der Mittelhand und einige Knochen der Finger, die Knochen des Mittelfusses enthalten eine Menge Fehler in der Bildung. Das Skelett ist sehr leicht, die Knochen haben ihre Politur verloren, sind fett und gelblich. Die Schädelknochen sind diploisch und dünn.

Dasselbe Jahr brachte man in die Abtheilung für Geisteskranke der Salpetrière eine Idiotin, welche man auf einem der Schiffe gefunden hatte, die von Bourgogne nach Paris kommen. Diese Idiotin schien 20 Jahre alt zu sein, und war taub und stumm. Sie hatte einen von seröser Flüssigkeit sehr aufgetriebenen Leib. Der Kopf war klein, und nach der rechten Seite zu geneigt. Die blauen Augen waren offen und stier, die erweiterten Pupillen contrahirten sich nicht, die Augenlieder schlossen sich bei Annäherung des Lichts nicht. Nichts desto weniger sah diese Idiotin nach Art der Kinder, die zu sehen anfangen. Sie gab übrigens kein Zeichen von Sensibilität, man mochte sie berühren, kneifen

oder die Decke wegnehmen, worin sie gehüllt war. Die Entleerungen waren serös, häufig und unwillkürlich. Brachte man mit einem Löffel flüssige Nahrungsmittel an die Lippen, dann öffnete sie den Mund weit, und liess ihn so lange offen, als man Flüssigkeit eingoss, die man bis in den Hintermund bringen musste, damit sie in den Magen hinablief. Sie schloss erst 2 — 3 Minuten später die Lippen, als man mit Eingiessen der Flüssigkeit aufhörte. Der Rumpf ruhte auf der linken Hüfte, so dass diese Idiotin sich im Bette nicht ausstrecken konnte; sie blieb darin leicht gekrümmt, durch Kopfkissen gestützt, und blieb in dieser Stellung. Sie hatte weder den Instinct, noch die Kraft, sie zu ändern. Nach einem Monate starb sie ohne Todeskampf, und bei der Leichenöffnung fanden wir den linken Ventrikel des Gehirns ausgedehnt von seröser Flüssigkeit, die die Stelle der Substanz auf dieser Seite einnahm. Die Windungen des rechten Lappens waren sehr klein, wenig tief und sehr gedrückt; der rechte Ventrikel war beinahe zerstört. Die Gehirnsubstanz, die sehr dick war, dehnte sich eher aus, ehe sie zerriss, und sah schmutzig weiss aus. Das kleine Gehirn war klein, hart, besonders die graue Substanz, die auf der Oberfläche beinahe zerreiblich war. Die Arachnoidea war infiltrirt, verdickt und adhärirte. Die graue Substanz der erhaltenen Gehirnparthien war entfärbt. Die atrophischen Lungen waren gegen den obern Theil der Brust gedrückt. Die Pleura enthielt seröse Flüssigkeit, eben so wie die Bauchhöhle. Das Herz war klein und sehr weich. Die entfärbten Muskeln zerrissen leicht.

Das Skelett dieser Idiotin, welches in meiner Sammlung ist, ist durch seine Leichtigkeit, seine ungeheure Krümmung der Rükkenwirbelsäule, die seltsam Richtung des Beckens und die Enge der linken Brusthöhle merkwürdig. Der Kopf ist klein, neigt sich etwas auf die rechte Seite, und ist mehr in der Höhe, als in der Breite entwickelt. Der Schädel ist an den Seiten abgeplattet, nach vorn zu etwas deprimirt. Die Stirn ist schmal.

Messung des Kopfes:

Umfang .	0,440
Von der Nasenwurzel bis zum Hinterhaupt	0,255
Durchmesser von vorn nach hinten	0,152
- von einer Schläfe zur andern	0,117
Summa	0,964

Die Idioten sind rhachitisch, scrophulös, epileptisch oder paralytisch. Ihr Kopf, entweder zu gross oder zu klein, ist schlecht geformt, der Hinterkopf ist abgeplattet und im Verhältniss zum Gesichte klein. Die Züge des Gesichts sind unregelmässig, die Stirn ist kurz, schmal, beinahe spitzig, auf der rechten Seite mehr

hervorrpringend, als auf der linken. Die Augen sind convulsivisch, schielend, von ungleicher Grösse; die Lippen sind dick. Der weit gespaltene, halb offene Mund lässt Speichel ausfliessen; das Zahnfleissh ist schwammig, die Zähne sind cariös. Die Fehler der Bildung oder der Symmetrie der Sinneswerkzeuge zeigen schon genügend, dass die Sinne unvollkommen sind. Die Idioten sind taub, halb taub, oder sie hören schlecht; sie sind stumm, oder articuliren schwer einige Sylben. Ihre Stummheit hängt von der Taubheit, von der schlechten Bildung der Sprachorgane und davon ab, dass sie nicht im Stande sind, die Bewegungen nachzuahmen, die zur Articulirung von Tönen nothwendig sind. Einige stossen ein mehr oder minder durchdringendes, dumpfes oder heiseres Geschrei aus. Eines Auges beraubt, sehen sie schlecht, oder sind blind. Der Geschmack und Geruch ist auch nicht besser, denn diese Unglücklichen unterscheiden die Eigenschaften der salzigen oder riechenden Körper nicht; sie kollern sich auf dem grössten und stinkendsten Schmutz herum. Sie verschlucken die unschmackhaftesten Nahrungsmittel, essen Gras, Stroh, Leinwand, Wolle, Taback, entleerte Stoffe; sie trinken Urin, Wasser aus dem Rinnstein. Ich fand in dem Magen eines Idioten Stücke Leinwand, die einen Theil seiner Bekleidung ausgemacht hatten. Bei einem Andern war das Coecum angefüllt und ausgedehnt von einem Strohstöpsel, der eine Entzündung und den Brand der Eingeweide verursacht hatte; sie verschlingen Alles, was ihnen in die Hände fällt. Eine Idiotin, der ich Aprikosen gab, brachte diese in den Mund und ass das Fleisch davon; da sie die Kerne nicht zerbeissen konnte, so verschluckte sie diese ebenfalls. Sie ass auf diese Weise neun Aprikosen, und hätte deren noch mehr gegessen, wenn ich nicht befürchtet hätte, dass sie davon krank werden würde.

Das Gefühl, anstatt die andern Sinne zu berichtigen oder zu ersetzen, ist nicht sicher. Die Arme der Idioten sind ungleich lang, contrahirt, atrophisch; die Hände sind unförmlich, gewunden, dünn; die Finger sind krumm, oder bewegungslos; die Haut ist dick, runzlich und unempfindlich. Die Idioten halten die Arme und Hände schwankend und convulsivisch, sie ergreifen die Körper linkisch, können sie nicht festhalten, und lassen sie aus den Händen fallen. Sie gehen schwer, schwankend u. s. w. und können leicht umgeworfen werden. Es giebt welche, die in der Stellung bleiben, die man ihnen giebt. Die, welche gehen, bewegen sich ohne Ziel, und ohne dass man errathen könnte, was sie sich vornehmen.

Da auf diese Weise die Sinne der Idioten nur ganz schwach sind, so werden die Empfindungen unvollkommen aufgefasst, ihre Intelligenz kann sich nicht nach aussen ausbreiten, da ihre Werkzeuge mangelhaft sind. Die äussern Sinne, die in keiner Bezie-

hung zur Welt stehen, können ihre Empfindungen nicht berichtigen; die Erziehung kann so vielen Nachtheilen nicht abhelfen, weil die Idioten ganz verschieden von den Blinden, Tauben und Stummen sind, bei denen die übrigen Sinne bis auf einen gewissen Punkt die fehlenden ersetzen. Die Ideen, welche der Mensch durch die Sinne empfängt, deren die Blinden oder Taubstummen beraubt sind, fehlen diesen gewiss; da aber die Intelligenz nicht verletzt ist, obgleich einige ihrer Werkzeuge fehlen, so übt sie ihren Einfluss ganz aus, um allgemeine Schlüsse ziehen und Ideen abstrahiren zu können. Deshalb kann man auch die Blinden, die Taubstummen durch verschiedene Mittel, die Itard so gut bei der Erziehung des Wilden von Aveyron *) angewandt und angegeben hat, aufmerksam machen; sie sind einer Erziehung fähig, während das Gegentheil bei den Idioten stattfindet. Die Idioten, keiner Aufmerksamkeit fähig, können ihre Sinne nicht lenken; sie verstehen, aber hören nicht, sie sehen, aber nehmen nicht wahr, u. s. w. Da sie keine Ideen haben, an nichts denken, so haben sie keine Wünsche, sie gebrauchen keine Zeichen, sie sprechen nicht. Die Sprache ist dem unnöthig, der nicht denkt, der keinen Wunsch hat. Man kann von der Vielfältigkeit ihrer Worte auf die Grösse ihrer Intelligenz schliessen. Sie stossen einige schlecht articulirte Töne, Geschrei oder ein langes Gebrüll aus, welches sie unterbrechen, um die Lippen zu bewegen, als wenn sie lachen wollten. Sprechen sie einige Worte, so knüpfen sie kaum einen Sinn daran. Einige haben nur einen Laut für Freude und Schmerz. Dennoch giebt es Einige, die, wie die Kinder, durch Gewohnheit sich eine handelnde, ja sogar artikulirte Sprache bilden, die aber nur denen verständlich ist, mit welchen sie leben. Diese Sprache drückt nur die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens, und die Naturtriebe, die die Idioten nicht durch sich selbst befriedigen können, aus. Welchen Nutzen könnte die Sprache auch für den haben, der nicht denkt und der seinem Nebenmenschen nichts mitzutheilen hat? Die Idioten sind stumm, weil sie nichts zu sagen haben; die, welche eine Geberden-Sprache haben, besitzen nur eine geringe Anzahl von Geberden als Zeichen für ihre instinktartigen Bedürfnisse. Handeln die Idioten, so machen sie Alles verkehrt; man erkennt sie an der Unordnung, dem Linkischen, der Langsamkeit ihrer Handlungen. Die Intelligenz bleibt bei ihnen so, wie sie in ihrem Entstehen oder zu dem Zeitpunkte war, als ihre Entwickelung stockte. Die Verdauungsfunctionen sind bei den Idioten gewöhnlich sehr gut, sie essen viel und sind

*) *De l'éducation d'un homme sauvage. Paris.* 1807. — *Rapport sur les nouveaux développemens du sauvage de l'Aveyron. Paris.* 1807.

sogar gefrässig. Bei den Frauen ist die Menstruation reichlich und regelmässig. Diese Unglücklichen bezeugen nicht immer das Bedürfniss zu essen; sie scheinen nur Hunger zu fühlen, wenn sie Nahrungsmittel sehen. Zuweilen muss man ihnen, um sie zu ernähren, die Nahrungsmittel in den Muud, ja sogar bis in den Hintermund bringen. Ihre Excremente gehen unwillkürlich von statten, und sie entledigen sich derselben überall und ohne Scham.

Zuweilen fühlen die Idioten nicht einmal die instinktartigen Bedürfnisse; sie stehen noch unter dem Thiere, denn dieses hat Instinkt für seine Erhaltung, für seine Reproduction, und diese Idioten besitzen weder diesen Trieb, noch das Gefühl ihrer Existenz. Sie fühlen weder Schmerz noch Freude, weder Hass, noch Liebe; es sind nicht zur Reife gekommene Wesen, Missgeburten, die einem nahen Tode geweiht wären, wenn die Zärtlichkeit ihrer Verwandten oder das öffentliche Mitleid nicht über ihre Existenz wachte. Wen sollte es aber nicht befremden, dass die meisten Idioten mit Leichtigkeit singen und die Melodien behalten? Ausser den oben angeführten Beispielen muss ich hier erwähnen, dass beinahe alle idiotischen Kinder, bei denen ich consultirt wurde, einige Melodien oder wenigstens einige musikalische Strophen mehr oder minder gut sangen, obgleich ihnen die Sprache fehlte. —

Einige Idioten haben sehr sonderbare Launen, sie scheinen aufgezogene Maschinen zu sein, die immer dieselben Bewegungen hervorbringen; bei ihnen nimmt die Gewohnheit die Stelle der Intelligenz ein. Ein Idiot, der 23 Jahr alt war, als ich ihn beobachtete, der von gewöhnlichem Wuchse, mager war, eine flache Stirn hatte, blass war, schielte, kaum einen Laut hervorbringen konnte, dessen Secretionen unwillkürlich fortgingen, ging immer auf derselben Stelle umher; zuweilen belebte er seinen Gang, indem er den Rumpf zusammenzog und dann lebhaft ausdehnte, einen seiner Arme bewegte, und laut lachte. Setzte man ihm auf der Stelle, für die er eine solche Vorliebe hatte, ein Hinderniss entgegen, dann wurde er böse und aufgebracht, bis man das Hinderniss aus dem Wege geräumt hatte. Nie aber that er dies selbst. Unter den Idioten in der Salpetrière giebt es mehrere, die nicht im Stande sind, sich anzukleiden, sich zu nähren. Ihre Entleerungen sind unwillkürlich; sie bleiben im Hemde, und sind gegen Regen, Kälte, Sonnenhitze gleichgültig. Unter ihnen befindet sich eine, die, sobald sie aufgestanden ist, sich auf das Ende einer und derselben Bank setzt, und sich hier hin und her wiegt, indem sie dabei die Schultern heftig gegen die Wand stösst. Dieses Wiegen ist anhaltend und regelmässig, zuweilen aber rascher, stärker, dann stösst sie ein dumpfes Geschrei aus; auf diese Weise bringt sie ihre Lebenstage, der Witterung ausgesetzt, und jedem äussern

Eindrucke fremd, zu. Vor 20 Jahren fand ich in dem Hospital zu Poitiers in einem Gemache zwei kleine Idioten auf Stroh liegend, von denen der eine immerwährend lachte, der andere unaufhörlich weinte. Die Idioten sind der Onanie sehr unterworfen, und sie überlassen sich diesem abscheulichen Laster ohne Scham und vor Jedermanns Augen. Ich sah einen 13jährigen Idioten, der vom 7ten Jahre an alle Zeichen der Mannbarkeit hatte, der Penis war sehr dick und die Scham mit Haaren bedeckt. Er schien nur für die Onanie zu leben. Haindorf, der vor 25 Jahren ein schätzbares Werk über die Geisteskrankheiten geschrieben hat, erzählt ein merkwürdiges Beispiel von dem Eigensinne eines Idioten. Dieser Idiot war in den Gebirgen geboren, und stumm; man brachte ihn in das Juliushospital zu Würzburg. Man liess ihn in dem Garten dieser Anstalt mit einem Leinwandkittel bekleidet herumgehen. Er drehte sich mit Wohlgefallen in einem Kreise herum, und aus der Mitte desselben rupfte er Gras aus, und sammelte Steine auf einen Haufen, die er sodann wegwarf. Er beschäftigte sich auf diese Weise ohne Zweck und ohne Ziel. Während dieser Bewegung zogen sich alle seine Muskeln convulsivisch zusammen. Verhinderte man ihn an dem Umdrehen oder an dem Werfen der Steine, dann verzog er die verschiedenen Theile seines Körpers und höhlte die Erde mit seinen nackten, mit Schwielen bedeckten Füssen aus. Verhinderte man ihn auch hieran, dann gerieth er in Wuth und suchte die Freiheit zu gelangen. War er frei, dann begann er die kreisförmige Bewegung und das Steinwerfen von Neuem. Er ass und trank Alles, was man ihm reichte, und kam immer an dieselben Orte zurück, um zu essen und zu schlafen. Oft benagte er ein Stückchen Holz und verschluckte es. Sprach man mit ihm und sah ihn scharf dabei an, dann floh er und verbarg sich. Das leiseste Geräusch jagte ihm Furcht ein, dann ging er, kam aber bald wieder, um seine gewohnte Bewegung wieder zu beginnen. Man nahm nicht wahr, dass er Onanie getrieben hatte. Alle seine Handlungen wiederholten sich zu einer bestimmten Tageszeit.

Die Gesichtszüge dieses Idioten waren verwirrt, die Lippen hervorstehend, die Zähne mattweiss, das unter dem Augenliede erhobene Auge liess die Pupille nicht sehen. Sein Mund verzog sich bis in die Augengegend, die Physiognomie war ohne Ausdruck. Der Kopf war sehr klein, aber vom Scheitel her merklich eingedrückt.

Die Idioten zeigen manchmal eine grosse physische Unempfindlichkeit, obgleich sie ihrer Sinne mächtig sind. Man hat diese Unglücklichen sich beissen, zerfetzen, die Haare ausraufen sehen. Ich sah eine Idiotin, die mit ihren Fingern und Nägeln sich die Backe durchbohrt hatte, einen Finger in die Wunde

stecken, und sie bis an den Mundwinkel aufreissen, ohne dass sie Schmerzen dadurch zu fühlen schien. Es giebt welche, die sich die Füsse erfrieren, ohne dass sie darauf merken. Eine Idiotin, die schwanger geworden war, wird ohne zu wissen, was mit ihr vorgeht, entbunden, und will ihr Bett verlassen, indem sie sagt, dass sie gesund sei. Diese Unglücklichen sind so unempfindlich und in einem solchen Zustande thierischer Dummheit, dass sie die Ursache ihres Schmerzes nicht errathen und nicht unterscheiden können, ob diese Ursache in ihnen ist, oder von aussen her kommt. Sie haben so wenig Gefühl ihres eigenen Selbst, dass sie nicht wissen, ob der leidende Theil ihnen gehört. Auch verstümmeln sich mehrere; sind sie krank, so klagen sie nicht, sondern bleiben liegen, rollen rich zusammen, ohne den geringsten Schmerz zu verrathen, ohne dass man die Ursachen und den Sitz des Uebels errathen kann, und sie sterben, ohne das man ihnen hätte beistehen können.

Ihre psychische Abstumpfung steht mit dem Mangel der physischen Sensibilität im Verhältniss. Ein Idiot, sagt Haindorf, der in der Anstalt zu Salzburg sich befand, schien für keinen Schreck empfänglich zu sein. Man wollte versuchen, ob er beim Anblick eines Menschen, der einen wieder erwachenden Todten vorstellen sollte, nicht erschrecken würde. In dieser Absicht legte sich ein Wärter, der in ein Betttuch gewickelt war, auf die Bank, und man befahl dem Idioten, den Todten zu bewachen. Da der Idiot bemerkte, dass der Todte einige Bewegungen machte, so bedeutete er ihm, er möchte ruhig bleiben. Ungeachtet dieser Warnung steht der angebliche Todte auf, der Idiot holt eine Axt und haut ihm anfangs einen Fuss ab, und ohne sich durch das Geschrei des Unglücklichen irre leiten zu lassen, haut er ihm mit einem zweiten Hiebe den Kopf ab, worauf er ruhig bei dem Leichnam verbleibt. Als man diesem Idioten Vorwürfe darüber machte, antwortete er kalt: «Wäre der Todte ruhig geblieben, so hätte ich ihm nichts gethan.» Eine Melancholische wollte sterben, aber sich nicht selbst das Leben nehmen, weil dies ein Verbrechen ist, wohl aber wollte sie sich dem Tode weihen, indem sie ein den Tod nach sich ziehendes Verbrechen beging. Als man sie eines Tages bei einer Idiotin liess, überredete sie diese, sich den Hals abschneiden zu lassen, was auch geschah. Die Mittel, welche diese Melancholische dazu gebrauchte, waren beschränkt genug, um jedem andern Individuum, als einer Idiotin Zeit zur Reue zu lassen, und sich den Versuchen entziehen zu können. Gall erzählt, dass, nachdem ein Idiot zwei Kinder seines Bruders getödtet hatte, er hinging und dem unglücklichen Vater das Geschehene erzählte. Harder erwähnt eines Idioten, der einen Menschen tödtete, nachdem er ein Schwein hatte schlachten sehen.

Jede dieser erwähnten Beobachtungen würde Stoff genug zu einem langen Commentare geben; ich will aber nur aus allen zusammen folgende Schlüsse ziehen:

Die Idiotie hat unzählige Varietäten in Bezug auf Sensibilität, intellectuelle und moralische Fähigkeit.

Einige Idioten haben Geschick, Neigungen; beinahe alle, selbst die stummen, singen und behalten Melodien.

Obgleich keine directe und constante Beziehung zwischen den Fehlern der Organisation und den verschiedenen Abstufungen der Sensibilität und Intelligenz der Idioten statt findet, so kann man doch nicht in Abrede stellen, dass, je bedeutender die organischen Missbildungen sind, um so stärker die Mangelhaftigkeit der Sensibilität und der Intelligenz ausgedrückt ist.

Der Kopf hat bei der Idiotie weder eine bestimmte Grösse, noch Form; dennoch aber muss man gestehen, dass die Idioten die kleinsten und missgestaltetsten Köpfe haben. Obgleich es Idioten mit grossen Köpfen giebt, so sind die Formen, so wie das Volumen des Kopfs nichts weniger als untrügliche Zeichen der Empfindung und intellectuellen Fähigkeit.

Die Erziehung der Idioten, welche nur eine Nachahmung ist und sich auf die nothwendigsten Bedürfnisse des thierischen Lebens erstreckt, ist kein hinreichendes Zeichen, um die vorzüglichsten Varietäten der Idiotie zu characterisiren, was auch Voisin *) darüber sagen mag.

Da die Sprache, dieses wesentliche Kennzeichen des Menschen, das ihm gegeben ist, um seine Gedanken auszudrücken, das Zeichen ist, welches am beständigsten mit der intellectuellen Fähigkeit der Idioten im Verhältniss steht, so giebt sie den Character der hauptsächlichsten Varietäten der Idiotie an.

In dem ersten Grade des Blödsinns ist die Sprache leicht, im zweiten fällt die Sprache schwerer, die Wortmasse ist mehr beschränkt.

Im ersten Grade der wirklichen Idiotie kann der Idiot nur einige Worte und sehr kurze Sätze sprechen.

Die Idioten des zweiten Grades articuliren nur einzelne Sylben und stossen Geschrei aus.

Im dritten Grade der Idiotie endlich sind weder Sprache, noch Sätze, weder Worte, noch einzelne Sylben vorhanden.

Die Ursachen der Idiotie, die beinahe immer local und physisch sind, verhindern die Entwickelung der Organe, und machen sie unfähig, Intelligenz zu zeigen. Hierdurch unterscheidet sich

*) *Application de la physiologie du cerveau à l'étude des enfans, qui nécessitent une éducation spéciale* *Paris*. 1830.

die Idiotie von der Geisteskrankheit, deren Ursachen gewöhnlich intellectuell und psychisch sind, das Gehirn überreizen, die Empfindungen exaltiren, und dieses Organ erschöpfen. Zu den physischen und praedisponirenden Ursachen der Idiotie muss man zählen: den Einfluss des Klima's, der Gewässer und der Luft, die Lebensart der Mütter, die Erblichkeit, gewisse den Scropheln günstige Oertlichkeiten, Gebirgsländer, z. B. Schottland, Norwegen. Es giebt mehr Idioten auf dem Lande als in den Städten. Nicht selten findet man mehrere Idioten in einer und derselben Familie; ich kannte zwei junge Leute, die einzigen Erben einer angesehenen Familie, die Idioten waren. Wir haben in der Salpetrière eine Idiotin, deren Mutter nur drei Kinder gezeugt hat, die aber alle dasselbe Schicksal theilen. Zuweilen findet man auch in einer Familie, dass ein Kind Idiot nnd die andern geisteskrank sind. Ich habe Idiotinnen Mutter werden sehen, konnte aber nicht erfahren, was aus den Kindern geworden ist. Die excitirenden Ursachen der Idiotie sind sehr zahlreich. Gemüthsbewegungen der Mutter während der Schwangerschaft wirken auf die Organisation der Frucht; falsche Behandlung bei der Entbindung, der schon von Hippokrates bezeichnete Gebrauch mancher Matronen, den Kopf des Neugebornen zusammenzudrücken, können, imdem sie das Gehirn verletzen, Idiotie hervorbringen. Schläge oder das Fallen auf den Kopf, Convulsionen, Epilepsie bringen ebenfalls diese Krankheit hervor. Zuweilen ist ein Anfall von Convulsionen oder Epilepsie hinreichend die Entwickelung der Organe und die ferneren Fortschritte der Intelligenz bei einem Kinde zu hemmen, das bis dahin sehr geistreich schien. Der acute und chronische Hydrocephalus wirken eben so betrübend. Man hat Idiotie nach einem Gehirnentzündung oder einer Meningitis in der Kindheit entstehen sehen.

Die Wirkung dieser Ursachen macht sich schon seit der Kindheit fühlbar, und dies ist die angeborne Idiotie. Diese Neugebornen haben einen sehr grossen oder kleinen Kopf, zarte Gesichtszüge, sie nehmen die Brust schwer, saugen schlecht, werden nicht stärker, und ihre Augen folgen erst spät dem Licht und sind schielend. Sie sind mager, blass, gehen vor dem 5—7ten Jahre, zuweilen vor der Pubertät nicht. Sie können nicht sprechen lernen, oder behalten nur einige Worte, und dies auch noch sehr spät.

Zuweilen werden die Kinder sehr gesund geboren, wachsen, während ihre Intelligenz sich entwickelt, sind sehr empfindlich, lebhaft, reizbar, zornig, haben eine lebhafte Einbildungskraft, eine entwickelte Intelligenz und einen thätigen Geist. Da diese Thätigkeit nicht mit den physischen Kräften im Verhältniss steht, so stumpfen sich diese Wesen ab und erschöpfen sich, ihre Intelligenz

bleibt stehen, nimmt nicht mehr zu, und die erregten Hoffnungen verschwinden; dies ist die zufällige oder erworbene Idiotie. Zuweilen hält auch eine zufällige Ursache die Entwickelung der Organe und der Intelligenz auf.

Der Schädel der Idioten zeigt gewöhnlich Fehler in der Bildung. Das Volumen und die Form des Schädels bei den Idioten sind eben so verschieden, wie bei den vollkommen geistig gesunden Menschen. Die Idiotie hat also keine bestimmte Form des Kopfes. Ein im Verhältniss der Höhe des Körpers zu kleiner, oder zu grosser Kopf kann der eines Blödsinnigen oder eines Idioten sein, eben so ist es mit einem regelmässigen und einem ungestalteten Kopfe.

Die zahlreichen Untersuchungen, die über die Bildung des Kopfes unternommen worden, hatten das Volumen, die Form der Hirnschale und die Gesichtszüge zum Gegenstande.

Hippokrates bezeichnete einen zu kleinen Kopf, den er Microcephalus nennt, als eine der Ursachen der Idiotie. Willis beschreibt das Gehirn eines Idioten, das nur die Hälfte von dem Volumen im normalen Zustande hatte. Brown zu Amsterdam besitzt ein ähnliches Gehirn und mehrere Schädel von Microcephalen. Pinel erwähnt des Schädels einer Idiotin, der durch seine schlechte Bildung merkwürdig ist, und dessen eines Idioten, der beinahe gar keine Hirnschale hatte, während das Gesicht sehr entwickelt war. Richerand theilt in seiner Physiologie mehrere Fälle von sehr wenig entwickelten Hirnschalen mit. Gall hat zwei sehr kleine Hirnschalen abgebildet, und heftet die Grenzen der Intelligenz an die Hirnschalen, die nur 14 — 17 Zoll im Umfange haben.

Vesal behauptet, die Deutschen hätten einen nach hinten zu abgeplatteten Kopf, weil sie gewöhnlich die Kinder auf den Rücken legen, und giebt die Zeichnung des Schädels eines Idioten, dessen Hinterhauptbein sehr abgeplattet ist.

Prochaska, Malacarne, Ackermann haben Beschreibungen von Schädeln und vom Gehirn von Idioten gegeben, die sehr von einander abweichen.

Nach Cuvier zeigen die Verhältnisse des Schädels zu dem Gesicht den Grad der Intelligenz bei den Thieren und bei dem Menschen an. Ein kleiner Schädel und ein grosses Gesicht sind das Zeichen einer minder grossen Intelligenz.

Pinel suchte durch mathematische Berechnungen die Capacität des Gehirns zu finden. Er zeigt als den Idioten eigenthümlich einen abgeplattenen Schädel und Mangel an Symmetrie zwischen der rechten und der linken Seite des Schädels an. Bei einem Idioten hatte der Kopf nur den zehnten Theil der Höhe des Körperbaues. Kann man diese fehlerhafte Bildung,

diesen Mangel an Entwickelung des Schädels nicht der Rhachitis oder den Scropheln zuschreiben, da man diese beiden Affectionen so häufig bei den Idioten findet?

Die an Hydrocephalus Leidenden sind nicht alle der Intelligenz beraubt, aber die erwähnten Beobachtungen beweisen, dass die Idioten häufig an Hydrocephalus leiden, wenn der Schädel auch nur klein ist. Diese Idioten sind rhachitisch, die Glieder atrophisch, missgestaltet und contrahirt.

Ich besitze eine grosse Anzahl von nach dem Tode gegossenen Büsten und Schädeln von Idioten. Gewöhnlich ist der Scheitel des Schädels eingedrückt, der Durchmesser von der Stirn nach dem Hinterhaupte ausgedehnt, und die Seitenwandbeine gegen die sutura temporalis abgeplattet, wodurch die Stirn einiger Idioten beinahe spitzig erscheint. Die Abplattung des Hinterhaupts, die des Scheitels, die Ungleichheit der rechten und linken Hälfte der Schädelhöhle sind die constantesten Erscheinungen, und vielleicht die besten Zeichen für die, welche eine Aufklärung dieser Krankheitszustände suchen.

Man führte am 15ten Decbr. 1815 eine blödsinnig Geborne in die Salpetrière, welche bettelte und im Jahre 1813 von fremden Soldaten genothzüchtigt und gemisshandelt worden war. Ihre mittelmässige Statur erscheint wegen der rhachitischen Krümmung der Wirbelsäule, welche nach der linken Hüfte zu gekrümmt ist, klein. Ihr Kopf ist voluminös, das Gesicht lang, breit und wie abgeplattet. Sie hatte starkes, braunes Haar, braune, bisweilen schielende Augen. Der grosse Mund scheint viereckig zu sein, wenn er sich öffnet, die Zähne sind cariös, das Zahnfleisch ist schwammig, die Wölbung des Gaumens bildet nach der Vereinigung der Kieferknochen einen zurückgehenden Winkel, und der Gaumenseegel ist gespalten.

Die Messungen des Kopfs ergeben folgende Verhältnisse:

Der Umfang .	0,535
Von der Stirn bis zum Hinterhaupt	0,323
Durchmesser von vorn nach hinten	0,167
- von einer Schläfe bis zur andern	0,162
Summa	1,287

Dieser sonderbare Kopf übertrifft um Vieles die mittlere Grösse gut geformter Köpfe.

Die Hände und Füsse dieser Blödsinnigen zeigen eine aussergewöhnliche Bildung in der Ausdehnung. Die Finger sind an ihren Spitzen durch Hautverwachsungen verbunden, die Nägel berühren sich, und sind doch immer getrennt. Man unterscheidet unter der Haut fünf Finger an der rechten und sechs an der linken Hand. Die Finger, so verbunden, können sich nicht biegen, noch

von einander entfernen. Die Füsse sind eben so fehlerhaft gebildet; ungeachtet dieser Missgestaltung kann diese Blödsinnige, wenn auch nur unvollkommen, spinnen, die Nadel führen, eine Nadel einstecken und einen Knoten schürzen.

Obgleich ihre Intelligenz sehr beschränkt ist, so kennt diese Idiotin doch die sie bedienenden Personen; sie besorgt selbst ihre ersten Lebensbedürfnisse, isst viel, schläft, und ihre Menstruation ist regelmässig. Sie hat ihren Vater gleichgültig verlassen und spricht nicht von ihm. Sie sieht die Männer gern, hat keine Scham, und ist sehr eigennützig. Zeigt man ihr einige Geldstücke, so thut sie Alles, was man will. Sie fordert auch oft Zierathen, Ohrgehänge, um sich den andern Tag zu verheirathen. Sie artikulirt schwer einige Worte, aber mit Lebhaftigkeit; sie ist zornig, aber furchtsam; sie lacht und weint über das Geringste. Sie starb ein Jahr nach ihrer Aufnahme. Ich fand in dem Darmkanal 73 Eingeweidewürmer.

Foville *), Arzt der Irrenanstalt zu Rouen, bezeichnet in einer sehr interessanten Abhandlung einen Fehler der Bildung des Schädels, den er häufig beobachtet hat. Er hat eine kreisrunde Depression des Kopfes bemerkt, die von der Stirn über die Schläfegegend bis zur Protuborantia occipitalis sich erstreckt. Diese Depression ist die Folge des Drucks einer Binde um den Kopf des Kindes, die durch Schnüre auf dem Scheitel festgehalten wird und den Kopf kreisförmig zusammenschnürt. Dieser Gürtel, der die regelmässige Entwickelung des Schädels verhindert, verbildet ihn, und lässt die regio occipitalis sehr hervorspringen, während die Stirn sehr abgeplattet wird. Dieser Fehler in der Bildung wird auch im mittägigen Frankreich beobachtet, und muss der Entwickelung der Intelligenz nothwendig schaden.

In den Untersuchungen Parchappe's, Arztes der Irrenanstalt zu Rouen, vergleicht dieser Arzt das Volumen und die Gestalt des Schädels, modificirt durch den Wuchs, das Alter, das Geschlecht, den physiologischen und pathologischen Zustand der Intelligenz mit der Masse und dem Volumen des Gehirnes, und schliesst, dass wenn hierin ein allgemeines Verhältnisss statt findet, es an Thatsachen fehlt, um mit Gewissheit auf die verschiedenen Grade der intellectuellen und moralischen Fähigkeit Schlüsse ziehen zu können. Lelut, Arzt in der Salpetrière, der sehr interessante Abhandlungen über die Geisteskrankheit geschrieben, hat ebenfalls das Volumen und die Form des Schädels bei den Gesunden und bei den Idioten untersucht. Er glaubt, dass der Schädel bei diesen etwas weniger entwickelt, dass aber dieser Unterschied nicht so

*) *Déformation du crâne. Paris.* 1834.

gross sei, als er scheine, und als man es von alten Zeiten her sagt. Dieser Schriftsteller meint, je mehr das Volumen des Schädels abnimmt, um so näher kommt man dem letzten Grade der Idiotie. Das Stirnbein an dem Schädel der Idioten ist eben so breit und eben so hoch, als bei gewöhnlichen Menschen, und endlich haben die Idioten einen eben so länglichen Schädel, als die andern Menschen. Wie viele Arbeiten, wie viele Untersuchungen sind nicht noch zu machen, ehe man das Verhältniss des Volumens und der Form zur intellectuellen Fähigkeit bestimmen kann!

Bei jeder Beobachtung in diesem Kapitel habe ich immer das Maass des Kopfes, das während des Lebens genommen wurde, angegeben. Vergleicht man diese Resultate mit denen meiner jüngern Collegen, was mir leider meine Zeit nicht gestattet hat, so kann man hierdurch die Durchschnittszahl erlangen. Ich füge hier eine Tabelle von Schädelmessungen hinzu, die an gesunden Frauen, an 36 Geisteskranken, 17 Blödsinnigen und 17 Idioten angestellt wurden.

	Umfang.	Von der Nasenwurzel bis zum Hinterhaupte.	Durchmesser von vorn nach hinten.	Durchmesser von einer Schläfe zur andern.	Total
Frauen im gesunden Zustande.	0,555 $\frac{6}{10}$	0,338 $\frac{1}{10}$	0,177 $\frac{5}{10}$	0,134 $\frac{5}{10}$	1,205 $\frac{7}{10}$
Geisteskranke .	0,529 $\frac{20}{34}$	0,292 $\frac{31}{34}$	0,177 $\frac{19}{34}$	0,144 $\frac{16}{34}$	1,144 $\frac{18}{34}$
Blödsinnige	0,513 $\frac{10}{17}$	0,292 $\frac{3}{17}$	0,170 $\frac{9}{17}$	0,143 $\frac{13}{17}$	1,119 $\frac{1}{17}$
Idioten . .	0,506 $\frac{4}{17}$	0,286 $\frac{2}{17}$	0,171 $\frac{1}{17}$	0,137 $\frac{15}{17}$	1,101 $\frac{5}{17}$
Microcephalen .	0,383 $\frac{1}{3}$	0,191 $\frac{2}{3}$	0,124 $\frac{2}{3}$	0,106 $\frac{1}{3}$	0,807.

Morgagni fand das Gehirn sehr dicht; Meckel sagt, dass die Gehirnsubstanz der Idioten trockner, leichter, zerreiblicher als die der gesunden Individuen sei.

Malacarne versichert, dass die Windungen des Gehirns um so zahlreicher sind, je grösser die Intelligenz ist, und dass um so weniger Lappen in dem kleinen Gehirn enthalten sind, je weniger die Intelligenz entwickelt ist.

Die Windungen sind klein, atrophisch, genährt und nicht tief. Vielleicht hat man den Umfang der Seitenhöhlen des kleinen Gehirns übersehen. Ich fand beinahe bei allen Idioten, deren Section ich vornahm, die Seitenventrikel sehr verenget und klein an Umfang.

Die Blödsinnigen und Idioten haben eine ganz eigenthümliche Physiognomie, wodurch man sie sogleich erkennen kann. Lavater sagt, dass eine nach hinten zurückgedrängte Stirn, deren Biegung

die eines Sphäroids ist, dass grosse, hervorragende und geöffnete Lippen, deren Mundwinkel sehr zurückgezogen sind, und dass ein eine Wölbung bildendes, oder nach hinten zurückgezogenes Kinn Kennzeichen der Idiotie sind.

Camper, der übrigens in der Gesichtslinie nur ein Zeichen der Schönheit suchte, bestimmt den äussersten Punkt des Winkels der Gesichtslinie auf 90 Grad. Es giebt Idioten, deren Gesichtslinie mehr als 90 Grad hat, und sehr vernünftige Individuen, deren Gesichtslinie nicht 80 hat.

Es versteht sich von selbst, dass ich nichts über die Behandlung eines constitutionellen Zustandes zu sagen habe; nichts desto weniger aber kann man das Schicksal der Blödsinnigen bis zu einem gewissen Punkte verbessern, indem man ihren Gewohnheiten, ihren Handlungen eine gute Richtung giebt, und sie an eine Arbeit gewöhnt, die dem armen Blödsinnigen Nutzen bringt, dem reichen aber zur Zerstreuung dient. Die Idioten erfordern sehr aufmerksame und angestrengte häusliche Pflege.

Ohne die Art von Verehrung zu billigen, die man den Idioten und Cretins in einigen Gegenden zollte, wo man es als eine Gunst des Himmels betrachtete, einen Idioten oder Cretin in der Familie zu haben, bemerke ich, dass man diese Unglücklichen, die, sich selbst überlassen, ein Opfer der Zerstörung werden, sorgsam pflegen müsse. Man gewöhne sie an eine passende Lebensart; ihre Faulheit, ihre Theilnahmlosigkeit, ihr Widerwille gegen jede Bewegung, ihre die Unreinlichkeit vermehrende Unsauberkeit und Schwäche, ihre Neigung zur Onanie, Alles dies erfordert eine kluge Wachsamkeit. Nichts kann dem Blödsinn und der Idiotie vorbeugen; aber die Schriftsteller, die über Cretinismus geschrieben haben, und besonders Fodéré, geben vortreffliche Rathschläge, um der Fortpflanzung dieser letztern Gebrechlichkeit Einhalt zu thun.

Man hat die Cretins, Cagot's und sogar die Albino's zu den Idioten gezählt. Der Cretinismus ist eine merkwürdige Varietät der Idiotie. Die Cretins sind die Idioten der Gebirge, obgleich man deren auch in den Ebenen findet. Sie sind in Bezug auf Schwäche der Sensibilität und der intellectuellen Unfähigkeit nicht wesentlich von den Idioten verschieden, im übrigen aber finden zwischen beiden wesentliche Verschiedenheiten statt.

Man giebt den Namen Cretin den Idioten und Blödsinnigen, die gewöhnlich enge Schluchten und Gebirgspässe bewohnen. Man sagt, dieser Name komme von dem Worte Chrétien (Christ) her, weil sie als einfältige und unschuldige Leute als Heilige verehrt wurden. Man erlaube mir, hier eine Hypothese aufzustellen. Sollte der Name Cretin nicht von dem veralteten Worte *Cretine* herrühren, welches so viel als Anschwemmung heisst? Hat man

diesen Namen nicht etwa deshalb auf gebrechlich gewordene Individuen übertragen, weil sie angeschwemmte Länder bewohnen? Und ist der Cretinismus nicht in der That in mehr oder minder sumpfigen und der feuchten Luft ausgesetzten Gebirgsschluchten endemisch?

v. Maugiron, Mitglied der *Société de sciences* zu Lyon, beobachtete zuerst die Cretins mit einiger Aufmerksamkeit und schrieb eine Abhandlung über den Cretinismus. v. Saussure*) spricht in seiner «Reise in den Alpen» weitläuftig von den Cretins und den Ursachen ihrer Gebrechlichkeit. Richard Clayton**) versichert, dass die Cretins selten grösser als 4 Fuss 2 Zoll werden, dass der grösste Theil derselben beinahe taub und stumm ist, und dass sie sehr schnell altern. Clayton spricht gewiss nur von den Cretins, die auf der niedrigsten Stufe der Intelligenz stehen. Ramond***) hat die Cretins in den Pyrenäen beschrieben, sie mit denen in den Alpen verglichen, und bewiesen, dass die Ursachen, welche den Cretinismus in den Alpen bedingen, in den Pyrenäen nicht vorhanden sind. William Cox****) hat die verschiedenen Abstufungen der Intelligenz der Cretins, von der Stufe an, die dem normalen Zustande am nächsten kommt, bis zu dem Zustande, wo der Cretin nichts weiter als ein organisches Wesen ist, das vegetirt, beschrieben. Fodéré*****) hat ein vortreffliches Werk über die Cretins in den Alpen, die er lange gesehen und gut beobachtet hat, herausgegeben. Paw will in seinen «*Recherches sur les Americains*» viele Cretins und Albino's auf dem Isthmus in Panama beobachtet haben.

Die Cretins zeigen dieselben Zeichen, dieselben Varietäten der intellectuellen Unfähigkeit, der physischen und psychischen Insensibilität, welche man bei den Idioten bemerkt; sie unterscheiden sich von diesen aber dadurch, dass sie gewöhnlich in Gebirgsschluchten und unter örtlichen und materiellen Verhältnissen, die man wo anders nicht antrifft, geboren werden, dass sie einen mehr oder minder grossen Kropf haben, dass sie alle augenscheinlich scrophulös u. s. w. sind.

Die Cretins sind klein, ihre Haut ist blass, braun und blau, schlaff, runzlich. Ihre Muskeln sind weich, abgespannt, kraftlos, ihre Gliedmassen sind dick, ihr Bauch ist sehr aufgetrieben. Der Kopf ist oft dick, bald nach hinten zu abgeplattet, bald nach dem

*) *Voyage dans les Alpes.*

**) *Memoirs of the litterary and philosophical society of Manchester.*

***) *Voyage aux Pyrénées.*

****) *Lettres sur l'état politique civil et naturel de la Suisse.*

*****) *Traité du goître et du cretinisme. Paris, an VIII.*

Scheitel zu eingedrückt. Die Haare sind dünn und blond. Die Augen sind herumirrend, tiefliegend und triefend, die Augenlieder roth und voll Thränen, der Blick ist schielend und dumm, die Nase ist platt, die Lippen sind dick, die Zunge hängt heraus, der halbgeöffnete Mund ist voll Schleim, welcher auf die Kleider fliesst; die untere Kinnlade ist verlängert, das Gesicht aufgedunsen, wodurch es ein viereckiges Ansehen bekommt und die Physiognomie ohne Ausdruck und dumm erscheint. Einige Cretins haben einen kurzen und dicken, andere einen langen und dünnen Hals; nicht alle haben einen Kropf. Der grösste Theil hat ungleiche, kurze Füsse; ihr Gang ist langsam, linkisch und unsicher. Sie sind ausserordentlich unreinlich. Uebrigens gehen die Verdauungsfunctionen gut von statten. Die Cretins sind gefrässig und geil.

Die Cretins können, wie die Idioten, in drei Klassen getheilt werden. In der ersten tragen die Cretins den Kopf gut, sie haben einen lebhaften Blick, der Gang ist leicht, sie haben wenige und unvollständige Ideen, aber sie unterscheiden die gewöhnlichsten Dinge im Leben, das Gute vom Bösen, sie können keinem Schlusse folgen, fragen wenig, antworten richtig, aber ihre Sprache ist convulsivisch. Diese Cretins sind die zahlreichsten.

Die Cretins der zweiten Klasse haben eine braun und blaue Haut, missgestaltete Züge, einen langen Hals, weiches und schlaffes Fleisch, einen Kropf; ihr Kopf ist verunstaltet, ihre Gliedmassen sind dick und schwer; sie drücken sich nur durch Geberden oder durch convulsivisches Geschrei aus. Sie besitzen wenig Sensibilität, fühlen physische Bedürfnisse und drücken sie aus. Ihre Intelligenz erstreckt sich nicht über einen groben Instinkt; sie halten sich zu Niemandem.

In der dritten Klasse sind die Cretins stumm, taub oder blind, der Blick zeigt schon, dass sie schlecht sehen, sie haben keinen Geschmack, essen Alles, was man ihnen in den Mund steckt, sind unempfindlich gegen gute, wie gegen schlechte Behandlung. Man muss sie tragen; sie sind starr und in den tiefsten Stupor versunken.

Nicht alle Kinder werden als Cretins geboren. Erst im 2ten, 3ten oder 4ten Jahre bleibt die Entwickelung der Intelligenz stehen. Dennoch aber werden die Kinder, die Cretins werden sollen, mit einem kleinen Kropfe geboren; sie saugen schwer, sind aufgedunsen und immer schläfrig. Sie laufen und sprechen nicht in demselben Alter, wie andere Kinder. Erst gegen das 10—12te Jahr können sie gehen, einige Silben aussprechen und Nahrungsmittel in den Mund führen. Die Pubertät tritt später ein. Diese Unglücklichen sitzen gewöhnlich vor ihrer Wohnung; von ihrem Bett im Winter zum gemeinschaftlichen Heerde und im Sommer

vor die Hausthüre zu gehen, ist für sie eine weite Reise, denn sie gehen sehr wenig.

Es wäre sehr zu wünschen, die verschiedenen Formen des Schädels der Cretins mit denen der Idioten aus den Ebenen und den Städten vergleichen zu können. Ich habe mir nur einen einzigen Schädel eines Cretins verschaffen können, obgleich ich, um welche zu holen, nach den Pyrenäen und den Alpen gereist bin, und obgleich mehrere Aerzte mir welche versprochen haben.

Der Cretinismus ist, sagte ich, endemisch in den Gebirgsschluchten und in einigen Ebenen. Man findet Cretins in den Alpen, in den Pyrenäen, in Asturien, Schottland, in den Karpathen, der Tatarei, den Cordilleren u. s. w. Die Zahl der Cretins ist in den Ländern, wo der Cretinismus endemisch ist, weit grösser, als die der Idioten in den Ebenen und Städten.

Die Cretins sind in diesen Ländern so zahlreich, dass man im Jahre 1812 in dem Departement der Alpen allein 3000 zählte, während die Idiotie eine seltene Erscheinung bei uns ist. In der That sind in den Irrenanstalten kaum der dreissigste Theil Idioten. Nach der von Pinel bekannt gemachten Tabelle der während 3¾ Jahren in der Salpetrière Aufgenommenen ergiebt sich, dass auf 1002 Geisteskranken nicht mehr als 36 Idioten kamen. Die Auszüge derselben Anstalt von den Jahren 1804—1814 ergeben 98 Idioten auf 2804 geisteskranke Frauen. Eben so verhält es sich zu Bicêtre; nach einer im Drucke nicht erschienenen Abhandlung Pussin's, so wie nach den von Hebreard, Arzt dieser Anstalt, gemachten Auszügen kamen auf 2154 geisteskranke Männer, die während zehn Jahren im Bicêtre aufgenommen wurden, nur 69 Idioten von Geburt.

Ein Vergleich dieser Auszüge beweist das, was ich schon oben gesagt habe, nämlich dass die Idiotie eine seltene Erscheinung bei uns ist, da auf 7950 Geisteskranke beiderlei Geschlechts nur 203 Idioten kommen.

Pinel sagt, dass zu Bicêtre und in der Salpetrière der vierte Theil Idioten seien; es ist aber augenscheinlich, dass hier ein Druckfehler obwalten muss, da die statistischen Tabellen in demselben Werke das Gegentheil beweisen.

Reil und die Schriftsteller, die nach Pinel geschrieben, haben denselben Irrthum wiederholt. Das Umfassende des Wortes Idiotie erklärt diesen scheinbaren Widerspruch.

Die verschiedenen Schriftsteller, welche die Cretins beobachtet und über Cretinismus geschrieben, haben verschiedene und oft widersprechende Meinungen über die Ursachen dieses Gebrechens aufgestellt; man findet Cretins in tiefen, niedrigen, engen Thälern, in von hohen Bergen umgebenen Schluchten. Ein berühmter italienischer Reisender, dessen Namen mir entfallen ist,

versichert, dass man in den Schluchten der Talksteingebirge bei weitem weniger Cretins antrifft, als in denen der Kalksteingebirge. Saussure hat beobachtet, dass in einer Höhe von 600 Klftr. keine Cretins mehr gefunden werden. Er theilt die Meinung der Schriftsteller nicht, die das Schneewasser oder das geschmolzene Eis, und die schwefelsaure Kalkerde enthaltenden Wässer als Ursache des Cretinismus ansehen. Die Bewohner hoher Gebirge, sagt er, trinken dasselbe Wasser, und haben keinen Kropf. Dieser Gelehrte hält die sumpfigen Ausdünstungen, schlechte Nahrung, die Trunkenheit, die Lüderlichkeit nicht als Ursachen der Erzeugung dieses Gebrechens, weil die Wirkung eben derselben Einflüsse sich auf die Bewohner von Ebenen nicht fühlbar macht. Er schreibt den Cretinismus der stehenden, erhitzten und verdorbenen Luft zu, welche die Thalbewohner einathmen, denn die gegen Mittag liegenden Dörfer, fügt er hinzu, enthalten eine grössere Anzahl Cretins.

Die Cretins in den Pyrenäen, die von Ramond beobachtet worden sind, bewohnen die Thäler im Norden; sie athmen trockne und milde Luft ein, und trinken reines Quellwasser. Man muss also den Cretinismus andern Ursachen, als den von Saussure angegebenen, beimessen. Faulheit und Nachlässigkeit kann man auch nicht als Ursache ansehen; denn obgleich die Bewohner Bearn's und Navarra's sehr thätig sind, so leiden sie doch am Kropfe und am Cretinismus. Oder kann man mit Ramond annehmen, dass das Elend, der verächtliche Zustand, die Geringschätzung, deren Gegenstand die Cretins sind, durch die Länge der Zeit den Cretinismus unter den Bewohnern der Pyrenäen hervorgebracht habe? Nein, gewiss nicht. Die Cretins im Walliser Lande werden mit einer Art von Achtung behandelt, man sieht ihnen liebreich bei, und sie sind nicht arm.

Fodéré ist nicht der Meinung, dass das Wasser, welches die Bewohner von Thälern in den Alpen trinken, Ursache des Cretinismus sei, da die Bewohner hoher Gebirge auch nicht anderes Wasser trinken. Dieser Schriftsteller glaubt, der Cretinismus entstehe durch warme, feuchte, concentrirte und stehende Luft, die man in den Schluchten einathmet.

In einer nicht gedruckten Abhandlung, die der Graf von Rambuteau im Jahre 1812 dem Minister des Innern schickte, und die ich häufig benutzt habe, glaubt dieser ehemalige Präfect des Simplon, dass die Rhone, welche im Frühjahr durch den geschmolzenen Schnee aus ihrem Bette tritt, in den Ebenen des Walliser Landes sumpfige Gewässer zurücklasse, die schädliche Dünste aushauchen, dass die vom Gebirge herabkommenden Wässer salz- und kohlensaure Kalkerde aufnehmen, wodurch sie der Gesundheit nachtheilig würden. Diese Umstände sind aber nicht die einzigen

Ursachen der Erzeugung des Cretinismus. Er verwirft die Meinung derer, welche die Schuld dem Eis- oder Schneewasser beimessen. In Wallis selbst, sagt Rambuteau, enthalten die Wohnungen, die auf hohen Bergen, wo man eine reine, gesunde Luft einathmet, liegen, eine kräftige Bevölkerung. In dem Rhonethal giebt es mehrere breitere Streifen, wo die Luft mehr bewegt ist; in dem grösseren Theile der Seitenthäler findet man den Kropf und den Cretinismus nicht, wenn erfrischende Nordwinde dasselbe durchstreichen können, wenn sie von Sümpfen entfernt sind, und gutes Trinkwasser enthalten; während die Cretins zahlreicher in den Dörfern sind, die in Thälern von hohen Gebirgen umgeben liegen, und vier Monate hindurch den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt sind. Die durch die nackten und brennenden Felsen zurückgeworfene Hitze ist hier so gross, dass man nur eine erstickende und glühende Luft einathmet, und der Südwind, den schon Hippokrates seiner entkräftenden Wirkung wegen beschreibt, herrscht dort gewöhnlich. Merkwürdig ist es, dass die Thäler, deren Bewohner bloss einen Kropf haben, an die grenzen, deren Bewohner Cretins sind, und dass, so wie man sich diesen nähert, die Kröpfe anfangs seltener, dann aber häufiger angetroffen werden, bis man beides, Kropf und Cretinismus, vereinigt findet. Die Wohnungen der Walliser sind niedrig, eng und schmutzig; die frische Luft hat keinen Zutritt, eben so kann das Licht nicht hineindringen. Die Hausthiere verweilen mit dem Menschen unter einander darin, die Nahrung ist schlecht; sie besteht aus Pökelfleisch, Kartoffeln, Mais und Kastanien. Die Sorglosigkeit, die Faulheit, die Trunkenheit und die Lüderlichkeit, die schlechte Pflege der neugebornen Kinder, so wie die Folgen, wenn man diese sich selbst überlässt, sind ebenfalls secundäre, aber mächtige Ursachen, welche die Wirkung des traurigen Einflusses des Klimas, des Wassers und der Luft vermehren.

Allen diesen Meinungen stellt Bailly die Resultate seiner Beobachtungen entgegen. Der Kropf entsteht, sagt dieser Arzt, von dem rohen, harten Wasser, das vor der Sonne und dem Zutritt der Luft geschützt ist, wie z. B. Wasser, das aus hohlen Felsen, Gebirgen oder dem Innern der Erde entspringt, und bald nach dem Ausfluss getrunken wird. Es ist so wahr, fügt er hinzu, dass der Kropf durch die Eigenschaft des Wassers und nicht durch den Zustand der Atmosphäre entsteht, dass es Quellen in Leman giebt, deren Wasser so schädlich wirkt, dass wenn man davon nur acht Tage hindurch geniesst, diese Anschwellung bedeutend sich vermehrt. Die, welche unter den Einwohnern ein und desselben Dorfes von diesem Wasser nicht trinken, bleiben vom Kropf befreit und verfallen nicht in Idiotie, obgleich sie nur einen Flintenschuss weit von den andern entfernt wohnen.

Vyn beschreibt in seinem vortrefflichen Reisetaschenbuch durch die Schweiz die verschiedenen Meinungen, die über die Ursachen des Cretinismus aufgestellt worden sind, und er wird von keiner befriedigt. Er glaubt, dass dieses Gebrechen durch den plötzlichen und häufigen Uebergang der Wärme zur Kälte entstehe. Dieser Uebergang wird durch die sehr kalte Zugluft, die aus den schmalen Schluchten und durch die zu grosse Kühle der Temperatur nach dem Untergange der Sonne in Beziehung zur grossen Hitze des Tages entsteht, bedingt.

Die unmittelbaren organischen Ursachen des Cretinismus sind eben so wenig, als die praedisponirenden und entfernten bekannt und bestimmt; daher giebt Mancher dem kleinen Schädel der Cretins und der Eindrückung des Scheitels und des Hinterkopfs die Schuld. Malacarne behauptet, dass das Gehirn, da der geringe Umfang des Schädels die Entwickelung nicht zulässt, seine Functionen nicht erfüllen kann. Ackermann zieht den Schluss, dass die Eindrückung des Hinterkopfs, die man bei vielen Cretins wahrnimmt, indem sie die Nervenbündel von ihrer Stelle drängt, ihrer Thätigkeit, und folglich auch der Entwickelung der Intelligenz schade. Einige Beobachter fanden das Gehirn sehr fest, und einige Andere mit Wasser angefüllt. Noch Andere messen den Cretinismus dem Drucke der Carotiden, der durch die von Scropheln sehr entwickelten Glandula submaxillaris ausgeübt wird, bei.

Ist der Cretinismus die Folge eines angebornen Fehlers? Ist die Unförmlichkeit des Schädels immer die Ursache dieses Gebrechens, oder ist er vielleicht oft eine nach der Geburt entstandene Krankheit? Josias Simler, ein Historiker, der um das Jahr 1574 die Geschichte von Wallis schrieb, sagt, dass die Hebammen seiner Zeit es sogleich bei der Geburt eines Kindes sahen, ob es ein Cretin werden sollte. Ist dem so, dann müssten die Cretins mit irgend einem wahrnehmbaren Fehler in der Bildung geboren werden, und dann würde die Bewohnung feuchter und warmer Thäler, die Atmosphäre, die Eigenschaft des Wassers, schlechte Lebensart nur einen secundären Einfluss ausüben. Aber Rambuteau versichert, dass man es selten bei einem neugebornen Kinde erkennen könne, ob es ein Cretin wird; und wie soll man übrigens die Verbesserung in der Bildung erklären, wenn Thalbewohner ihre Wohnungen verändern und mit hohen Bergen vertauschen? Wie soll man die beträchtliche Verminderung der Cretins erklären, die seit einer langen Reihe von Jahren stattfindet? Es lässt sich also mit mehr Wahrscheinlichkeit annehmen, dass die Einflüsse, denen die Kinder ausgesetzt sind, die erzeugenden Ursachen dieser Krankheit sind; denn, wie ich schon erwähnt habe, die Kinder werden nicht als Cretins geboren, sondern sie werden es erst im 2ten und zuweilen im 4ten oder 5ten

Jahre. Ein anderes interessantes aufzulösendes Problem ist das folgende: Entsteht der Cretinismus und der Kropf aus gleichen Ursachen? Da die meisten Cretins Kröpfe haben, so beantworten mehrere Beobachter diese Frage bejahend. Dennoch aber giebt es Thatsachen, die dagegen wieder Zweifel erregen müssen. Die Cretins werden gewöhnlich von Eltern geboren, die Kröpfe haben, jedoch findet auch das Gegentheil statt, und man sieht nicht selten in einer und derselben Familie Kinder, deren Intelligenz entwikkelt ist, und solche, die Cretins sind, obgleich sie von demselben Vater und von derselben Mutter abstammen. Nicht überall, wo Kröpfe sind, findet man Cretins, und eben so umgekehrt. Nicht überall, wo Idioten sind, giebt es Cretins. Folglich übt der Kropf keinen Einfluss auf die Entwickelung der Organe und der intellectuelleu Fähigkeiten aus, aber er kommt in einigen Ländern mit Idiotie complicirt vor. Es ist bewiesen, sagt Rambuteau, dass Cretins, die sich mit Individuen verheirathen, die vom Cretinismus befreit sind, körperlich und geistig gesunde Kinder zur Welt bringen, während gesunde und intellectuelle Individuen Cretins gebären. Man weiss nicht, was aus der Verheirathung zweier Cretins entstehen würde, weil ähnliche Verbindungen nicht vorkommen. Notorisch ist es, dass Väter und Mütter, welche stottern (was man im Walliser Lande sehr häufig findet), oft Idioten das Leben geben, und dass in den Familien, wo das erstgeborne Kind ein Idiot ist, die nachfolgenden es auch sind. Noch hat man beobachtet, dass die Walliserinnen, welche sich an geflüchtete Franzosen oder Savoyarden verheirathen, weit eher Cretins gebären, als wenn sie sich mit ihren Landsleuten verbinden. Man kann sich diese Erscheinung erklären, wenn man bedenkt, dass die Franzosen und Savoyarden, die nach Wallis flüchten, Menschen ohne Grundsätze, ohne Erziehung, ohne Mittel sind, die durch die übermässige Hitze in den Thälern, durch die Trunkenheit und Lüderlichkeit entnervt und apathisch werden, verwildern, und die, weil sie sich verheirathen, ehe sie an das Klima gewöhnt sind, schwache, scrophulöse Kinder erzeugen, welche dem traurigen Einflusse aller der Ursachen ausgesetzt sind, die die Entstehung des Kropfes und des Cretinismus begünstigen; während die Walliserinnen, an wohl erzogene und bemittelte Franzosen oder an Bewohner von hohen Gebirgen verheirathet, starke und kräftige Kinder gebären.

Was auch die entfernten oder nahen Ursachen des Cretinismus sein mögen, so gewährt es eine grosse Beruhigung, dass man mit Gewissheit weiss, dass die Anzahl der Cretins seit 40 Jahren nach und nach in den Alpen und den Pyrenäen sich vermindert. Der ehemalige Präfect des Simplon misst diese Verminderung den Dämmen, die den Ueberschwemmungen der Rhone

vorbeugen, dem Austrocknen der Sümpfe, der Urbarmachung des Landes und endlich der bessern Lebensart bei, welche die Alpenbewohner angenommen haben, indem sie arbeitsamer, der Völlerei und dem Trunke minder ergeben geworden sind. Fodéré versichert, dass die Vorsicht, die Kinder auf hohen Gebirgen zu erziehen, die Industrie, der Handel, der Gebrauch des Kaffees mächtig dazu beigetragen haben, die Zahl dieser Unglücklichen zu vermindern. Ramond theilt die Meinung dieser Schriftsteller in Bezug auf die Verminderung der Cretins. Vielleicht thut die Aufklärung, die bis in diese Gegenden ebenfalls gedrungen ist, auch hierbei das Ihrige. Das Vorurtheil, die abergläubischen Rücksichten, die man für diese Unglücklichen hegte, die schlecht verstandene Pflege, die man an sie verschwendete, trugen dazu bei, Unglückliche, denen es heut zu Tage nicht an der Pflege fehlt, die man Wesen, die von der Natur so stiefmütterlich behandelt worden, schuldig ist, und die jetzt besser erzogen werden, unempfindlich, schwächlich, dumm, mit einem Worte zu Cretins zu machen.

Albinos nennt man Individuen, die zufällig und in Folge einer gewöhnlich angebornen Krankheit, eine milchweisse Haut, blendend weisse Haare und rosenfarbige Augen haben.

Die Haut der Albinos ist blass, milchweiss, mit weissem Flaum bedeckt, die Haare, die Augenwimpern, die Augenbraunen, der Bart und die Haare an den übrigen Theilen des Körpers sind blendend weiss. Die Hornhaut ist des Pigments beraubt und lässt die Blutgefässe durchscheinen, welche durch den Augapfel gehen, wodurch das Auge rosenroth gefärbt erscheint; ein beständiges Blinzeln bewegt die Augenlieder; die Pupillen ziehen sich zusammen und dehnen sich häufig aus. Diese Kranken fliehen das Licht, dessen Glanz sie verhindert die Gegenstände zu sehen; sie sehen nur in der Dämmerung und bei Mondschein gut. Dieser Zustand ist oft mit Blödsinn oder Idiotie complicirt. Da, wo man Albinos antrifft, findet man auch Menschen mit Kröpfen und Idioten.

Die Albinos sind keine besondere Raçe von Menschen, wie man sonst geglaubt hat. Der Albino wird ganz zufällig geboren; er kann schwarze, kupferfarbene und olivenfarbene Eltern haben. Bei uns wird er von gewöhnlichen weissen Eltern, deren andere Kinder wie ihre Eltern beschaffen sind, geboren. Die Albinos haben im Allgemeinen eine schwächliche Constitution, eben so schwach ist ihre intellectuelle Fähigkeit. Erzeugen Albinos eben solche Kinder? Dieses weiss man nicht, da hierüber noch Beobachtungen fehlen, aber so viel ist gewiss, dass, wenn sie sich mit gesunden Individuen verheirathen, sie gesunde Kinder erzeugen. Die Kakerlaken in Asien werden für fruchtbar gehalten. Der Missionair Dubois, der das Evangelium während 30 Jahre in

Indien predigte, hat das Kind einer Kakerlakin und eines europäischen Soldaten getauft.

Dieses Gebrechen des menschlichen Geschlechts kömmt in den Tropenländern häufiger, als in Europa vor. In Ceylon heissen die Albinos Bedas, in Amerika Kakerlaken, im mittägigen Afrika Dandos.

Die Albinos waren den Alten schon bekannt. Man liest in den Fragmenten des Ctesias, dass die Indier von Natur und nicht durch die Einwirkung der Sonne schwarz sind; aber ich habe, sagt dieser Schriftsteller, zwei Frauen und fünf Männer gesehen, die weiss waren. Plinius erzählt, dass man in Albanien, am Fusse des Kaukasus, Individuen antrifft, die schwache Augen, welche seit ihrer Geburt weiss sind, haben, und die des Nachts besser als bei Tage sehen. Vor 50 Jahren ungefähr zeigte man in Paris zwei Albinos, die in den Gebirgen von Auvergne geboren waren. Blandin*) erzählt, dass einer seiner Freunde eine Familie Albinos in der Gegend von Paris kenne. Wir alle haben vor ungefähr 15 Jahren einen Albino gesehen, der, wie man sagte, aus dem Schwarzwalde kam; er war gut gebildet, obgleich sein Wuchs klein und seine Statur hager war, sprach mehrere Sprachen, war verheirathet, und hatte zwei Kinder, welche das Gebrechen des Vaters nicht theilten.

D., ungefähr 50 Jahr alt, ist von ganz gesunden Eltern geboren, er ist jedoch ein Albino. Er entwickelte sich wie andere Kinder, obgleich er eine schwache Constitution und eine gewöhnliche Intelligenz besitzt. Sein Character ist sehr gut, umgänglich, aber furchtsam. Bis zum 7ten Jahre konnte D. bei Tage nichts sehen, aber seit dieser Zeit gewöhnte er sich nach und nach an das Licht; er unterscheidet die Gegenstände, die ihm zu Gesicht kommen. Er ist kurzsichtig und muss die Gegenstände, die er betrachten und lesen will, sehr nahe vor die Augen bringen. Er hat eine äusserst sorgfältige Erziehung genossen und sie benutzt, ohne gerade ausgedehnte Kenntnisse zu erlangen. Bis zu seinem Eintritt in die Welt gegen das 18te Jahr trug er sein schneeweisses Haar über die Schultern hängend; seit der Zeit trägt er eine Perücke, so wie eine Brille, besucht Gesellschaften, scheint aber immer etwas genirt darin zu sein. Dieser Mann verheirathete sich, und hat zwei Kinder, die ganz braun sind.

Alle Aerzte haben Roche, einen Albino, besucht, der Bicêtre seit einer langen Reihe von Jahren bewohnt. Er war ungefähr 34 Jahre alt, als ich ihn im Jahre 1821 beobachtete. Roche ist

*) *Dictionnaire de médicine et de chirurgie pratiques, art. albinie. p.* 454.

von mittelmässiger Statur, ziemlich korpulent, seine Haut fein, milchweiss und leicht rosa gefärbt. Das Volumen des Kopfes scheint im Verhältniss zu seiner Gestalt zu stehen, der Kopf ist ziemlich gut gebildet, obgleich die Stirn flach ist. Maass des Kopfes:

Umfang .	0,550
Von der Nasenwurzel bis zum Hinterkopfe	0,305
Durchmesser von vorn nach hinten	0,184
- von einer Schläfe zur andern.	0,155
Summa	1,194

Dieser Albino hat blendend weisse Haare, seine Augenlieder sind unaufhörlich in Bewegung; hört das Blinzeln auf, dann bleiben sie halb geschlossen. — Roche sieht helle Gegenstände schlecht, er ist kurzsichtig, sieht im Schatten besser, und gefällt sich in seinem Zimmer. Seine Physiognomie ist ohne Ausdruck, selbst dann, wenn er böse wird; sein Gang ist schwerfällig, ungewiss, seine Bewegungen sind heftig, er geht im Hemde, barfuss spazieren, läuft ohne Strümpfe umher, singt, schreit, zerschlägt, was ihm in den Weg kommt. Er hat eine kreischende Stimme, und diese wird durchdringend, wenn man ihn ärgert. Dieser Albino hat keine folgerechten Ideen, spricht die wenigen gelernten Worte schlecht aus, kaum versteht man ihm, was er sagen will. Er versteht es, wenn man mit ihm von Gegenständen spricht, die mit seinen Gewohnheiten und gewöhnlichen Bedürfnissen in Verbindung stehen. Er streckt die Hand aus, um Taback zu fordern, er hebt sein Hemde auf; wahrscheinlich ist er durch den Reiz des Geldes, das ihm die Neugierigen, die ihn besuchen und sehen wollen, geben, hieran gewöhnt worden. Er isst viel, hebt auf, was er findet, wird böse, ist aber nicht bösartig; er ist der Onanie sehr ergeben. Seit einiger Zeit verliert Roche die Haare.

Cagots *(Cagots)*. — Dies ist der Name einer Menschenraçe, die, ins tiefste Elend versunken, von Verachtung, Beleidigung und Herabwürdigung verfolgt, sich an der Meeresküste vom nördlichen bis zum südlichen Frankreich zerstreut vorfindet. «In den Einöden der Petite Bretagne,» sagt Ramond, «sieht man sie seit den ältesten Zeiten barbarisch behandelt. Kaum erlaubt man ihnen in einem civilisirten Zeitalter, dass sie Schuhmacher oder Böttcher werden dürfen. Das Parlament zu Rennes ist genöthigt, Unterhandlungen anzuknüpfen, um ihnen ein ehrliches Begräbniss zu gestatten. Man hat sie auch mit dem Namen Cacous bezeichnet nud die Herzöge der Bretagne befahlen, dass sie nicht ohne ein Unterscheidungszeichen erscheinen durften. Gegen den Aunis zu

findet man ihresgleichen auf der Insel Maillezais verborgen. La Rochette ist von Coliberts oder Sklaven bevölkert. Sie kommen in Guyenne und in der Gascogne unter dem Namen Cahets vor, und haben sich in die Moräste, Lachen und Steppen dieser Gegend geflüchtet, die lange unbewohnt gewesen sind. In den beiden Navarra's heissen sie zuweilen Caffos. So nennt sie For um das Jahr 1074. Man findet sie endlich in den Gebirgen Bearn's, Bigorre's, des quatre vallées und der Grafschaft Comminges. Dies sind jene Cajots oder Capots, die im 11ten Jahrhundert verschenkt, vermacht oder als Sklaven verkauft wurden, die hier wie überall für aussätzig und inficirt gehalten wurden, in die Kirche durch ein verstecktes kleines Pförtchen hineingingen und darin ihren eigenen Weihkessel und ihre eigene Stelle hatten, die an mehreren Orten von den Geistlichen nicht zum Abendmahl angenommen wurden, denen For zu Bearn eine grosse Gnade zu erzeigen glaubte, wenn er sieben Zeugen von ihnen für ein Zeugniss einer andern Person gelten liess, die im Jahre 1460 der Gegenstand von Reclamationen in dem Staate Bearn waren, indem man wollte, es solle aus Furcht vor Ansteckung ihnen verboten werden, barfuss in den Strassen zu gehen, dagegen aber sollten sie an ihren Kleidern ihr altes Unterscheidungszeichen, einen Gänse- oder Entenfuss, tragen.

Die Cagots waren seit undenklichen Zeiten dem Unglück, dem Elend, der Schmach geweiht. Sie galten für ehrlos und verflucht, wurden vom Volke verabscheut, an entlegene Orte verbannt, durften sich nicht mit andern Einwohnern verbinden, noch ein anderes Handwerk als das eines Holzfällers oder Zimmermanns treiben, mussten bei Feuersbrünsten zuerst da sein und der Commune die schimpflichsten Dienste leisten.

Erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts erliess das Parlament zu Bordeaux einen Befehl, in dem verboten wurde, Keinen zu beleidigen, der von den Giézi abstamme, noch ihn als Agot, Cagot, Gahet oder Aussätzigen zu behandeln. Dieselbe Behörde setzte durch die Verfügungen vom 9ten Juli 1723 und 22sten Novbr. 1735 eine Strafe von 500 Franken auf die Uebertretung dieses Verbots. Dieselbe Verfügung befiehlt, dass die Gahets zu allen öffentlichen und Privatgesellschaften, die unter den Einwohnern stattfinden, zu obrigkeitlichen Aemtern und Kirchenehren so gut wie Andere gelangen könnten. Das Parlamentsgericht zu Toulouse gab am 11ten Juli 1746 eine ähnliche Verordnung, um die beiden früheren vom August 1703 und 11ten August 1745 zu bestätigen. Ramond hat eine gelehrte Abhandlung über den Ursprung dieser Menschenraçe geschrieben, die dieselben physischen Charactere und dieselbe intellectuelle und psychische Entartung in den verschiedenen Provinzen zeigten. Dieser konnte

hierüber auch nur Muthmassungen aufstellen. Sind es etwa Ueberreste alter Völker, die sich in Gallien gesammelt haben? Sind es Ueberreste der Saracenen, die dem Schwerte Carl Martells entgingen? Sind es endlich von der Gesellschaft verbannte Aussätzige, die sich in entlegene und öde Orte flüchteten, wo sie ausarteten, indem sie es nicht wagten, ihre Schlupfwinkel zu verlassen? Unerklärbar bleibt es immer, wie so entartete, gesunkene Wesen, die fern von der Gesellschaft, die sie verabscheut und beleidigt, lebten, sich so viele Jahrhunderte hindurch haben erhalten können. Da übrigens seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts die Vorurtheile gegen sie und die Verfolgungen dieser Unglücklichen aufgehört haben, der Dr. Nogues zu ihren Gunsten seine Stimme erhoben und erklärt hat, dass sie starke, kräftige, intellectuelle Menschen seien, die Obrigkeit ihrem sklavischen Zustande ein Ende gemacht hat, findet man beinahe keine Cajots mehr und ich habe hier nur von ihnen gesprochen, um einen Beweis zu liefern, welche traurige Wirkung das Elend, die Verachtung und Unwissenheit auf die menschliche Intelligenz ausüben.

Wie natürlich stehen hier einige Betrachtungen in Bezug auf Wilde am rechten Orte. Giebt es wilde Menschen? Nein, gewiss nicht, wenn man von einem Menschen sprechen will, der Intelligenz besitzt, aber allein, isolirt lebt, jeder Civilisation fremd und ohne Erziehung ist, und nie in Verbindung mit andern Menschen gestanden hat. Aber es giebt Völker, die ein in Wäldern, Gebirgen, an Flussufern herumirrendes Leben führen, die Wohlthaten der Civilisation entbehren, und die man Wilde nennt. Diese Menschen haben wenige Ideen, um sich verständlich zu machen; um ihre Gedanken, Wünsche an den Tag zu bringen, haben sie nur eine geringe Anzahl von Wörtern, aber sie haben Empfindungen, Leidenschaften, sie vergleichen, sie haben einen Willen, sie leben in Gesellschaft. Ohne Zweifel haben sie weniger Empfindungen, weniger Ideen, weniger Bedürfnisse, als wir, und ihre Intelligenz ist minder kultivirt; sie sind minder civilisirt, als die Menschen, die in unsern Städten wohnen, aber die Wilden haben dieselben Fähigkeiten. Sie unterscheiden sich nur von uns, wie ein Mensch, der Erziehung empfangen hat, von einem, der keine hat, wie ein Unwissender von einem Unterrichteten, wie ein Mensch ohne Erfahrung von einem Erfahrenen, wie ein Mensch, der sich seinen Leidenschaften überlässt, von einem, der sie zu zügeln gelernt hat

Die unglücklichen Menschen, die man in den Wäldern gefunden hat, und die so viel Aufsehen im vorigen Jahrhundert machten, waren nicht Wilde, sondern Idioten, Blödsinnige, die nur ihrem Erhaltungstriebe folgten, was man auch von ihnen gesagt haben mag, und wie sie auch die Augen der gebildeten Welt auf sich gezogen haben.

Statistische Abhandlungen

über die

Geisteskrankheiten.

Einleitung.

Das Irrenhaus ist schon ein Werkzeug zur Heilung, und steht es unter der Leitung eines geschickten Arztes, so ist es das grösste therapeutische Mittel gegen die Geisteskrankheiten; daher darf man sich nicht wundern, wenn ich mich längere Zeit bei der Beschreibung der Irrenanstalten, wie sie früher waren, wie sie jetzt sind und wie sie sein sollten, aufhalte. Ich werde nicht nur von den Mauern, dem Mobiliar, den Bewohnern, dem Regimen sprechen, sondern ich werde auch der Directoren, der Assistenzärzte, der Wärter und der Kranken gedenken.

XV.

Von den Anstalten, die den Geisteskranken in Frankreich gewidmet sind, und von den Mitteln, sie zu verbessern.

(Diese Abhandlung wurde dem Minister des Innern im Jahre 1818 überreicht.)

Howard nahm sich vor, das Schicksal der Unglücklichen, die sich zu Feinden ihrer Nebenmenschen und der geselligen Ordnung gemacht hatten, zu verbessern. Glücklicher als er in dem Gegenstande meiner Untersuchungen drang ich in die Zufluchtsorte des Unglücks, wo häufig die Tugend vergeblich seufzt. Ich durchwanderte alle Städte Frankreichs, um die Anstalten zu besuchen, wo die Geisteskranken eingeschlossen sind.

Die, für die ich hier bitte, sind die interessantesten Glieder der Gesellschaft; sie fielen fast stets als Opfer der Vorurtheile, der Ungerechtigkeit und des Undanks. Es sind Familienväter, treue Gatten, umsichtige Kaufleute, geschickte Künstler, ausgezeichnete Krieger, angesehene Gelehrte; es sine treue und empfindsame Seelen, und diese Individuen, die ein ganz besonderes Interesse erwecken sollten, diese Unglücklichen, die das tiefste menschliche Elend erleiden, werden noch schlechter behandelt, als Verbrecher, und noch fast unter die Stufe der Thiere gestellt.

Ich sah sie nackt, mit Lumpen bedeckt, nur noch Stroh habend, um sich gegen die Kälte und Feuchtigkeit der Witterung zu schützen; ich sah, wie sie auf eine gemeine Weise ernährt wurden; der Luft beraubt, um zu athmen, des Wassers, um ihren

Durst zu stillen, und der nöthigsten Dinge zum Leben. Ich sah sie wahrhaften Kerkermeistern überlassen, und ihrer brutalen Wachsamkeit übergeben. Ich sah sie in engen, schmutzigen, feuchten Buchten, die ohne Licht und ohne Luft waren, angekettet, wo man sich schämen würde, die wilden Thiere, die die Regierung in grossen Städten mit grossen Kosten unterhält, einzusperren. So sah ich es fast überall in Frankreich, und so werden die Geisteskranken fast überall in Europa behandelt.

Folgendes schrieb Reil im Jahre 1803 über den Zustand der Geisteskranken in Deutschland: «Diese Unglücklichen werden wie Staatsverbrecher in Buchten, in Gefängnisse geworfen, wo nie das Auge der Humanität durchdringt. Dort kommen sie unter der Last der Ketten, die ihre Glieder zerreissen, in ihrem eigenen Schmutze um. Ihr Gesicht ist bleich, abgemagert, und sie erwarten mit Ungeduld den Augenblick, der ihrem Unglück ein Ende macht, und unsere Schande bedeckt. Man giebt sie der öffentlichen Neugier preis, und gefühllose Wärter lassen sie wie wilde, seltene Thiere sehen. Bunt sind diese Unglücklichen unter einander geworfen, nur die Furcht hält sie in Ordnung. Peitschenhiebe, Ketten sind die einzigen Ueberzeugungsmittel, die von eben so barbarischen, als unwissenden Aufsehern bei diesen Unglücklichen angewandt werden.»

Joseph Frank sagt; «Die, welche Irrenanstalten in Deutschland besucht haben, werden sich mit Schrecken erinnern, was sie gesehen. Man wird von Abscheu ergriffen, wenn man in die Zufluchtsorte dieser Unglücklichen tritt, und da nur das Geschrei der Verzweiflung hört, wo ein Mensch, der durch seine Tugenden und Talente ausgezeichnet ist, wohnt. Es ist schrecklich, sich von Unglücklichen, die mit Lumpen bedeckt, und durch Unreinlichkeit widerlich sind, angelaufen zu sehen; während man nur Ketten und die Brutalität der Wärter bemerkt.

Max Andrée sagt im Jahre 1810 dasselbe von den Geisteskranken und den Irrenanstalten in Deutschland.

Chiarruggi, d'Aquin behaupten dasselbe von Italien und Savoyen.

Bennet sagte im Jahre 1815 im Unterhaus: «Wenn irgend eine öffentliche Anstalt England mit Schmach bedeckt, so ist es das Hospital Bedlam.»

Wäre es uns erlaubt, hier in die Details einzugehen, so würden wir überall die schlechten Einrichtungen der Gebäude für Geisteskranke, die schändlichste Nachlässigkeit, die empörendste Barbarei nachweisen, und überall, mit Ausnahme einiger Städte, denen Paris das Beispiel gegeben hat, die Schmach der Ketten vorfinden.

Da ich den Zustand der Geisteskranken in Frankreich zu

kennen lernen wünschte, und den Einfluss sehen wollte, den die zu Paris eingeführten Verbesserungen ausgeübt hatten, so besuchte ich alle Irrenanstalten Frankreichs. Ich zeichnete was ich gesehen Haus für Haus, Hospital für Hospital, Gefängniss für Gefängniss sorgfältig auf. Ich liess mir den Plan von mehreren dieser Anstalten entwerfen; ich verglich das, was bei uns geschieht, mit dem der übrigen Nationen, und besonders mit England.

Diese Thatsachen haben als Basis zur gegenwärtigen Adhandlung gedient, die selbst nur einer grösseren Abhandlung über diesen Gegenstand, die ich einst veröffentlichen will, vorangehen soll. *)

Die Geisteskranken sind in Frankreich fast alle in öffentlichen Anstalten untergebracht. Ihre Zahl beträgt 5153, die sich in 59 Häusern befinden; von diesen kommen mehr als 2000 auf die drei grossen Anstalten zu Paris. Es giebt im Allgemeinen mehr geisteskranke Frauen, als Männer; aber es ist merkwürdig, dass die Anzahl der geisteskranken Männer in den mittägigen Provinzen beträchtlicher ist, als die der Frauen, während im Norden die Zahl der geisteskranken Frauen in Beziehung zu der der Männer stärker ist. In den Anstalten in Spanien ist die Anzahl der geisteskranken Männer stärker, als die der Frauen. **)

In Frankreich giebt es nur acht Anstalten, ***) wo man ausschliesslich Geisteskranke findet, von denen mehrere den Namen *Maison royale de santé* angenommen haben, nämlich:

Armentières, nur für Männer *(Département du Nord).*
Avignon *(Département de Vaucluse).*
Bordeaux *(Département de la Gironde).*
Charenton *(Département de la Seine).*
Lille, nur für Frauen *(Département du Nord).*

*) Seit dem Drucke dieser Abhandlung habe ich eine grosse Anzahl fremder Anstalten besucht, Pläne, Beschreibungen und die wichtigsten Notizen erhalten.

**) Dasselbe kommt in den Irrenanstalten des nördlichen Europa vor, wenn man sie mit denen im südlichen vergleicht.

***) Seit 1818 haben die Ortsbehörden in mehreren Städten Irrenanstalten gegründet, wie z. B. zu Saint-Vincent, Rouen, le Mans, la Charité-sur-Loire, Strasburg, u. s. w. und der Bericht an die Deputirtenkammer im Jahre 1837 zählt deren 34 auf. Unter dieser Zahl sind die Anstalten begriffen, wo man ausser den Geisteskranken auch noch andere Individuen aufnimmt, wie in der schönen Anstalt le Bon-Sauveur zu Caen, die zugleich ein Taubstummeninstitut, eine Erziehungsanstalt und ein stark besetztes Nonnenkloster mit der Irrenanstalt vereinigt.

Marseille (*Département des Bouches-du-Rhône*).
Mareville bei Nancy (*Département de la Meurthe*).
Rennes, Saint-Mein (*Département d'Ille-et-Vilaine*).

Diese Häuser nehmen im Allgemeinen nur Geisteskranke auf. Ich sage, im Allgemeinen, denn Charenton hat eine Abtheilung, die arme Kranke des Viertels aufnimmt. Zu Mareville werden auch Greise und Kinder aufgenommen.

In diesen Häusern nimmt man auch Epileptische auf, die man mit Geisteskranken verwechselt; auch manchmal Taugenichtse, die in eine Strafanstalt gehören. In diesen Häusern nimmt man auch die unheilbaren Geisteskranken auf, and behält nach Willkür die, welche nicht genesen. Und so ist es wahr, dass wir in Frankreich keine Anstalt haben, die einzig und allein zur Behandlung von Geisteskranken bestimmt ist.

Es wäre wohl passend, eine geringe Anzahl von Anstalten zu gründen, in denen man 150—200 Geisteskranke aufnehmen könnte, und diese Anstalten würden zugleich als Muster und zum Unterrichte dienen. In diese Anstalten kann man nur unter gewissen Bedingungen aufgenommen werden, wie z. B. zu Bedlam. Wir geben hier diese Bedingungen an:

1) Der Geisteskranke darf nicht anderswo behandelt worden sein.
2) Die Krankheit darf nicht älter als ein Jahr sein.
3) Der Kranke darf ausserdem nicht an einer ansteckenden oder syphilitischen Krankheit leiden.
4) Der Kranke wird fortgeschickt, sobald er für unheilbar erklärt ist.
5) Der Kranke darf nicht länger als zwei Jahre im Hospital verbleiben. Ich sage deshalb zwei Jahre, weil nach meiner Erfahrung eben so viele Geisteskranke im zweiten Jahre genesen, als im ersten.

Es liegt nicht hier in meiner Aufgabe, die Mängel, die Fehler der acht jetzt bestehenden Spezialanstalten anzugeben, jedoch sind sie noch so, wie sie jetzt sind, den übrigen Anstalten, von denen ich sprechen werde, vorzuziehen. Ich muss aber hier die Wachsamkeit der Behörden auf die Wohnungen der wüthenden Geisteskranken leiten, die sich in den Untergeschossen zu Mareville und Armentières befinden.

In allen Hospitälern hat man den Geisteskranken alte, feuchte, schlecht eingerichtete Gebäude überlassen, die gar nicht zu dieser Bestimmung aufgeführt sind, ausgenommen einige Zimmer, einige Verstecke, die ausschliesslich für Wüthende, die diese entfernten Orte bewohnen, gebaut sind. Die ruhigen Geisteskranken, die Blödsinnigen, die man für unheilbar hält, werden mit den Dürftigen, Armen zusammengeworfen. In wenigen Anstalten, wo man Gefangene in dem sogenannten *quartier de force* einschliesst,

leben diese Unglücklichen mit den Gefangenen zusammen, und sind derselben Behandlung unterworfen.

In den 33 folgenden Städten werden die Geisteskranken zu gleicher Zeit mit Greisen, Schwachen, Krätzigen, Venerischen, Kindern, mit Frauen, die einen schlechten Lebenswandel führen, und Verbrechern aufgenommen:

Aix	*Limoges*	*Poitiers*
Alby	*Lyon*	*Reims*
Angers	*Mâcon*	*Rouen*
Arles	*Martigue*	*Saintes*
Blois	*Montpellier*	*Saumur*
Cambrai	*Moulins*	*Sedan*
Clermont	*Nantes*	*Strasbourg*
Dijon	*Nismes*	*Saint-Servan*
Le Havre	*Orléans*	*St. Nicolas*, près *Nancy*
Le Mans	*Paris*	*Toulouse*
Lille	*Pau*	*Tours*

In der Salpetrière und im Bicêtre ist die Abtheilung der Geisteskranken in mancher Beziehung unabhängig von dem übrigen Theile des Hauses. Die Geisteskranken haben dort ein besonderes Regimen, besondere Diener und einen andern Arzt.

In den Städten, wo man Armenhäuser errichtete, hat man auch zugleich einen Theil der Häuser für Geisteskranke gelassen, dort die Wüthenden aufgenommen, und ein Theil dieser Abtheilungen hat schon den Namen *quartier de force* erhalten. Die Städte, wo sich Geisteskranke in Armenhäusern befinden, sind folgende:

Auxerre	*Châlons*	*Mousson*
Alençon	*Charité-sur-Loire*	*Dôle*
Amiens	*Laon*	*Troyes*
Besançon	*Montpellier*	*Tournus*

Hier werden die wüthenden Geisteskranken fortwährend in ihren Zellen gelassen; die andern sind mit Bettlern oder Landstreichern vermischt, und entbehren der besonderen Pflege, die ihr Zustand erheischt.

Endlich hat man sich auch nicht gescheut, die Geisteskranken in Gefängnisse unterzubringen:

Im Fort du Ha zu Bordeaux.

In der Maison de force zu Rennes.

Im quartier de force im allgemeinen Hospital zu Toulouse.

Im Bicêtre zu Poitiers, Caen, Amiens u. s. w.

Im Gefängniss für die Nationalgarde.

Im Schlosse zu Angers.

Zu Saint-Venant (einem kleinen festen Ort) sind die Geisteskranken in Gebäuden, die zum Militairgefängniss und Hospital dienen.

Uebrigens giebt es wenige Gefängnisse, in denen man nicht wüthende Geisteskranke findet, und diese Unglücklichen werden neben Verbrecher an Ketten befestigt.

Wie vielen Missethaten sind nicht diese Geisteskranken von Seiten der Uebelthäter ausgesetzt, die sich ein Spielwerk aus ihrem Zustande machen. Welch eine tiefe Erniedrigung ist es nicht für einen kranken Menschen, wenn er einige lichte Augenblicke hat, sich mit Verbrechern verwechselt zu sehen. Und welch ein Gefühl wäre es für einen Genesenden, wenn überhaupt unter solchen Umständen Genesung möglich wäre.

Die Geisteskranken, die so in einer Anstalt mit Schwachen, Vagabunden und Gefangenen zusammen sind, haben es, wie wir aus folgenden Umständen ersehen, in jeder Beziehung schlecht.

1) Die Häuser oder die Theile der Häuser, welche für diese Kranken bestimmt sind, sind ihren Bedürfnissen nicht angemessen. Beinahe überall, ausgenommen in der Salpetrière und im Bicêtre, bewohnen die Geisteskranken die entlegensten, ältesten, feuchtesten, ungesundesten Gebäude. In den Armenhäusern und in einigen Hospitälern sind die neuaufgeführten Gebäude nicht dem Zwecke angemessen, und bei einigen ist der Hof, der die Zimmer für Rasende von der umgebenden Mauer trennt, nicht eineKlafter breit.

2) Die besonderen Wohnungen, die Zellen, welche Logen, cachots, cages, cachelots u. s. w. genannt werden, erregen Entsetzen; die Luft und das Licht haben keinen Zutritt; sie sind feucht, eng, nach Art der Strassen gepflastert, oft tiefer liegend als die Erde, und zuweilen im Souterrain. Gewöhnlich haben diese Wohnungen keine Oeffnung weiter als die Thüre, und darin ein viereckiges kleines Loch; zuweilen keine weiter als die Thüre. Die Luft kann sich nicht darin erneuen, tritt man hinein, so benimmt der üble Geruch den Athem. Es giebt Zellen, die Käfigen ähnlich sind; andere sind von Holz und der Witterung ausgesetzt. In meiner Abhandlung über die Irrenhäuser werde ich mehrere dieser verschiedenen Wohnungen beschreiben, die zur Herabwürdigung des Menschen erbaut zu sein scheinen, und ihn der nothwendigsten Elemente zu seiner Lebenserhaltung berauben.

3) Oft fehlen die Betten, oder das Gestell ist von Stein 18 Zoll über der Erde; auf dieee Weise haben Unglückliche, die von Schlaflosigkeit gequält werden, zuweilen nur Steinpflaster und Stroh, um ihre Glieder darauf auszuruhen.

4) Beinahe überall sind die armen Geisteskranken, und auch oft die, welche Kostgeld bezahlen, nackt oder mit Lumpen bedeckt; man giebt ihnen die Fetzen von den Kleidern der Armen, Gebrechlichen, Gefangenen, die mit ihnen in derselben Anstalt wohnen. Dies ist, sagt man, für Narren immer gut genug. Eine grosse Anzahl von ihnen hat nur Stroh, um sich vor der Feuch-

tigkeit der Erde nnd Kälte der Luft zu schützen; dieses wird nicht oft genug erneuert, und manchmal entbehren sie sogar auch desselben. Ich sah einen unglücklichen Blödsinnigen, der ganz nackt und ohne Stroh auf dem Steinpflaster lag. Als ich hierüber mein Erstaunen ausdrückte, sagte mir der Schliesser, dass ihm die Verwaltungsbehörde nur alle vierzehn Tage ein Bund Stroh für jedes Individuum gebe. Ich machte diesem Barbaren bemerklich, dass der Hund, der vor der Thüre des Geisteskranken lag, ein besseres Lager habe, worauf der Wärter mich mitleidig belächelte. Und dies geschah in einer der grössten Städte Frankreichs. *)

5) Das ganze Regimen, die Nahrungsmittel sind nicht für diese Kranken geeignet. Gewöhnlich bekommen sie Schwarzbrot oder in ausgesuchten Fällen trockne schlecht gekochte Gemüse und Käse. In den Gefängnissen bekommen die Geisteskranken sogar nur Brot und Wasser, und letzteres auch nur, wenn es dem Schliesser so gefällt. Und wie geschieht diese Austheilung der Nahrungsmittel? Gewöhnlich täglich nur einmal, ja in einer Stadt giebt man den Geisteskranken und den Gefangenen einen Tag um den andern ein dreipfündiges Brot und einen Topf voll Wasser. Welch ein Regimen für Kranke, die durch Hitze, Durst und Verstopfung gequält werden!

6) In keinem Hause ist Raum genug zu der so nöthigen Bewegung für Geisteskranke. Oft gehen sie nur auf Treppen oder engen und dunkeln Corridors spazieren, und oft findet man nur für die Geisteskranken verschiedenen Geschlechts einen einzigen kleinen Hof. Die Wüthenden sind stets eingeschlossen und manchmal findet man Ketten an den Mauern, die den sogenannten Hof bilden, befestigt, woran man diese Geisteskranken befestigt, um sie frische Luft athmen zu lassen. Finden sich irgend wo Gesellschaftssäle, so sind sie niedrig, eng, schwarz, und mehr dazu geeignet, Traurigkeit als Zerstreuung hervorzubringen.

7) Die Geisteskranken werden nicht oder sehr schlecht bedient. Sie haben fast nirgends Wärter, und wo solche vorhanden sind, ist ihre Anzahl ungenügend. Sie werden barbarischen und harten Schliessern überlassen. Dieser Mangel ist um so trauriger, da diese Unglücklichen nicht Intelligenz genug besitzen, ihre Wünsche auszusprechen, und so der Pflege entbehren, die man jedem Kranken widmet. Was kann man auch von einem Schliesser erwarten, der 30, 50, ja 60 Kranken zu bewachen hat?

8) Fast überall sind die Ketten im Gebrauch, und zwar weil

*) Der Leser bedenke stets, in welchem Jahre diese Abhandlung geschrieben. Die glücklichen Reformen, die seit dieser Zeit geschehen, werde ich in der folgenden Abhandlung mittheilen.

die Wohnungen schlecht eingerichtet sind, weil nicht eine gehörige Anzahl von Wärtern vorhanden ist, weil man kein anderes Mittel kennt, und weil die Anwendung von Zwangsjacken zu kostbar ist. Ich habe nach mehreren Städten Zwangsjacken als Muster geschickt, und man bedient sich derselben aus Sparsamkeit nicht. Wahr ist es wohl, dass die Ketten weniger Unterhaltungskosten machen, und deshalb sagt auch Monro, dass der Gebrauch der Ketten bei Armen vorzuziehen ist. Aber der Missbrauch der Ketten ist empörend. In einer der grössten Städte, die ich aus Abscheu nicht nennen will, werden die Wüthenden an ein eisernes Halsband, das durch eine lange Kette in der Mitte der Diele befestigt ist, geschlossen, und man gab mir die feste Versicherung, dass dies das beste Mittel sei, um die Wuth zu beruhigen.

9) Die Aerzte haben in allen Städten vergebliche Eingaben gemacht; denn da ihnen die ersten Mittel uur Heilung fehlen, so werden sie entmuthigt, und besuchen die Geisteskranken nur, wenn sie an heftigen Krankheiten leiden. Selten geschehen die Besuche, um auf die Geisteskrankheit einzuwirken, und in manchen Häusern verordnen sogar die Schliesser.

10) Die Behörde besucht nur sehr selten die Geisteskranken, denn man hält die Krankheit für unheilbar, die Kranken für böswillige Menschen, für die man schon genug thut, wenn man ihnen Wasser und Brot zukommen lässt.

So lange die Geisteskranken so gepflegt, so behandelt, so logirt werden, kann für sie kein glücklicheres Loos entstehen.

Wie soll man diesen Unglücklichen die Sorgfalt, die sie fordern können, zukommen lassen? Wie den Wünschen der Localbehörden und der Regierung genügen?

Man ist von dem Unpassenden ihrer jetzigen Wohnungen überzeugt, aber die Meinungen sind getheilt, ob man die Gebäude, in denen sie sich jetzt befinden, vergrössern, verbessern, oder ob man eigene Gebäude für sie erbauen soll.

Aus dem Vorhergehenden ergiebt sich schon meine Meinung gegen den ersten Vorschlag, und ich stimme unbedingt für die Errichtung von eigenen Hospitälern. Was die Frage anbelangt, ob man Anstalten für Heilbare und Unheilbare errichten soll, so habe ich sie schon beantwortet, nnd es bleibt nur noch die Frage zur Beantwortung übrig, ob man in jedem Departement ein Hospital errichten müsse, oder ein Hospital für mehrere Departements. Die Errichtung eines Hospitals in jedem Departement kann grosse Vortheile haben, aber sie werden von der Errichtung einer kleinen Anzahl von Hospitälern bei weitem überwogen.

1) Es würde eine enorme Ausgabe machen, wenn man für jedes Departement ein Hospital einrichten wollte; denn man glaube nur nicht, dass man alte Gebäude hierzu benutzen kann, denn wir

sind hiervon durch die Erfahrung zurückgekommen. Wenn man für jedes Departement ein Hospital erbaut, so braucht dies nur für eine geringe Anzahl von Individuen, z. B. für 30, 40, 60 zu geschehen. Und wie sollte man hier die nöthigen Unterabtheilungen bewirken können?

2) Lässt man die Geisteskranken in ihrem Departement, so werden sie noch immer Opfer der Vorurtheile sein, die in vielen Provinzen herrschen, wo man diese Unglücklichen für unheilbar hält. Ich würde diesen Anstalten einen andern Namen, z. B. Zufluchtsort geben. Und alle die, welche wissen, welchen Einfluss ein Wort auf den Geist des Menschen hat, werden mir beistimmen.

3) Wenn man die Zufluchtsorte für die Kranken vervielfacht, so können keine grössere Anstalten errichtet werden, die immer mehr ein grösseres Zutrauen erwecken und mehr Kranke herbeiziehen.

4) Glaubt man in jedem Departement Männer zu finden, die fähig sind, einer solchen Anstalt vorzustehen? Man täusche sich hierin nicht, denn die Pflichten eines Dirigenten sind gross. Zwar fehlt es uns nicht an tüchtigen Männern, nur können sie doch nicht allen Irrenanstalten vorstehen. Es bedarf hierzu einer eigenthümlichen Richtung des Geistes, eines grossen Zeitaufwandes und vieler Selbstverläugnung. Wird ein Arzt, der einen grossen Ruf, folglich eine ausgedehnte Praxis hat, die Aufsicht über ein kleines Hospital annehmen, welches seine ganze Zeit in Anspruch nimmt?

Indem man grosse Anstalten errichtet, und sie passend vertheilt, wird man bessere Resultate für die Aufgenommenen, günstigere für die Oeconomie erhalten.

Den Plan zu einer Irrenanstalt darf man nicht allein dem Architecten überlassen, denn die Anstalt ist schon selbst ein Heilungsmittel. Ich will hier meine Erfahrungen über diesen Punkt mittheilen.

1) Die Anstalten müssen ausserhalb der Stadt gebaut werden; man muss sich hierzu ein etwas höheres Terrain aussuchen, dessen Boden vor Feuchtigkeit geschützt, welches aber dennoch reichlich mi Wasser versehen ist.

Die Anstalt muss aus einem Mittelgebäude bestehen, wo sich die Wohnungen der Beamten und der Aerzte befinden. An den beiden Seiten dieses Gebäudes werden die Häuser für die Kranken errichtet, und zwar so, dass die Männer rechts, die Frauen links sind. Diese Häuser müssen geräumig genug sein, um die Kranken nach ihrem Character und der Periode der Krankheit vertheilen zu können. Sie müssen in einem Viereck gebaut werden, inwendig einen Hof haben, der von einer Gallerie umgeben ist, wo sich die Thüren und Fenster der Zimmer öffnen. Die Zimmer

gehen parallel auf beiden Seiten des Vierecks. Auf der dritten Seite befindet sich der Versammlungssaal und der Speisesaal. Die vierte Seite ist durch ein Gitter geschlossen, welches eine grosse Aussicht auf Gärten oder Acker gestattet, und der Hof muss bepflanzt sein, und einen Springbrunnen in der Mitte haben. Mitten in diesen Gebäuden müssen sich kleine, von einander getrennte Gebäude befinden, die zu Werkstätten, Badesälen, Dampfapparaten u. s. w. dienen. Wie ich schon oben angeführt, müssen die Kranken von verschiedenem Character getrennt werden. Die Reconvalescenten müssen so vertheilt sein, dass sie weder die übrigen Kranken sehen noch hören können.

Die einzelnen Stuben dürfen nicht alle auf dieselbe Weise eingerichtet sein. Die Wohnungen, die für Wüthende bestimmt sind, müssen fester gebaut sein, und Sicherheitsmittel darbieten, die für die übrigen Kranken unnütz, ja selbst schädlich sind. Es giebt Geisteskranke, die sich beschmutzen; daher muss der Boden der Zimmer, die sie bewohnen, gepflastert und gegen die Thür zu gesenkt sein. Die Zimmer der übrigen Kranken müssen gedielt sein. Die Abtheilung der Reconvalescenten darf sich in nichts von Privathäusern unterscheiden.

Die Zimmer für die Geisteskranken müssen sich alle im Parterre befinden. Diese Anordnung scheint mir sehr wichtig und ist nicht willkürlich; ich gestehe jedoch, dass sie beinahe allen bis jetzt bestandenen Einrichtungen entgegengesetzt ist. Ueberall wohnen die Wüthenden zur ebenen Erde, ja sogar im Halbsouterrain, besonders in England, zu Armentières, Mareville und in den Städten Frankreichs, wo es Verstecke unter der Erde giebt; die andern Geisteskranken bewohnen aber die obern Stockwerke.

Die Anstalten, in denen die Geisteskranken im ersten, zweiten, dritten Stockwerke wohnen, haben zahlreiche und grosse Uebelstände. Die Fenster müssen von allen Seiten gut vergittert sein um dem Ausbrechen und dem Selbstmorde vorzubeugen. Man muss die Treppen mit Gittern umgeben, wie dies im neuen Gebäude im Bicêtre geschehen.

2) Das häufige Scheuern, das so nöthig ist, schadet den Dielen.

3) Die Geisteskranken werden in ihren Zimmern oder auf ihrer Gallerie eingeschlossen, weil man fürchtet, dass sie sich herunterstürzen können. Wollen sie aus dem Corridor, so bedürfen sie hierzu erst der Erlaubniss, die von dem Willen der Wärter abhängt, und dies ist sehr schädlich, denn die Kranken ziehen es dann lieber vor, in ihren Zimmern, ja selbst in ihren Betten zu bleiben.

4) Der Dienst bei den Kranken ist viel beschwerlicher, und die Aufsicht des dirigirenden Arztes fast unmöglich.

Die Anstalten, deren Zimmer sich im Parterre befinden, haben unzählige Vortheile:

1. Die Fenster und Treppen bedürfen keiner eisernen Stäbe, die Wohnzimmer können offen bleiben und die Geisteskranken können nach Belieben herausgehen.

2. Der Dienst ist weit leichter, weil man nicht stets die Treppe steigen muss. Die Wärter bewachen sich besser gegenseitig und werden leichter vom Dirigenten des Hauses beobachtet, da sie nicht auf den Gallerien und Corridors eingeschlossen sind, wo man erst nach vielem Klingeln Eintritt hat.

3. Der Arzt kann mit grösserer Bequemlichkeit seinen Besuch machen, er kann jeden Augenblick ohne Geräusch zu den Kranken und Dienern kommen, und diese sind, aus Furcht überrascht zu werden, emsiger, aufmerksamer und gefälliger.

Nach der Anzahl der Geisteskranken, die in den bisherigen Anstalten sich befinden, kann man 20 neue Anstalten als genügend annehmen. Die erste Ausgabe für jede dieser Anstalten kann sich auf 500,000 Franken belaufen, und die Anstalten selbst können von hier ab in drei Jahren beendet sein.

XVI.

Von den Irrenanstalten.

Ehe ich die allgemeinen Prinzipien angebe, die bei Errichtung von Irrenanstalten geltend gemacht werden müssen, muss ich im Allgemeinen den vergangenen Zustand mit dem jetzigen vergleichen. Man wird mich der Vorliebe für mein Vaterland anklagen, aber ich versichere, dass ich nichts angeben werde, was ich nicht selbst gesehen oder durch Documente belegen kann.

Plato nimmt eine Geisteskrankheit an, die von den Göttern kommt. Die griechischen Aerzte theilten diese Meinung, die in Griechenland allgemein war. Hippokrates bekämpfte sie, so wie die bizarren und abergläubischen Sitten seiner Zeitgenossen. Plato hatte diesen Glauben durch die aegyptischen Priester bekommen. An den beiden Endpunkten Aegyptens gab es Tempel, die dem Saturn geheiligt waren, wohin sich die Monomaniaci in Masse begaben, und wo Priester durch alle mögliche Mittel die Heilung bewerkstelligten. Die Griechen und Römer hatten gleichfalls ihre religiösen Ceremonien, um die Geisteskrankheit zu heilen.

Als der Sensualismus des Heidenthums von den ernsten und und beinahe melancholischen Principien des Christenthums verdrängt worden war, und die herrschenden religiösen Ideen sich geändert hatten, nahm das Delirium bei den meisten Geisteskranken einen andern Character an. Diese Kranken zeigten sich nicht mehr mit Blumen bekränzt als von den Göttern Inspirirte, um die Zukunft vorherzusagen; sondern die Geisteskranken wurden unglücklicher, von Schrecken ergriffen, sie zerrissen ihre Kleider, drangen in ganz einsame Orte, irrten auf den Gräbern umher, und schrien, dass sie in der Macht des Teufels wären. Man hielt

die Geisteskranken nicht mehr für Günstlinge der Götter, sondern für das Opfer der Macht böser Geister, und die Geistlichen nahmen es auf sich, sie davon zu befreien. Es gab geheiligte Orte, die eine grosse Berühmtheit erlangt hatten, und wo man sich nur mit Heilung der Besessenen beschäftigte. Im Jahre 1207 oder 1209 wurde zu Paris das Kloster zur Loskaufung von Gefangenen begründet. Saint Mathurin war lange Zeit Patron dieses Klosters, und genoss einen grossen Ruf in der Heilung dieser Kranken. Der Dr. Haldat, ein sehr ausgezeichneter Arzt zu Nancy, hat eine Abhandlung herausgegeben, worin er die Heilungen bekannt macht, die der Pastor des Dorfes Bonnet früher bewerkstelligte. Früher führte man die Geisteskranken in die Kirche von Castel-Sarrasin, einer kleinen Stadt von Ober-Languedoc, um dort sie vom bösen Geiste zu befreien. Ehemals war zu Besançon das Fest des Schweisstuches Christi *(Fête du saint-suaire)* sehr berühmt, und es kamen dort alle Geisteskranken hin, da man glaubte, dass der Dämon aus dem Körper der Besessenen durch diese religiöse Ceremonie vertrieben werden müsse.

Aus den alten Schriften ersehen wir nicht, ob die Geisteskranken eingeschlossen waren; sie sagen uns nichts, wie die Unglücklichen wohnten, bedient und behandelt wurden. Nur im Orient findet man zuerst einige Spuren hierüber.

In Leo dem Afrikaner liest man die Namen der verschiedenen Hospitäler, die in der Stadt Fez in Afrika im 7ten Jahrhundert existirten. Man liest darin auch, dass zu Fez ein besonderes Gebäude bestand, in welchem die Geisteskranken mit Ketten angeschlossen waren. Sonst findet man keine andere Spuren weder in alten, noch in neueren Zeiten darüber, und erst zu Anfang des 17ten Jahrhunderts beschäftigte man sich mit diesen Unglücklichen ganz besonders.

Man weiss nur zu gut, was ehemals aus den Geisteskranken wurde, und es ist wahrscheinlich, dass eine grosse Anzahl derselben umkam. Die wüthendsten wurden, falls sie nicht als Besessene oder Hexenmeister verbrannt wurden, eingesperrt; die ruhigeren liefen frei in den Städten und auf dem Lande umher, und waren dem Spotte und den Beleidigungen ihrer Mitbürger ausgesetzt.

Die eifrigen Predigten Vincent's von Paulus über das Mitleid bewirkten viel Gutes; man errichtete allgemeine Hospitäler für Bettler, und da man die Geisteskranken als Vagabunden ansah, so hielt man sie fest.

Im Jahre 1600 leitete ein Prediger die Irrenanstalt zu Marseille; im Jahre 1657 gab es 44 angezeigte unheilbare Geisteskranke im Petite-maison zu Paris. Ein Befehl des Parlaments zu Paris vom 7ten Septbr. 1660 verordnete, dass die Geisteskran-

ken in das allgemeine Hospital gebracht werden sollten. In vielen Provinzen waren die Geisteskranken in Klöstern eingesperrt. Gegen das Jahr 1780 machte Howard eine Reise durch Europa, um sich zu überführen, wie die Gefangenen wohnen und behandelt werden. *) Er beförderte die philanthropischen Gesinnungen und humanen Gefühle mächtig; Howard hatte beinahe in allen Gefängnissen Geisteskranke gefunden, und drückte kräftig seinen Unwillen gegen eine solche Genossenschaft aus. Die Regierung unserer Könige, die in Allem was nützlich ist, nie zurückblieb, unterstützte diese wohlwollenden Gesinnungen.

Der schlechte Zustand der Hospitäler zu Paris, und die bedauernswerthe Lage der Geisteskranken hatten schon lange die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Ein edler Eifer für die Erleichterung der Gebrechlichen und Krüppel bemächtigte sich Aller; es entstand eine Art von Wetteifer in Verbesserung der Hospitäler, und ausgezeichnete Namen glänzten auf den Listen. Eine grosse Anzahl von Abhandlungen wurden publicirt, und Commissarien nach England geschickt. Im Jahre 1774 hatte Anton Petit das Verlegen des Hôtel-Dieu zu Paris vorgeschlagen, später machte der Architekt Poyet einen grossen Entwurf bekannt; das Hospital Beaujon wurde nach den in den verschiedenen Schriften angedeuteten Ansichten erbaut, aber das Schicksal der Geisteskranken änderte sich nicht. Man hörte nicht auf, in diesen Kranken nur Rasende zu sehen, vor denen man auf seiner Hut sein müsse; man liess sie in Gefängnissen, in Käfigen an Steine gekettet.

Ludwig XVI. erliess im Jahre 1785 eine Ordonnanz wegen der Reform des Hôtel-Dieu, und eine Instruction über die Art und Weise, die Geisteskranken zu leiten. Diese Instruction war von Colombier redigirt worden. Er sagt hierin, die zahlreichen Anstalten, die zu jener Zeit bestanden, hatten nur den Zweck, das Publikum gegen die Wuth der Geisteskranken zu sichern; diese Kranken waren in Häusern unter einander eingesperrt; die Ruhigen mit den angeketteten Wüthenden gemischt, ohne dass man daran dachte, diesen Kranken das geringste Hülfsmittel zu reichen. Colombier beklagt sich, dass die Geisteskranken herumlaufen, er giebt diess dem Mangel an Anstalten, dem bösen Willen der Communen Schuld, die aus Furcht Kosten zu bezahlen, die Regierung nicht unterstützen. Er sagt aber doch, dass man in jedem Armenhause besondere Wohnungen einrichten wolle, wo Geisteskranke aufgenommen und behandelt werden sollten. Sehr inte-

*) *Etat des prisons, des hôpitaux et des maisons de force. Paris* 1788.

ressant ist es, welche Ideen man damals über passende Wohnungen für Geisteskranke hegte.

Dieser Arzt will, dass eine solche Anstalt frische Luft, gesundes Wasser, mit Bäumen bepflanzte Spaziergänge enthalte, dass sie in vier Abtheilungen zerfalle, damit man die verschiedenen Formen der Geisteskrankheit trennen könne. Er verlangt eine besondere Abtheilung für die Wüthenden, eine andere für die Ruhigen, eine dritte für die Blödsinnigen, eine vierte für die Reconvalescenten, u. s. w.

In dieser Instruction steht auch, dass die meisten der Leute, die die Geisteskranken bewachen, nach längerer oder kürzerer Zeit in Blödsinn oder in Manie verfallen, wie es Colombier im Bicêtre und in der Salpetrière gesehen haben will. Ich habe seit 40 Jahren Geisteskranke beobachtet, und nichts Aehnliches gefunden, obgleich diese Meinung noch in mehreren Ländern, besonders in Deutschland, verbreitet ist.

Im Jahre 1786 sagt Tenon, dass die Hospitäler, die der Hauptstadt am nächsten sind, und wo man Maniaci behandelt, Lyon und Rouen sind. In Paris wurden die Reichen und die Armen im Hôtel-Dieu in zwei Sälen behandelt, und zu ihnen auch die an Hydrophobie Leidenden gelegt. So bestand also zu Paris noch keine eigentliche Anstalt zur Zeit Tenon's für die Behandlung der Geisteskranken, und er hatte den Plan, eine eigene Anstalt für 200 derartige Kranke zu gründen.

Jetzt wurde die Abtheilung für geisteskranke Frauen in der Salpetrière erbaut, und Ludwig XVI. befahl zu gleicher Zeit die Errichtung einer neuen Salpetrière, die der berühmte Architekt Viel ausführte.

Im Jahre 1792 wurde Pinel als dirigirender Arzt im Bicêtre ernannt. Er beschäftigte sich sogleich mit den Geisteskranken, die als unheilbar in diesem Hause aufgenommen worden waren, und würde in seinem ausserordentlichen Eifer durch Pussin unterstützt. Die Verwaltung bewilligte eine besondere Anstalt für Geisteskranke, verbesserte das Regimen, und 80 Maniaci wurden von ihren Ketten befreit, von denen auch mehrere geheilt wurden. Die Revolution, die fast Alles zerstörte, verschonte auch nicht die Anstalt zu Charenton. Ein Befehl des Directoriums (15ten Juni 1797) stellte dieses Haus wieder her, und Gastali wurde zum Arzt dieses Hauses ernannt.

Pinel konnte sich nicht entschliessen, die Salpetrière zu verlassen, und zwei Tage später erschien ein neuer Befehl, worin die Aufnahme der Geisteskranken im Hôtel-Dieu untersagt wurde. Zu gleicher Zeit erschien auch die Ordonnanz, die die Entlassung der Geisteskranken aus den Petites-maisons vorschrieb, und befahl, dass 30 Frauen und 50 arme und geisteskranke Männer auf

Kosten der Bürgerhospitäler zu Paris und Charenton behandelt werden sollten, und dass die Geisteskranken, die nach drei Monaten nicht geheilt sind, nach Bicêtre und der Salpetrière gebracht werden. Vergeblich kam der Gesundheitsrath der Hospitäler hiergegen ein. Pinel organisirte unterdessen in der Salpetrière Alles nach seinen Principien. Die Epileptischen dieses Hospitals wurden von den geisteskranken Frauen getrennt, und so nahm die Behandlung der Geisteskranken eine regelmässigere Gestalt, einen sicherern Gang unter der Leitung Pinel's mit Hülfe Pussin's an.

Im Jahre 1806 wurden die geisteskranken Männer im Bicêtre, welches erweitert ward, die Frauen wie früher in der Salpetrière behandelt. Im Jahre 1819 setzte der Minister des Innern dem Känige den schlechten Zustand der Geisteskranken in Frankreich aus einander, und schug Mittel vor, um den Zustand dieser Unglücklichen zu verbessern.

Im folgenden Jahre ernannte der Nachfolger dieses Ministers eine Commission, die mehrere Fragen vorlegte, welche an sämmtliche Präfecten gesandt wurden, und die Vieles zur Verbesserung des Regimens der Kranken feststellte. Grosse Anstalten wurden projectirt, und selbst in mehreren Provinzen erbaut; unendlich viele Verbesserungen wurden angefangen, und veränderten gänzlich die Abtheilungen der Geisteskranken im Bicêtre und in der Salpetrière.

Aus folgenden Notizen über die vorzüglichsten Anstalten Frankreichs kann man den alten Zustand der Geisteskranken bei uns erkennen, und die Verbesserungen seit 40 Jahren abschätzen.

Avignon. — Der Einfluss, den die ersten Arbeiten Pinel's hatten, hat sich nicht nur auf Paris beschränkt. Seit dem Jahre 1800 hat sich das Hospital zu Avignon merklich verbessert, und seit 10 Jahren ist es bedeutend vergrössert worden. Durch die Lage dieser Anstalt am Fusse eines Felsens ist es vielen Unannehmlichkeiten ausgesetzt, und hat hierdurch einen sehr unangenehmen Anblick. Wegen des steinigen Bodens können weniger Anpflanzungen gedeihen, und man ist dort nicht so vor der Sonnenhitze geschützt. Die Zellen im Erdgeschoss öffnen sich zwar auf eine Gallerie, können aber doch nicht gehörig gelüftet werden. Im Allgemeinen sind die Thüren zu viel mit Eisen beschlagen. Uebrigens ist die Anstalt durch Reinlichkeit und durch ausgezeichnete Leitung merkwürdig.

Rouen. — Die Geisteskranken zu Rouen waren in einem Gefängnisse, das Bicêtre genannt wurde, und im allgemeinen Hospitale eingeschlossen. So schlecht auch diese Wohnungen waren, so machte doch der Dr. Vintrigné im Jahre 1800 mehrere glückliche Versuche zur Heilung. Im Jahre 1802 erbaute man zwei neue Höfe im allgemeinen Hospital, wo sich schlechte hölzerne Zellen befanden, die für die Wüthenden bestimmt waren. Hier

wirkte der ausgezeichnete Arzt Vigné ungeachtet aller schlechten örtlichen Verhältnisse. Er führte die Zwangsjacke und eine regelmässige Behandlung ein, aber dessen ungeachtet wurde ihm Vieles in den Weg gelegt, und er nahm seinen Abschied. Im Jahre 1821 wurde Saint-Yon als Irrenanstalt für das Departement der Seine inférieure bestimmt, und der Bau so schnell betrieben, dass das Gebäude am 11ten Juni 1825 fertig war. Das Gebäude ist eine der besten Irrenanstalten, und man bewundert dort die Ordnung und Disciplin, die durch Dr. Foville, früheren Eleven der Salpetrière, eingeführt wurden. Dieser Zufluchtsort steht unter der Leitung eines Directors und unter der Obhut einer von dem Präfecten ernannten Commission, und Nonnen verrichten die Dienste. Nach einer im Jahre 1835 von dem Director der Anstalt, Dr. Boutteville, bekannt gemachten statistischen Notiz hat sich die Zahl der aufgenommenen Geisteskranken sehr schnell vergrössert, denn am 1sten Decbr. 1825 zählte man zu Saint-Yon 81 Geisteskranke, nämlich 39 Männer und 42 Frauen, während am 31sten Decbr. 1835 sich daselbst 455, nämlich 221 Männer und 234 Frauen befanden. Auch bemerkt Boutteville, dass die Cholera im Jahre 1832 die Geisteskranken nicht verschonte, und dass 2 Männer und 11 Frauen daran starben. Von 1825 bis 1834 wurden in dieser Anstalt 1438 Geisteskranke, nämlich 737 Männer und 701 Frauen aufgenommen.

Die Geisteskranken zu Saint-Yon zerfallen in vier Klassen: 1) in Pensionaire, die jährlich 450 — 1500 Franken Pension bezahlen; 2) in Geisteskranke, die aus den benachbarten Departements dort hingeschickt worden sind, und 450 Franken zahlen; 3) in solche, die von den Communen oder Hospitälern hingebracht worden sind, und 350 Franken zahlen, und 4) in solche, die Communen angehören, welche nicht 10,000 Franken Einkünfte und kein Hospital haben.

Bordeaux. — Die Irrenanstalt zu Bordeaux befindet sich im Südosten der Stadt; sie hat eine schöne Lage und ist von den bevölkerten Theilen getrennt. Sie ist im Allgemeinen unter dem Namen Couvant de force bekannt; dieses Haus war in alten Zeiten zum Gefängniss für Mädchen und Frauen bestimmt. Die Geisteskranken hatten hier, wie in dem Hospital des Enfans trouvés, einen Theil inne. Diese Unglücklichen wurden auch im Rathhause und im Fort Hâ eingesperrt, bis im Jahre 1803 alle Geisteskranken in das Couvent de force kamen. Man erbaute sodann Zellen an den vier Seiten eines viereckigen, bepflanzten Hofes, der durch ein Gitter in zwei Theile zerfällt und in der Mitte ein Badehaus enthält; später fügte man noch drei von Zellen umgebene Höfe hinzu. Dieser Theil wurde nur für Männer bestimmt, als man in den Jahren 1819 und 1820 eine

Abtheilung für Frauen erbaute. Die Frauen sind von den Männern durch einen grossen Garten und die genannten alten Gebäude getrennt. Alle Zellen sind im Parterre, gross, und dadurch merkwürdig, dass ein Leibstuhl unter jedem Fenster ist, der, geöffnet, den Schmutz auf den Hof entleert.

Die Nonnen in der Anstalt gehören zur Congregation zu Nevers; sie erhalten daselbst eine bewunderungswerthe Ordnung und Reinlichkeit, und überall herrscht Milde, Humanität und Wohlwollen. Die Kranken haben alle mögliche Freiheit. Ein Oberarzt, Dr. Révolat, ein Adjunct und zwei Chirurgen sind das ärztliche Personal.

In diese Anstalt werden ausser den Armen auch Pensionaire aufgenommen, die verschiedenes Kostgeld zahlen; 22 gaben im Jahre 1818 1200 Franken. Lange Zeit hindurch durften die Kranken nicht eher darin aufgenommen werden, als bis sie für unmündig erklärt worden waren. Hieraus entstanden viele Uebelstände, die aber durch die Annullirung dieser Verordnung beseitigt worden sind. Im Jahre 1809 zählte man im Couvent de force zu Bordeaux 58 Geisteskranke, nämlich 27 Männer und 31 Frauen, dagegen befanden im Jahre 1817 sich 125, nämlich 47 Männer und 78 Frauen darin. Im Jahre 1826 konnten die Geisteskranken aus dem Departement de la Gironde in der Anstalt zu Bordeaux nicht aufgenommen werden, daher wurden die Armen, die Wüthenden, die Gebrechlichen in das Hospital nach Cadilhac, einer kleinen 7 Stunden von Bordeaux entfernten Stadt, geschickt. Hier hatten es diese Kranken schlecht; jedoch hat man seit einigen Jahren beträchtliche Verbesserungen vorgenommen. Diese Anstalt enthielt den 21sten December 1835 209 Geisteskranke, die der Dr. Villain behandelt.

Montpellier. — Die Geisteskranken zu Montpellier waren in den Hospitälern Saint-Eloy und Saint-Esprit, so wie in dem Armenhause eingesperrt. In ersterem, das zugleich zum Klinikum dient, befanden sich 18 Zellen um bie beiden kleinen Höfe, die hinter den grossen Gebäuden versteckt liegen. Die Wüthenden waren angekettet, die Ruhigen aber mit den Armen vermischt. Die Geisteskranken zu Saint-Eloy hatten zwei sehr kleine Höfe inne; selten durften die Männer aus ihren Zellen gehen, da die Frauen auf denselben Höfen wohnten. Uebrigens wurden sie von einer Nonne, die bei ihnen wohnte, gut gepflegt und mit Sanftmuth behandelt. Endlich befahl die Administrationsbehörde der Hospitäler die Erbauung eines besonderen Gebäudes für Geisteskranke im Hospital du Saint-Esprit, und der Grundstein dazu ward im Jahre 1821 gelegt. Ein Jahr darauf wurden die Männer in den für sie bestimmten Theil gebracht. Im Jahre 1823 wurde das Gebäude durch einen Schlafsaal für ruhige Geisteskranke und

mehrere Gesellschaftssäle, später aber noch bedeutend vergrössert, als die Frauen im Jahre 1824 von ihrem Theile Besitz nahmen. Dem Professor Rech zu Montpellier wurde die Gesundheitspflege übertragen, der dieser umsichtige Mann mit grossem Eifer und gutem Erfolge vorsteht. Zugleich hat er dort auch einen klinischen Cursus über die Geisteskranken eingerichtet. Die Anstalt hob sich sehr schnell; denn Rech hatte anfangs nur 29 Kranke darin gefunden; am Ende des Jahres 1825 war aber die Zahl schon auf 75 gestiegen; in den drei folgenden Jahren wurden 106 aufgenommen, und im Decbr. 1835 waren schon 158 Geisteskranke, nämlich 75 Männer und 63 Frauen dort.

Marseille. — Schon seit mehreren Jahrhunderten hatte die Hauptstadt der Provence ein Hospital, wo man Geisteskranke und verschiedene andere Kranke, die in den Hospitälern der Stadt nicht aufgenommen werden konnten, unterbrachte. Nach mehreren Veränderungen wurde dieses Hospital dahin verlegt, wo es heute noch ist, nämlich in ein altes Krätzhaus, das in der Vorstadt Saint-Lazare liegt; es erhielt denselben Namen, den die Vorstadt hat, und liegt an der grossen Strasse nach Aix. Im Jahre 1698, in welches seine letzte Bestimmung fällt, setzten der Bürgermeister und die Schöffen ein Reglement auf, das 1699 bestätigt wurde. Raymond sagt, dass 96 Geisteskranke im Jahre 1769 dort gewesen sind. Diese Anstalt, die in einem traurigen Zustande war, wurde 1816 durch zwei an die alten Gebäude stossende Häuser vergrössert. Seit beinahe 30 Jahren ist der Dr. Liotard Arzt dieser Anstalt. Da seit zehn Jahren die Zahl der Geisteskranken sich beträchtlich vergrössert hat, so wurde das Hospital Saint-Joseph, in der gleichnamigen Vorstadt, für die Idioten, Epileptischen und ruhigen Geisteskranken eingerichtet. Hier ist Guiaud Arzt. Die Wüthenden und die aufgeregten Geisteskranken blieben zu Saint-Lazare. In beiden Anstalten verrichten Nonnen die Dienste. Der Maire, der Präfect und der königliche Procurator bestimmen die Aufnahme, die nur dann definitiv stattfindet, wenn die Kranken für unmündig erklärt sind. Es werden von den benachbarten Departements auf deren Kosten auch arme Pensionaire dort untergebracht; der Preis ist verschieden. Im Jahre 1811 befanden sich 121 Geisteskranke, nämlich 70 Männer und 51 Frauen, zu Saint-Lazare. Seit 1797—1818 hatten 696 Aufnahmen stattgefunden, nämlich 345 Männer und 351 Frauen. Im Durchschnitt sind in diesem Zeitraum jährlich 33 Kranke, nämlich 16 Männer und 17 Frauen aufgenommen worden. Im Jahre 1823 wurde der Plan zu einer neuen Irrenanstalt durch den Architecten Pinchot bei der Regierung eingereicht. Dieser Plan wurde nach vielen Jahren bestätigt und im Jahre 1833 auszuführen begonnen. Jetzt ist das Haus bis auf die Hälfte

beendet. Die Stadt wird sich rühmen können, eine ausgezeichnete Irrenanstalt errichtet zu haben.

Aix. — Die Irrenanstalt zu Aix liegt nahe an dem Hospital auf einen Hügel. Die wüthenden Geisteskranken werden dort durch eine lange Kette an der Mauer befestigt, und man hat sowohl in baulicher als administrativer Hinsicht vielfache Verbesserungen vorgeschlagen, die hoffentlich recht bald in Erfüllung gehen werden.

Lyon. — Als ich zum ersten Male im Jahre 1809 die Stadt Lyon besuchte, befanden sich die Geisteskranken im Hôtel-Dieu und in der Charité. Sie bewohnten in letzterer Anstalt das Untergeschoss, und hatten im Hôtel-Dieu 38 Zimmer. Auf einen Bericht des Dr. Amard *) wurden die Geisteskranken in einem alten Kloster vereint, obgleich die Wahl dieses Gebäudes, das man jetzt merklich verbessert hat, im Ganzen nicht glücklich war. Im Jahre 1821 befanden sich 185, im Jahre 1822: 235, im Jahre 1829: 136, im Jahre 1836: 291 Geisteskranke in der Anstalt. Der Dr. Martin d. J. war hier lange Zeit Arzt, und er hat zuerst die Drehmaschine Darwin's in Frankreich eingeführt. Vom Jahre 1821 — 1835 war Pasquier Arzt, und seit einigen Jahren steht Bottex der Anstalt vor. Durch die genannten drei Aerzte wurde viel zu Gunsten dieser armen Kranken gethan.

Saumur. — Die sonderbarste Anstalt, die in Frankreich, ja selbst in Europa existirt, ist ohne Zweifel das Hospital Providence zu Saumur, wo Greise, Kinder, Epileptische und Geisteskranke aufgenommen werden. Es liegt im Osten der Stadt und am Ende der Vorstadt Fénet, von der Loire durch eine grosse Strasse getrennt. Die Wohnungen in diesem Hospital zerfallen in zwei sehr verschiedene Sectionen: 1) in die Gebäude, die früher den heiligen Vätern des Oratoriums zu Wohnungen dienten, und 2) in die Keller. Das alte Gebäude der heiligen Väter des Oratoriums, das an dem Abhange eines Hügels steht, bildet ein Viereck, auf dessen drei Seiten sich schöne dreistöckige Häuser erheben. Hier sind die Schlafsäle, Gesellschaftssäle, die Wohnungen für Greise und Gebrechliche, ferner für die Beamten und die Nonnen, so wie auch die Kapelle. Hier hat man auch sechs Zimmer für Geisteskranke eingerichtet, die eine grosse Pension zahlen. Im Osten von diesem Gebäude ist ein grosser Garten; ist man diesen durchgegangen, so kommt man an eine breite in den Felsen am Abhange des Hügels gehauene Treppe; diese Treppe endet auf eine Rampe, von wo man eine herrliche Fernsicht hat, und wo sich in dem Felsen, der dieselbe umgiebt, eine grosse

*) *Traité analytique de la folie. Lyon.* 1807.

Zahl kleiner Zellen oder Logen befinden, wo die Maniaci, die ruhigen Geisteskranken und einige Greise wohnen. Rechts von der Treppe ist ein Hof, der zu den Kellern führt; am Ende dieses Hofes befindet sich ein in den Felsen gehauener Keller, worin sich die Wohnungen für die Nonnen, die der Anstalt vorstehen, und die Küche befinden. Ausserdem findet man hier 60 blödsinnige, epileptische oder paralytische Frauen. Seitwärts von diesem ersten Keller befinden sich mehrere kleinere, wo geisteskranke und epileptische Frauen sind, die isolirt werden müssen. Obgleich das Licht und die Luft hier wenig erneuert werden kann, so sind die Wohnungen doch vollkommen trocken und gesund, und man findet die grösste Reinlichkeit, das beste Regimen in dieser Anstalt, der der Dr. Gaulay mit grossem Eifer vorsteht.

Angers. — Hier findet man mehrere Anstalten: das Schloss, die Maison des Pénitentes und das Hospital, wo die unheilbaren Geisteskranken aufgenommen werden. Man sollte hier eine eigene Irrenanstalt errichten.

Saint-Venant. — Hier wurde im Jahre 1824 durch den Präfecten des Departements, Simon, das erste Reglement für Geisteskranke entworfen, wo seit dieser Zeit die armen Kranken eine bessere Pflege erhalten.

Armentières. — Die Irrenanstalt zu Armentières bildet ein langes Viereck; die eine der Seiten ist für die Wohnung des Directors, für die Gesellschaftssäle, für die Reconvalescenten, für die Küche, u. s. w. bestimmt. Die gegenüberstehende und die rechte Seite haben zwei Etagen und ein Untergeschoss. In diesem Souterrain befindet sich ein Corridor, wo sich die Logen, die 6 Fuss 6 Zoll breit, und 7—8 Fuss hoch sind, öffnen. Die beiden oberen Etagen haben gleichfalls einen Corridor, von dem man in die Zellen tritt. Auf der vierten Seite befinden sich Zimmer und Gesellschaftssäle.

Caen. — Hier befinden sich die Geisteskranken in dem Maison du bon Sauveur, wo zwei Abtheilungen, die eine für Männer, die andere für Frauen sind. Die Abtheilung der Männer ist wiederum aus drei Theilen zusammengesetzt, von denen sich in dem einen die ruhigen Geisteskranken, in dem zweiten die Idioten, Verwirrten und Epileptischen, und in dem dritten die Wüthenden befinden. Die Abtheilung der Frauen nimmt ein grosses dreistöckiges Gebäude ein, und vor demselben ist ein grosser Garten, der Spaziergänge für jede Art von Geisteskranken darbietet. Im Untergeschoss befindet sich eine Gallerie, von wo aus man in die Zellen eintritt. Die beiden oberen Etagen haben grosse Corridors, von wo aus man in grosse geräumige Zimmer tritt. In jeder Abtheilung befindet sich ein Badesaal, Douchen, Versammlungssäle und Arbeitssäle, und in der Mitte der Anstalt ist eine Kapelle, wo die

Männer ganz getrennt von den Frauen dem Cultus beiwohnen können. Nonnen aus dem Orden des Bon-Sauveur verwalten das Haus. Dr. Trouvé, der im Jahre 1837 starb, war lange Zeit Arzt dieser Anstalt. Er wurde seit mehreren Jahren von dem Dr. Vastel unterstützt, der sehr umsichtig und thätig ist. Im Anfange des Jahres 1829 befanden sich hier 251 Geisteskranke; am 1sten Juli 1833 dagegen 300, und bis zum 1sten Jan. 1835 hatten im Ganzen 422 Aufnahmen stattgefunden. Diese Anstalt zeichnet sich durch ihre Ausdehnung und Reinlichkeit aus.

Die Anstalt Bon-Sauveur ist nicht nur sehr gut für Geisteskranke, sondern es sind auch noch mehrere andere zweckmässige Institute damit verbunden: nämlich das Nonnenkloster des Bon-Sauveur mit einem beträchtlichen Noviciat; eine Pensionsanstalt für junge Mädchen, ein Taubstummeninstitut für beiderlei Geschlechter, wo die Kranken nach der Methode Jamet's Unterricht erhalten.

Toulouse. — Die Geisteskranken zu Toulouse sind nicht, wie man gesagt hat, aus den Gefängnissen in das Hospital de la Grave gebracht worden, sondern im Gegentheil, die Gefangenen wurden aus diesem Hospital entfernt; denn es befand sich hier, wie beinahe in allen allgemeinen Hospitälern Frankreichs, ein quartier de force, wo Epileptische, Geisteskranke beiderlei Geschlechts, Taugenichtse, Freudenmädchen, Verbrecher eingesperrt waren. Die Verwaltung der Hospitäler liess im Jahre 1819 neue Wohnungen für die Geisteskranken aufbauen, und mit diesen wurde in den Jahren 1826 und 1827 noch ein altes Kloster vereint, dessen Mauern man wegreissen und geräumigere Zimmer machen liess. Dr. Delaye, einer meiner Schüler aus der Salpetrière, wurde zum Director dieser Anstalt ernannt. Diese Anstalt lässt zwar noch Vieles zu wünschen übrig, hat aber gegen früher schon bedeutende Fortschritte gemacht.

Alby. — Hier wurde im Jahre 1832 eine Anstalt zu bauen angefangen, deren Plan ich im Ganzen nicht billigen kann.

Nantes. — Nirgends habe ich so viel Schlösser, Riegel und Eisenstangen, um die Thüren zu versichern, gesehen, als in dem Sanitat zu Nantes. Da sich die Kranken dort in einem bedauernswerthen Zustande befanden, so besahen der Dr. Tréluyet, Oberarzt der Anstalt und ich das alte Kloster de Saint-Jacques im Jahre 1821, das so lange zu einem Armenhause gedient hatte. Auf unsern Bericht wurden endlich im Jahre 1832 die alten Gebäude des Klosters für Kranke, Gebrechliche, Greise, Epileptische, Waisen, u. s. w. eingerichtet, und für die Abtheilung der Geisteskranken ein neues Gebäude erbaut. Dr. Bouchet, ehemaliger Eleve in der Salpetrière, ward im Jahre 1834 zum Arzt zu St.-Jacques ernannt, und hat daselbst eine bewundernswerthe Ordnung einge-

führt. Am 1sten Januar 1835 waren daselbst 171 Geisteskranke, wozu noch 106 im Laufe des Jahres gekommen sind.

Aurillac. — Die Anstalt, die hier im Jahre 1836 gegründet wurde, hat die grösste Aehnlichkeit mit der von Nantes. Es können hier 200 Kranke aufgenommen werden. Ein Arzt steht derselben vor, und Nonnen bedienen die Kranken.

Rennes. — Als ich das Hospital hier zum ersten Male besuchte, bestand das Lager der Kranken aus Stroh. Im Jahre 1835 wurden alle Kranken zu Saint-Méen, welches in der Vorstadt von Rennes liegt, untergebracht. Hier kann man mit Recht den Eifer und die Hingebung der barmherzigen Schwestern bewundern, die die Dienste in der Anstalt, der der Dr. Chambeyron, ein ehemaliger Eleve der Salpetrière, vorsteht, verrichten. Das Haus selbst ist schlecht, und der Architect scheint andere Irrenanstalten nicht gesehen zu haben.

Lafond. — Hier befindet sich eine kleine, schöne Anstalt, wo nicht nur die Geisteskranken nach dem Geschlecht, sondern auch nach der Krankheitsform von einander getrennt sind. Die Anstalt wurde am 1sten Decbr. 1829 eröffnet und der Dr. Fromentin Despeux steht derselben mit eben so vielem Geschick als Eifer vor.

Le Mans. — Hier waren die Geisteskranken früher in dem bedauernswerthesten Zustande. Jetzt befinden sich diese Unglücklichen in einem schönen Hause, welches nicht besser für das Wohl der Geisteskranken erbaut sein kann. Das Haus zerfällt in zwei Gebäude, von denen das eine zur Aufnahme von Männern, das andere zur Aufnahme von Frauen bestimmt ist. Jede Abtheilung zerfällt wiederum in vier Unterabtheilungen, die durch bepflanzte Höfe von einander getrennt und durch eine bedeckte Gallerie mit einander verbunden sind. Der Dr. Etoc, ehemaliger Eleve der Salpetrière, steht dieser Anstalt, die im Jahre 1834 eröffnet wurde, vor.

Strasburg. — Es ist befremdend, dass in dieser Stadt die Geisteskranken so lange Zeit in einem so traurigen Zustande sich befanden. Seit dem Jahre 1836 befindet sich eine Anstalt 3—4 Stunden von Strasburg in einem alten Kloster, und Dr. Ristelhüber steht derselben mit grossem Eifer vor.

Poitiers. — Hier waren die armen Kranken früher in dem bedauernswürdigsten Zustande. Seit einem Jahre ist dort ein neues Hospital, wo mehrere Unterabtheilungen für jedes Geschlecht und gute Zimmer, die sich auf eine Gallerie öffnen, sind. Der Dr. Lamarque steht dieser Anstalt mit Umsicht vor.

Maréville. — Hier liess der Herzog Leopold von Lothringen im Anfange des 18ten Jahrhunderts eine Besserungsanstalt für Taugenichtse erbauen, in der man später auch die Geisteskranken unterbrachte.

Diese Anstalt wurde später durch eine Feuersbrunst eingeäschert. Jetzt ist hier eine neue Anstalt, der der Dr. Bonfils d. A. eine Reihe von Jahren, und später dessen Sohn, der leider zu früh den Wissenschaften entrissen ward, vorstand.

Aus diesen Notizen lernt man die verschiedenen Anstalten Frankreichs kennen, und man sieht, dass man seit 40 Jahren grosse Sorgfalt auf diese armen unglücklichen Kranken verwandte. Ich kann hier nicht von den Privatanstalten sprechen, die von Privatleuten oder religiösen Corporationen verwaltet worden, denn diese Anstalten nehmen in Vergleich zu den öffentlichen wenige Kranke auf. So findet man im Departement der Seine 20 Privatanstalten, die nur 400 Geisteskranke enthalten; während sich in den drei öffentlichen Anstalten zu Paris nahe an 3000 Geisteskranke befinden. Zu Toulouse hat man 300 Geisteskranke im Hospital und nur 30 in der sich dort befindenden Privatanstalt. In England verhält es sich ganz anders. Der Dr. Hallidai schrieb mir im Jahre 1832, dass sich in den öffentlichen Anstalten dort 4077 Geisteskranke und in Privatanstalten 2453 befänden.

Soll ich etwa noch von den Gefängnissen reden? Wenn man auch jetzt noch Geisteskranke dort antrifft, so werden sie doch nur auf kurze Zeit und in sehr geringer Anzahl aufgenommen; denn der 6te Artikel des Finanzgesetzes von 1836 und der Entwurf, der der Kammer 1837 vorgelegt wurde, haben diesem Skandal ein Ende gemacht.

Ich habe den ersten Verbesserungen beigewohnt, bin seit 40 Jahren diesen Verbesserungen, denen ich nicht ganz fremd war, gefolgt, habe sie durch meine Schriften, Unterweisungen und Reisen unterstützt, wurde häufig von der Regierung, von den Präfecten, von den Architecten consultirt, und ich habe ihnen die Resultate meiner Beobachtungen, meiner Versuche und meiner langen Praxis mitgetheilt, und hatte das Vergnügen, meine Rathschläge, meine Prinzipien in mehreren Irrenanstalten befolgt zu sehen.

Das Beispiel Frankreichs ermuthigte auch ganz Europa, und wir sahen, wie überall Irrenanstalten zur Aufnahme und Behandlung dieser Kranken errichtet wurden.

§. 1.

Von dem Zusammenwohnen der Geisteskranken.

Ungeachtet so vieler Verbesserungen giebt es dennoch wenige Anstalten, die ausschliesslich diesen Kranken gewidmet sind, und

nirgends findet man eine Klinik zum Unterricht für junge Aerzte. *) Woher mag es wohl kommen, dass man für die Krankheit, die den Menschen in seinem wichtigsten Seyn ergreift, die weder den Armen, noch den Reichen verschont, die sich auf die achtungswürdigsten Mitglieder der Gesellschaft erstreckt, deren Studium das tiefste Nachdenken veranlasst, keinen anständigen Zufluchtsort hat? In den grössern Städten Frankreichs und Europa's bestehen Hospitäler zur Behandlung Krätziger und Venerischer, selten aber zur Behandlung Geistetkranker. Und dennoch sagt mit Recht der Herzog von Liancourt, dass der Geisteskranke am meisten unser Mitleid, unsere Beachtung verdient, dass er unsere grösste Sorgfalt erfordert, und dass, wenn auch keine Hoffnung zur Heilung vorhanden ist, uns doch noch Mittel genug übrig bleiben, diesen armen Unglücklichen wenigstens eine erträgliche Existenz zu verschaffen.

Betrachten wir jetzt einmal die Uebelstände näher, die aus dem Zusammenwohnen aller Arten von Kranken entstehen.

1) Nichts ist in solcher Wohnung für den Zustand dieser Kranken passend und geordnet, Alles ist ihrem Geiste entgegen. In den allgemeinen Hospitälern und Armenhäusern sind die Geisteskranken in ihren Logen, Zellen, Gefängnissen, Käfigen ganz verlassen, ohne dass sich Jemand mit ihnen beschäftigt; sie sind zu den niedrigsten Arbeiten im Hause und zu der drückendsten Verachtung bestimmt. In den Gefängnissen und Zuchthäusern wird man von dem abgeschmackten Scherz empört, dem diese Kranken ausgesetzt sind, da sie von Elenden, Lüderlichen und Missethätern umgeben sind, die ein grausames Spiel mit ihnen treiben, und sich über die groben Misshandlungen, Schläge und schlechte Behandlung, die an diesen Unglücklichen ausgeübt werden, freuen. Harten und barbarischen Schliessern überlassen, die sie oft noch mehr zu fürchten haben, als ihre Mitgenossen, sind die Geisteskranken dem strengen Regimen der Gefangenen unterworfen, ohne, wie letztere, von ihrer Arbeit Nutzen ziehen zu können.

Welches peinliche Gefühl muss es für die Geisteskranken sein, einen Aufenthaltsort zu haben, der sie aufreizt und erniedrigt? Welchen drückenden Gedanken müssen sie sich nicht überlassen, wenn sie irgend einen lichten Augenblick haben? Sie finden nur

*) In Deutschland bestehen zwar seit längerer Zeit in mehreren Universitätsstädten klinische Vorträge, aber leider ist der Antheil von Seiten der Studirenden so gering, dass, als ich vor mehreren Jahren dem klinischen Unterrichte eines ausgezeichneten Lehrers dieser Disciplin beiwohnte, Letzterer sich genöthigt sah, das *tres faciunt collegium* auf sich selbst, auf den Kranken und auf mich anzuwenden.
Der Uebers.

in der Rückkehr zur Ruhe traurige Erinnerungen, und hierin nur ein schreckliches Erwachen und Ursache zur grössten Verzweiflung. Verhindert dieser Zustand nicht jede psychische Reaction, die zur Heilung so nützlich ist? Und entgeht der Kranke wie durch ein Wunder so vielen traurigen Einflüssen, und wird gesund, wie viele peinliche Erinnerungen und Gedanken verfolgen ihn dann nicht, wenn er wieder in die Welt tritt?

2) Eine grosse Anzahl von Irrenanstalten, die aus Klöstern errichtet worden, sind ganz planlos, für die Bewohner schlecht eingetheilt, unbequem für den Dienst und nicht leicht zu bewachen.

In den zu diesem Zwecke erbauten Anstalten stehen die Gebäude zu nahe an einander; es fehlt darin an Abtheilungen, um die Geisteskranken nach dem Character und der Periode ihres Deliriums trennen zu können. Dieser Uebelstand ist bei den am meisten gerühmten Anstalten in England, bei mehreren in Deutschland und Amerika sehr bemerkbar. Es giebt nur sehr wenige Anstalten, wo die Wüthenden von den ruhigen Geisteskranken streng gesondert sind. Man begnügt sich damit, Erstere im Parterre, Letztere in den höheren Stockwerken unterzubringen; die Reconvalescenten sind nicht immer von denen getrennt, die noch behandelt werden; die Epileptischen habe keine besondern Locale, eben so wenig die Geisteskranken, die an intercurrenten Krankheiten leiden. Im Bedlam zu London war man genöthigt, das oberste Stockwerk dazu einzurichten.

In vielen Anstalten, besonders in England, bestimmt die Höhe der Summe, die das Individuum zahlt, seine Stelle; dieser Unterschied ist nur für ruhige und reinliche Geisteskranken wirklich vorhanden; denn die Wüthenden und die, welche sich beschmutzen, theilen das allgemeine Loos, mögen sie auch noch so viel bezahlen, um besser gepflegt zu werden, und besser zu wohnen. In England gründen sich die Abtheilungen auf die Höhe der zu zahlenden Pension. Zu Glasgow, Wakefield, Prag, Siegburg u. s. w. giebt es zwei Abtheilungen, eine für Reiche und eine für Arme. Diese Eintheilung ist mindestens ungerecht; der Character und die Periode der Krankheit darf allein zur Klassification der Geisteskranken dienen.

§. 2.

Was haben die verschiedenen Irrenanstalten mit einander gemein, und in wiefern erfüllen sie ihre Bestimmung?

1) Die meisten Anstalten liegen in den Städten, einige auf dem Lande in Ebenen oder auf Bergen. In den Städten mangelt der Raum; die Kranken werden durch das Geräusch mehr aufge-

regt; sie empfangen zahlreichere und häufigere Besuche, die Wärter werden mehr zerstreut, sind eher zum Ausgehen geneigt, während auf dem Lande mehr Raum vorhanden ist, die Kranken mehr Ruhe haben, aus der Anstalt treten können, um spazieren zu gehen, oder um Feldarbeiten zu verrichten, und die Besuche dort seltener sind. Endlich finden auch noch ökonomische Verhältnisse statt. Die beste Lage für eine Irrenanstalt ist der ebene Platz auf einem nicht zu hohen Berge, aber dieser Platz muss hinlänglich gross sein, sonst fehlt es in den Gebäuden an Raum, und Terrassen und Treppen sind alsdann wegen der Ungleichheit des Bodens nothwendig. War der glückliche Erfolg, den die Anstalt zu Pirna in Sachsen erzielte, in dieser Beziehung nicht ein trauriges Beispiel für Deutschland, wo die meisten Irrenanstalten, die seit einiger Zeit in alten Klöstern begründet wurden, auf Höhen liegen?

2) Die Form der Gebäude ist sehr verschieden. Im Allgemeinen sind sie zu nahe an einander gedrängt, und die Kranken zu sehr einander genähert. Bald befinden sich alle Gebäude auf einer und derselben Linie, wie zu Saint-Luc, bald findet man ein Centralgebäude, von wo vier Flügel mit drei Stockwerken ausgehen, wie z. B. zu Glasgow und zu Genua. Zu Turin stehen auf dem Mittelgebäude von jeder Seite parallel mit einander zwei Flügel, die nicht die Linie des Centralgebäudes überschreiten. — In Norwegen ähneln die Irrenanstalten der zu Glasgow. — Zu Wakefield haben die Gebäude die Gestalt eines H; zu Wien hat man in dem Garten des Hospitals eine Rotunde von fünf Stockwerken errichtet, und um das Hauptgebäude liegen symmetrisch Pavillons, vor deren jedem sich ein Hof befindet, und die mit einander durch Gallerien verbunden sind.

3) Es fehlen Höfe, und manchmal können die Frauen erst spazieren gehen, wenn die Männer den einzigen Hof der Anstalt verlassen haben. Fast nie sind die Höfe gross, noch so zahlreich genug, dass die Kranken von verschiedenen Klassen zu allen Tageszeiten darauf spazieren gehen könnten. Auch sind die Höfe dunkel, durch hohe Mauern eingeschlossen, feucht, kalt im Winter, brennend warm im Sommer. Sie sollten mit einem Spaziergange versehen sein, der mit Bäumen bepflanzt ist, damit die Kranken vor den Sonnenstrahlen geschützt seien. Besonders ist der Mangel an Höfen in England sehr fühlbar.

Fehlt es an Höfen, so muss man die wüthenden Geisteskranken, die Alles zerbrechen, zerreissen, stets eingeschlossen halten, und diese Kranken bedürfen am meisten der freien Luft und der Bewegung. In manchen Hospitälern sieht man noch Ketten an den Mauern der Höfe hängen, um hieran die zu befestigen, denen man die frische Luft zu athmen gestattet. Bei Regenwetter können die Kranken nur auf den oft engen und finstern Corridors

spazieren gehen; hiervon muss man die grossen Gallerien ausnehmen, von denen man zu Bedlam in die Zellen tritt, so wie die in den meisten Hospitälern, die auf diese Weise eingerichtet sind, wie zu Saint-Luc in London, und die neuen Anstalten zu Caen, Genua, Turin, u. s. w.

Ich nenne die Vereinigungssäle, die man in vielen Irrenanstalten findet, nicht Spaziergänge; diese Säle dienen im Winter als Wärmstuben, sind aber gewöhnlich zu klein, und mit Kranken zu überfällt, als dass man darin spazieren gehen könnte.

4) Mögen die Gebäude ein einziges Ganze ausmachen oder eingetheilt sein, wenn sie mehrere Stockwerke haben, so bieten sie doch unzählige Uebelstände dar. In einigen Anstalten liegt die unterste Etage halb in der Erde, die Wohnungen sind nicht hell, und die Luft hat nur durch die Zuglöcher Zutritt, welche auf den Corridor gehen. Hier sind die Wüthenden in den meisten Anstalten Englands, so wie auch zu Lille, Armentières, wo man die englische Bauart in einigen Stücken nachgeahmt hat, untergebracht. Die ruhigen Geisteskranken bewohnen in den meisten Anstalten das erste, zweite, ja zuweilen auch das dritte Stockwerk, und in mehreren Anstalten wohnen die Frauen par terre und die Männer über ihnen. Diese schlechte Einrichtung konnte zu Prag und zu Siegburg auch nicht vermieden werden. Diese Etagen haben einen mehr oder minder breiten Corridor, von wo aus man in die Zellen eintritt, die gewöhnlich auf einer Seite, manchmal auch auf beiden Seiten liegen. Die Geisteskranken, die die oberen Etagen bewohnen, sind eingesperrt, bestimmen sich schwer, spazieren zu gehen, weil sie die Mühe des Hinab- und Hinaufsteigens fürchten. Die Diener verlieren so viel Zeit, und werden leicht ermüdet. Da die Thüren der Gallerie und der Corridors verschlossen sind, so sind die Wärter allein, entbehren allen Beistand, und können sich schwer gegen einen Geisteskranken, der von Wuth befallen wird, vertheidigen. Soll ein Kranker ins Bad, auf den Hof oder nach dem Spaziergang, so muss man zu Zwangsmaassregeln seine Zuflucht nehmen. Sind die Wohnungen zu ebener Erde, so gehen die Kranken lieber aus ihren Gemächern, und werden hierzu durch das Beispiel ihrer Mitgenossen, die gehen und kommen, aufgefordert. Sie glauben sich freier, und sind es auch wirklich, weil die Wachsamkeit scheinbar geringer ist. Sie hören nicht immerwährend die Riegel öffnen und schliessen, können ausgehen, ohne um Erlaubniss zu fragen und ohne dass man nöthig hat ihnen die Thüre zu öffnen, eine Abhängigkeit, die der grössten Anzahl von Kranken nicht zusagt. Da die Wohnungen offen sind, so werden die Kranken leichter bewacht, die Wärter können sich gegenseitig beistehen, sich beobachten, und dieses beugt vielen bösen Zufällen, vieler Unzufriedenheit vor.

In den Häusern mit mehreren Stockwerken ist eine genügende Wachsamkeit fast unmöglich; sie ist sicherer, leichter im Erdgeschoss. Und kann man es wohl in der That von dem Director einer Anstalt verlangen, unaufhörlich zahlreiche Treppen auf- und ab zu steigen? Die physischen Kräfte würden sich hier dem Eifer entgegen stellen; während bei unserem Systeme der Director das Local ohne Mühe durchgehen und die Kranken, und besonders das dienende Personal bewachen kann. Jeder der letztern bleibt dann auf seinem Posten, und Niemand kann den Zustand der Unglücklichen, die ihm anvertraut sind, missbrauchen. Auch betrachte ich die Stockwerke als die Ursache einer grossen Anzahl von Selbstmorden, die in einigen Anstalten statt finden.

5) Die Wohnungen der Kranken müssen nicht minder sorgfältig beobachtet werden; sie sind oft schlecht. In einigen zu Irrenanstalten eingerichteten Klöstern und in einigen Hospitälern hat man einige alte Gebäude benutzt, um Schlafsäle, Säle, Zimmer mit einem, zwei, drei und mehreren Betten, endlich Zellen einzurichten. Die Wohnungen im ersten und zweiten Stockwerk sind für ruhige, reinliche Geisteskranke und Pensionaire bestimmt. Die Säle und Zellen sind in den verschiedenen Abtheilungen unregelmässig vertheilt. Man hat Logen und Zellen zu ebner Erde, ja zuweilen unter der Erde erbaut. Die Wüthenden und die Geisteskranken, die sich beschmutzen, werden in einen wirklichen Käfig gesperrt, der aus Holz verfertigt ist, und nach allen Seiten hin eine Aussicht eröffnet. Diese Käfige werden in grosse Säle gestellt, und zwischen den Stäben wirft man diesen Unglücklichen die Nahrungsmittel und Stroh zu. Die Käfige, die einen Fuss über der Erde hervorragen, sind manchmal ganz von Holz und 5 Fuss hoch. Diese Käfige waren zu Maréville in Kellern. Zu Saumur waren die Zellen und gemeinschaftlichen Säle in Felsen gehauen. In den Gefängnissen sind die Wüthenden in Buchten, die manchmal unter der Erde sind, und durch ein Kellerloch oder die Thür erleuchtet werden.

6) Die Zellen, die Zimmer sind in den Anstalten nicht immer gross genug; oft gehen sie auf Höfe, und sind nicht gehörig vor Regen und Feuchtigkeit geschützt. In den obern Stockwerken gehen die Zellen auf Corridors aus, die oft eng und schlecht erleuchtet sind, und manchmal sind die Zellen gegeneinander gebaut, wodurch die Luft nicht gehörig erneuert werden kann. Befinden sich zwei Reihen von Zellen auf einem Corridor, so hört der gegenüberwohnende Kranke den Lärm seines Nachbars. Zu London und in allen Irrenanstalten, die nach demselben Princip gebaut sind, befinden sich nur eine Reihe von Zimmern auf dem Corridor, und dieser ist breit, hoch, gedielt, durch grosse Fenster erleuchtet, aber der Ausgang ist leider zu sehr mit Eisen beschla-

gen. Die Zimmer sind gewölbt, mehr tief als breit, das Fenster, das der Thür gegenüber liegt, ist mit einem Gitter versehen; das Bett steht unter dem Fenster. Die ganze Einrichtung zeigt dieselben Zwangs- und Sicherheitsmittel, gleichsam als wäre Alles für Wüthende gemacht, obgleich es unter hundert Geisteskranken kaum zehn giebt, deren Delirium eine besondere Vorsicht erfordert.

Ehemals waren die Thüren der Zellen im Allgemeinen klein und sehr niedrig, und mit grossen Schlössern und Riegeln versehen. Alles dies wurde in den neuen Anstalten aufgegeben. In der Salpetrière sind die Riegel ganz platt, und man kann sie so machen, dass sie nur die Dicke vom Holze haben.

Die Thüren waren und sind noch im Allgemeinen mit einem innern Ausschnitte versehen, der verschlossen wird, wodurch man die Nahrungsmittel giebt, und von wo aus man die Geisteskranken den Neugierigen zeigte.

Die Zellen oder Zimmer werden durch ein Fenster erleuchtet und gelüftet. Das Fenster ist bei der Thür, selten gegenüber, wenigstens in Frankreich. In England, in Amerika, in Deutschland ist es sehr hoch und liegt der Thür gegenüber. Die halb unterirdischen Zimmer in Bedlam, Armentières und in andern Anstalten sind nur durch Luftlöcher erleuchtet. Die Käfige erhalten Luft und Licht von dem Saale, wo sie hingestellt sind. Manchmal fehlen die Fenster ganz, und die Logen werden nur durch die Thür erleuchtet. Die Oeffnung neben der Thür ist gewöhnlich klein, mit eisernen Stäben und einer Klappe versehen, und ohne Fensterscheiben. Zuweilen ist auch die Oeffnung über der Thür. Fenster an der Seite der Thür taugen zur Erneuerung der Luft nicht; sehr hohe Fenster über der Thür, oder derselben gegenüber, gehen selten auf oder zu, wenn sie Scheiben oder Fensterladen haben. Ihre Höhe macht die Zimmer finster, traurig, und die Bewohner derselben werden durch keinen äussern Gegenstand zerstreut. Es scheint, als hätte man es sich absichtlich vorgenommen, dem Geisteskranken die ihm so nothwendige Luft, das Licht, welches sie beleben kann, und die Aussicht zu nehmen. Man glaubt Häuser zu sehen, die bestimmt sind, die zu tödten, welche sie zu bewohnen verdammt sind.

Die hier so eben besprochenen Oeffnungen sind nicht nur der Gesundheit nachtheilig, sondern sie setzen auch die Diener der grössten Gefahr aus, und verhindern eine genaue Wachsamkeit. Man müsste sonst, wie der Dr. Jacobi es will, eine kleine Leiter nehmen, und die Kranken durch ein Loch über der Thür beobachten.

7) Grosse, niedrige Fenster, der Thür gegenüber, haben unzählige Vortheile. Die Zimmer sind besser erleuchtet, gelüftet, reinlicher, der Kranke ist bewacht. Denn ist der Geisteskranke,

der von Morgen bis auf den Abend eingesperrt ist, und den man nur beobachten kann, indem man die Thür öffnet, nicht hierdurch vielfachen Gefahren ausgesetzt? Darf man hier nicht Masturbation, Selbstmord u. s. w fürchten? Sind im Zimmer kleine oder vergitterte Fenster, so kann man nicht so leicht in die Wohnung treten, und wenn sich ein Wüthender eingeschlossen, und sich mit einer für sich und Andere gefährlichen Waffe versehen hat, wer wagt es dann, in sein Zimmer zu gehen? Jacobi erwidert zwar: «zwei starke und muthige Männer.» Aber wenn auch diese beiden Männer eine grosse Gefahr vermeiden, werden sie dann auch einen Kampf vermeiden können? Wenn in einem ähnlichen Falle die Fenster gross, niedrig, der Thür gegenüber sind, so stellen sich die Diener, als wollen sie durch eine der Oeffnungen, z. B. durch's Fenster eintreten. Der Wüthende, der stets unvorsichtig ist, leitet sodann auf diesen Punkt alle seine Vertheidigungsmittel, während man, wenn die Schlösser gut sind und sich leicht und ohne Geräusch öffnen, zu ihm durch die Thür gelangt, und zwar ohne Gefahr für den Kranken und die Diener; ja ausserdem sah ich auch noch, dass die Wuth augenblicklich durch Ueberraschung aufhörte.

Es wird die Beobachtung während der Nacht leichter; der Arzt kann durch das Fenster nicht nur für den Kranken, sondern auch für das Allgemeine nützliche Erfahrungen sammeln, Nachlässigkeit und schlechte Behandlung der Wärter leichter erfahren. Bei Tage sieht und beobachtet der Arzt im Spazierengehen den Kranken, der in seiner Wohnung geblieben ist und das Geräusch vor dem Fenster trägt manchmal dazu bei, die Kranken von ihren Ideen abzuziehen.

Da die Wüthenden, und manchmal auch die Monomaniaci Mittel finden, durch einen Knochen, Nagel, Messer, ja selbst durch die ihnen angelegten Ketten die dicksten Mauern zu zerstören, so hat man die Zimmer mit Holz bekleidet, um sie sicherer zu machen. Diese Zimmer sind wärmer und trockener; sind sie aber von einem schlechten Geruch durchdrungen, so ist es nicht leicht, diesen wieder fortzubringen; ist der Urin in das Holz gedrungen, und haben sich in die Spalten Insekten festgesetzt, so muss man aufs Neue die Zimmer bekleiden lassen. Einige Geisteskranken zerstören die Mauern, den Fussboden, mehrere zerschlagen die Scheiben, und können sich mit den Scherben verwunden. Um die Scheiben zu bewahren, wendet man in einigen Anstalten Deutschlands Kreuzhölzer an. Jacobi will, die Fenster sollen 9 Fuss über dem Fussboden sein und die Mauer sich neigen, damit die Kranken nicht zu den Fenstern gelangen können. Wir haben in Charenton, Caen, Bordeaux und in mehreren andern Anstalten grosse, niedrige Fenster, zu welchen die Kranken sehr leicht ge-

langen können, und die Scheiben werden selten zerschlagen; und dies wird selten geschehen, wenn die Kranken ungehindert ihre Zimmer verlassen können.

Es giebt Geisteskranke, die den Kopf gegen die Wand stossen, um sich zu tödten. In diesem Falle ist es weit besser, sie in ein ganz finsteres Zimmer zu bringen, und dasselbe mit Matratzen zu umgeben, als sie zu binden. Dies ist ein herrliches Mittel, kann aber nur momentan angewandt werden; denn liesse man die Kranken lange darin, so würden sie das Zimmer so beschmutzen, dass es nicht mehr bewohnbar wäre.

Nicht immer sind die Wüthenden in einzelnen Zimmern; im Hôtel-Dieu zu Paris waren sie sonst in einem Saale vereinigt. In mehreren Irrenanstalten Italiens, die übrigens sehr wohl geordnet und dirigirt sind, ist dieses noch gebräuchlich.

8) Die Decke ist gewöhnlich platfonirt, oft gewölbt. Zu Armentières und Lille sind die Gebäude der Anstalten ganz gewölbt.

Der Fussboden zu ebener Erde ist entweder mit Ziegeln oder mit breiten Steinen ausgelegt, oder mit Bruchsteinen gepflastert; ziemlich oft ist er gedielt. Das Letztere ist in England, Holland und Belgien der Fall. Der gedielte Fussboden lässt Feuersgefahr befürchten, ist aber wärmer und passt besser in den oberen Stockwerken für ruhige und reinliche Geisteskranke. Am unzweckmässigsten ist ein gepflasterter Fussboden. Die Stoffe, von denen er beschmutzt wird, dringen bald durch die Fugen, und es entsteht ein Gestank in dem Zimmer, den sogar die Kleider annehmen; überdiess kann man das Pflaster unmöglich trocken und rein erhalten. Der Boden der wenigen Zellen für unreinliche Wüthende muss daher mit grossen Steinplatten ausgelegt und etwas abschüssig nach der Thür zu sein. In den Schlafsälen, wo die Paralytischen schlafen, hat man in der Salpetrière und im Bicêtre jedes Bett auf eine breite Steinplatte gestellt, die etwas ausgehöhlt ist, um den Urin aufzunehmen, und ein Loch hat, durch das er in einen Kanal unter der Erde abläuft. Diese Steinplatte kann nach Willkür gereinigt werden.

Das beste Zimmer ist das, welches den gewöhnlichen Wohnstuben am meisten gleicht.

9) Alles, was sich auf die Reinlichkeit der Geisteskranken bezieht, ist zu wichtig, als dass ich nicht noch etwas über die Nachtstühle sagen sollte. Man hatte solche Vorrichtungen beinahe überall in den Logen, Zimmern, ja sogar in den obern Stockwerken eingerichtet. Obgleich dies anfangs zweckmässig erscheint, so ist es doch überflüssig, und es giebt viele Anstalten, wo keine sind. Die meisten Geisteskranken gewöhnen sich daran, auf die allgemeinen Nachtstühle zu gehen; die ruhigen und reinlichen

Geisteskranken schliessen die Sitze sorgfältig, andere bedienen sich derselben, um Alles, was sie sammeln, darin aufzubewahren. Diejenigen Kranken, deren Vernunft so verirrt ist, dass sie ganz gleichgültig gegen ihre Lage sind, verunreinigen den Nachtstuhl; Andere verlassen die Corridors, den Hof, um ihr Bett und den Fussboden ihres Zimmers zu beschmutzen. Zu Bordeaux stehen die Nachtgefässe unter den Fenstern, und können vom Hofe aus herausgenommen werden. An andern Orten befinden sich die Nachtstühle auf den Gallerien oder Corridors. Oft sind die Gefässe schlecht gesetzt, und der Urin fliesst vorbei, wenn nicht, wie in der Anstalt zu Siena, die Sitze von Marmor und ausgehöhlt sind, damit der Urin dort abfliessen kann. In mehreren Anstalten mündet sich der Ausfluss aus den Nachtgefässen in einen Rinnstein, der unter den Wohnungen der Geisteskranken fortläuft; hierdurch entsteht im Winter durch Oeffnung der Nachtstühle eine kalte, feuchte Luft in den Zimmern, und im Sommer ein fürchterlicher Geruch, weil durch die Rinnen nicht immerwährend Wasser fliesst. Auch geschieht es, dass Ratten durch die Oeffnungen kommen, die Geisteskranken erschrecken und sie selbst verstümmeln, wenn diese Unglücklichen in die tiefste Unempfindlichkeit verfallen sind. Ich habe diese Erfahrung gemacht.

Sicher ist es, dass es sehr schwer hält, die Abtritte reinlich zu halten, wo sich viele Menschen vereint befinden, und dies wird um so weniger in einer Irrenanstalt möglich sein, da die Geisteskranken unbesorgt und selbst zu allen Arten von Schmutzereien geneigt sind. Aus allen Versuchen, die ich in dieser Beziehung habe machen sehen, und die ich selbst angestellt habe, habe ich den Schluss gezogen, dass die Abtritte von den Gebäuden entfernt sein müssen. So entgeht man dem bösen Geruch und erhält die Reinlichkeit. Die Kranken müssen durch offene Corridors zu den Nachtstühlen gelangen, und bei gehöriger Bewachung gehen alle Kranke dorthin. Der Nachtstuhl muss aber so beschaffen sein, dass er leicht gereinigt werden kann. In einigen Anstalten Englands sind die Nachtstühle so eingerichtet, dass sich durch das Schliessen der Klappe ein Ventil öffnet, welches Wasser enthält und den Schmutz mit fortführt. Es würde mich zu weit führen, hier in Details einzugehen, daher wollte ich hier nur angeben, was man vermeiden muss, und was man thun kann.

10) Oft fehlten den Geisteskranken die Betten, und die Wüthenden lagen auf Stroh, manchmal auch nur auf dem Boden, und hatten nur Stroh, um sich vor Feuchtigkeit zu schützen. Waren Betten vorhanden, so waren sie von jeder nur möglichen Form. In der Salpetrière sind die Bettstellen für wüthende Frauen von Holz, 6 Fuss lang, $2\frac{1}{2}$ Fuss breit, 18 Zoll tief, stehen auf Füssen, und befinden sich in einem Winkel der Zelle, durch eiserne Bänder

an den Mauern befestigt. Die ruhigen Geisteskranken und die Reconvalescenten haben fast überall gewöhnliche Bettstellen von Holz oder Eisen. Im Allgemeinen stehen die Bettstellen an einer, ja an zwei Mauern, was aber unpassend ist, da, wenn man z. B. einen wüthenden oder eigensinnigen Kranken hineinlegen will, dieser einen Stützpunkt an der Mauer findet, und wenn man einen Kranken bedienen will, man durch die Mauer daran gehindert wird. Daher müssten die Bettstellen für die Wüthenden durch die Füsse am Boden befestigt und von den Mauern entfernt sein. Für die Geisteskranken, die unreinlich sind, wünschte ich Bettstellen mit doppeltem Boden. Der unterste Boden müsste stark mit Holz und Blei belegt, vom Kopf- nach dem Fussende geneigt sein, und an dem abhängigsten Punkte ein Loch haben, durch welches der Urin in ein darunter stehendes Gefäss sich ansammeln könnte. Der zweite, von dem untersten 2 Zoll entfernte Boden müsste gegittert sein, und das Stroh und die übrigen zum Bett nöthigen Dinge enthalten.

Das Stroh muss täglich, und so oft es beschmutzt ist, erneut werden.

11) Die Wäsche und die Bekleidung der Geisteskranken sind fast überall in schlechtem Zustande. Die Kranken, die Alles zerreissen und unreinlich sind, sind mit Lumpen bedeckt, und manchmal sogar ganz nackt. In gut geleiteten Irrenanstalten zieht man diesen Unglücklichen die Zwangsjacke oder ein langes Kamisol an. Im Bicêtre und in der Salpetrière werden die Kleidungsstücke den Geisteskranken bei ihrem Eintritt abgenommen, gewaschen, gereinigt, und erst wiedergegeben, wenn sie aus der Anstalt treten. Im Bicêtre bekommen die Unglücklichen grosse Ueberröcke; dasselbe geschieht in London. In Spanien tragen sie eine Blouse von grünem Tuch; in vielen Anstalten haben die Geisteskranken eine Uniform; so z. B. hat man in Aversa im Königreich Neapel für jede Art der Geisteskrankheit einen bestimmten Anzug. Häufig klagt man darüber, dass es ungeachtet der grössten Wachsamkeit unmöglich ist, gewisse Kranke angezogen zu erhalten, und man bindet sie daher; jedoch scheint mir dieses Mittel schlimmer als das Uebel selbst zu sein.

12) Die Mittel zur Erwärmung, besonders für die Wüthenden, fehlen fast überall in Frankreich; die Logen zu ebner Erde werden nirgends geheizt. In einigen Anstalten hatte man die Maniaci in Keller untergebracht, um sie vor der Kälte zu schützen. In einigen Anstalten im Norden werden die Zimmer durch Oefen erwärmt, die vom Corridor aus geheizt werden. In London und beinahe in ganz England erwärmen Röhren, deren Feuerung im Souterrain ist, die Gallerie, von wo aus die Wärme in die Zimmer dringt. Diese Heizungsart hat man im nördlichen Deutsch-

land auch angenommen. In vielen Anstalten haben einige Zimmer Kamine; dies ist z. B. in Charenton und Caen für einige Pensionaire der Fall. — Nicht die Geisteskranken, welche dieses Vorrecht haben, nicht die, welche in die Wärmzimmer gehen können, erfordern die meiste Sorgfalt, um vor Kälte geschützt zu sein, sondern die Wüthenden, die ihr Zimmer nicht verlassen dürfen, die Melancholischen, welche liegen bleiben, die Idioten, die sich nicht von der Stelle rücken, alle diese sind der grossen Kälte ausgesetzt. — Weil einige Maniaci für die grösste Kälte unempfindlich sind, so hat man schnell den Schluss gezogen, dass gar kein Geisteskranker sich zu erwärmen brauche; und dennoch suchen diese Kranken die Sonne auf, fürchten die Kälte, und wärmen sich sehr eifrig. Glaubt man etwa, dass die Maniaci, weil ihre Zimmer eng und klein sind, strenge Kälte aushalten können? Wenn dies auch der Fall ist, so geschieht es nur dadurch, dass die Luft in ihren Wohnungen von Miasmen und schädlichen Ausdünstungen angeschwängert wird, und auf ihr Leben einen traurigen Einfluss ausübt. Kann man wohl glauben, dass der spontan entwickelte Wärmestoff hinreichend sei, um das Pflaster zu erwärmen, auf dem der Maniacus sich rollt? Nein, gewiss nicht. Deshalb findet man, wenn auch der Winter gelind ist, sogar bei uns einige Unglückliche mit erfrornen Gliedern. Da die Zimmer verschlossen bleiben, so erneut sich nicht die Luft darin, und so gesellen sich zu der Geisteskrankheit noch der Scorbut und andere heftige Krankheiten.

Am besten geschieht die Erwärmung durch Wärmeröhren, die eine angenehme Temperatur auf den Gallerien und Corridors, von denen man in die Zellen tritt, unterhalten. Die Geisteskranken öffnen dann lieber ihre Zimmer, sie hocken dann nicht, von Kälte erstarrt, auf ihrem Bette, und machen sich eher Bewegung. Diese klugen Anordnungen beugen den so eben besprochenen traurigen Folgen vor.

Man muss aber auch auf den Grad der Temperatur Acht haben, denn die Diener werden aus Nachlässigkeit zu jeder Zeit gleich stark heizen. Dies kann durch ein Thermometer leicht verhütet werden.

Die allgemeinen Wärmstuben können als Arbeitssäle benutzt werden, und alle Arbeiter müssen sich dahin begeben. Diese Versammlungsorte dürfen aber nicht durch eiserne Oefen oder durch Blechröhren erwärmt werden, denn beide verbreiten einen unangenehmen Geruch, und die Kranken, die sich denselben nahen, können sich verbrennen; daher sind thönerne ode von Ziegeln erbaute Oefen vorzuziehen. Eine gute Verwaltung muss, nachdem sie für passende Erwärmungsmittel gesorgt hat, streng alle Instrumente, deren sich einzelne Individuen bedienen, um sich vor Kälte

zu schützen, untersagen. Kohlenbecken, die in Frankreich so sehr im Gebrauch sind, taugen nichts; sie verbreiten einen unangenehmen Geruch und schädlichen Kohlendampf; überdiess kann dadurch Feuersgefahr entstehen, und die sich Wärmenden können sich daran verbrennen. Von den für die Gesundheit so nachtheiligen Folgen, die der Gebrauch der Kohlenbecken nach sich zieht, sage ich nichts, da hierüber alle Aerzte einstimmig sind.

Es müssen wenigstens so viel Wärmstuben sein, als es Abtheilungen im Hospital giebt. Die Oefen dürfen nicht von einem enormen eisernen Käfig, noch von an den Fussboden befestigten Bänken umgeben sein, auf denen die Wüthenden, zuweilen beinahe nackt oder von Schmutz bedeckt, angekettet werden. In einem solchen Saale wird man unter den von so einer Behandlung aufgeregten Unglücklichen keine ruhigen, reinlichen Geisteskranke, ja sogar keinen Reconvalescenten finden. Ein solches Schauspiel boten die Wärmstuben in England dar. In Manchester wurden die Geisteskranken durch eine kurze Kette am Fuss befestigt, und so verhindert, sich dem Ofen zu sehr zu nahen. Das Anketten der Geisteskranken um die Oefen, das sonst in England so gebräuchlich war, ist heut zu Tage gewiss ausser Gebrauch gekommen.

13) Ich habe so eben gesagt, dass die Wärmstuben als Arbeitssäle benutzt werden; man kann deren nicht zu viel errichten. In der Salpetrière hören die geisteskranken Frauen unaufhörlich das Wort Arbeit, und treiben sich gegenseitig dazu an. Hält man die Geisteskranken zur Arbeit an, so zerstreut man sie, richtet ihre Aufmerksamkeit auf vernünftige Gegenstände, gewöhnt sie an Ordnung, beschäftigt ihre Intelligenz, und verbessert das Loos der Dürftigsten. Nicht selten werden Kranke nach der Salpetrière geführt, die durch das tiefste Unglück geisteskrank geworden sind und sie treten vollkommen verständig und mit einer kleinen Summe Geld aus der Anstalt, wodurch sie die ersten Lebensbedürfnisse befriedigen und ein kleines Geschäft beginnen können. In vielen Irrenanstalten hat man Werkstätten für die Männer eingerichtet, woselbst verschiedene Handwerke getrieben werden. Jeder kann das wählen, welches am meisten mit seinem Geschmack und seinen Gewohnheiten übereinstimmt. Auch beschäftigt man die Geisteskranken mit Haus- und Gartenarbeiten, so wie mit Ackerbau. Sagen diese Beschäftigungen den Reichen nicht zu, so muss man ihnen Zerstreuungen verschaffen, die ihrer Erziehung analog sind, sie gymnastische Uebungen, Spiele unternehmen lassen, die ihre Muskelkräfte üben.

14) Das Regimen der Geisteskranken war ehemals wie das der Gefangenen beschaffen, d. h. man gab ihnen Brot und Wasser; höchstens war das Regimen so gut, wie das der Armen in den

Hospitälern. Seit der Verordnung vom Jahre 1819 hat sich das Regimen verbessert. Man giebt ihnen täglich eine Suppe, Gemüse und Fleisch, zu Paris Wein, in der Normandie Cider, im Norden Bier, im mittägigen Frankreich Wein. In einigen Anstalten giebt man nur den Pensionairen Wein, und in andern mischt man den Wein mit Wasser. Im Allgemeinen ist die Nahrung in den Irrenanstalten sehr gut, und den Sitten jedes Landes analog.

Die Quantität, die Qualität, die Bereitung und die Vertheilung der Nahrungsmittel bedürfen noch mancher Verbesserungen. Das Regimen ist zu einförmig; man wechselt zu selten mit den Speisen, giebt zu oft trockene Gemüse, und das Fleisch, das vorher gekocht wird, ist hart und kalt, wenn man es aufträgt. Dasselbe ist mit den Gemüsen der Fall, die selten weich sind. Die Wüthenden, die die ihnen dargereichten Speisen wegwerfen, haben oft nur Brot zu essen. Wie vielen Qualen, wie vielen Widerwärtigkeiten, wie vielem Geschrei, wie vielen Ausbrüchen von Wuth kommt man nicht in wohl eingerichteten Anstalten zuvor, wo die gut bereiteten Nahrungsmittel an gemeinschaftlichen Tafeln, die man bewachen kann, verzehrt werden.

Ehemals assen die Geisteskranken in ihrem Gefängniss; heut zu Tage versammeln sie sich fast überall an gemeinschaftlichen Tische, und es giebt Irrenanstalten, wo man ihnen sogar Messer anvertraut. En England giebt man ihnen dünne Messer, die am Ende abgerundet sind, und deren Klinge nur in der Mitte ungefähr 2—3 Zoll scharf ist.

§. 3.

Von der Leitung der Irrenanstalten.

1) In jeder Irrenanstalt zerfällt die obere Leitung in zwei ganz bestimmte Theile. Dem Director, dem Oeconoman kommen die allgemeine Verwaltung des Innern der Anstalt, das Rechnungswesen, die Aufnahme und der Austritt der Kranken, und die Wachsamkeit über das Verfahren der verschiedenen Angestellten zu. Die Vorsteher dieser Anstalten müssen in innigen Verhältnissen mit dem dirigirenden Arzte stehen, und sich mit ihm über alle Veränderungen und Verbesserungen, die im Interesse der Kranken gemacht werden können, verständigen. Dem Arzte allein muss die obere Leitung über Alles, was unmittelbar die Kranken und den ärztlichen Dienst betrifft, überlassen sein.

2) Fast überall waren die Geisteskranken Opfer des traurigen Vorurtheils, wodurch sie für gefährliche, übelwollende und vornehmlich für unheilbare Wesen galten. Sie wurden nur in einigen grossen Städten ärztlich behandelt. Oder kann man Blutentziehungen, Aderlässe im Monat Mai und Juni, wöchentlich genommene Vo-

mitive, Pulver, die durch einen Apotheker ausgetheilt wurden, oder Bäder, Douchen, die man bei allen Geisteskranken zu einer gewissen Jahreszeit anwandte, eiue ärztliche Behandlung nennen? Der Arzt oder Chirurg wurde nur bei einer intercurrenten Krankheit gerufen, und auch dann nur, wenn die Kranken dem Sterben nahe waren. Regelmässige ärztliche Besuche wurden nur in wenigen Anstalten gemacht. In Bedlam wurden die Besuche nur zweimal wöchentlich gemacht, die täglichen Besuche nahmen erst ihren Anfang im Bicêtre und in der Salpetrière.

In allen Städten Frankreichs, in ganz Europa wird der arme Kranke durch einsichtsvolle Aerzte behandelt. Der Eifer und die Einsicht dieser Aerzte ging für die Geisteskranken verloren. Man gebe aber nicht den Aerzten die Schuld; sie wurden entmuthigt, da ihnen Alles fehlte; überall haben sie neue Wohnungen, ein besseres Regimen für die Geisteskranken gefordert, selten aber wurden ihre Wünsche erfüllt.

Der Arzt muss einigermassen das Lebensprincip in einer Irrenanstalt sein. Durch ihn wird Alles in Bewegung gesetzt; er leitet alle Handlungen, regulirt alle Gedanken. Der Arzt muss mit einer Auctorität versehen sein, der sich Niemand entziehen kann. In Preussen und Oesterreich ist der dirigirende Arzt Director des Hospitals. Ich kenne in Frankreich nur den Doctor Aurillac, der zu gleicher Zeit Verwalter ist. Ich brauche hier nicht noch einmal von den Eigenschaften zu sprechen, die der Arzt einer solchen Anstalt haben muss; eben so wenig will ich seine Pflichten hier angeben, denn die Würde unsers Standes legt uns strengere Pflichten auf, als alle Verordnungen.

Der Arzt dictirt bei seinem Besuche seine Verordnungen einem Studiosus der Medicin und einem Lehrling der Pharmacie. Zugegen ist der Wärter oder die Wärterin des Kranken, stattet Bericht über denselben ab, und beantwortet die vorgelegten Fragen. Der Arzt giebt bei der Aufnahme den Zustand eines jeden Geisteskranken an, befiehlt, wohin er gebracht werde, und ordnet allein seinen Uebergang von einer Wohnung zur andern an. Er verordnet Zwangsjacke, Bäder, Douchen, die Art der Zerstreuung, die Arbeit, die einem jeden Kranken zukommt; er bewilligt Belohnungen, erlaubt Besuche; mit einem Worte, ihm allein gehört die medizinische Polizei des Hauses an.

3) In mehreren Anstalten Frankreichs beschäftigen sich Nonnen mit der Bedienung der Geisteskranken. Diese unglücklichen Kranken erhalten von diesen achtbaren, uninteressirten, wohlwollenden und mitleidigen Schwestern die beste Pflege; denn wer könnte besser als sie Geduld und Sanftmuth ausüben, da sie den Freuden des Lebens entsagen, und auf eine Belohnung hoffen, welche Menschen nie gewähren können. In einigen Irrenanstalten

Italiens und des mittägigen Deutschlands besteht die Bedienung aus Mönchen, die zu verschiedenen religiösen Orden gehören.

In ganz Europa sind Geistliche bei den Irrenanstalten angestellt, die den Arzt in der religiösen Leitung, die er zur Heilung der Kranken nöthig hält, unterstützen. Die religiösen Eindrücke wirken manchmal sehr energisch ein, und sind oft von grossem Nutzen für den Kranken.

4) Ueberall ist der Mangel an Wärtern fühlbar. Ihre Zahl steht nicht mit den unzähligen Bedürfnissen der Kranken im Verhältniss. Im alten Bedlam waren nur 5 Wärter für 120 geisteskranke Männer, und 2 Wärterinnen für 110 Frauen. Man hat ihre Zahl im neuen Bedlam vermehrt. In Frankreich bewilligen die Verwaltungen einen Wärter für 10 Geisteskranke. In Deutschland wendet man oft Invaliden in Irrenanstalten an, im Sonnenstein nimmt man Leute, die wegen leichter Verbrechen bestraft werden, als Wärter an. Reil, Joseph Frank, Andrée klagen über die geringe Anzahl und über die Brutalität der Wärter. Die unwissenden, harten und barbarischen Wärter sind widrig costümirt, sie tragen ein Bund von Schlüsseln, die herumklappern, gebrauchen die Unglücklichen als Spielwerk, verläumden die Kranken, um einen Vorwand zu haben, ihnen Entbeerungen aufzulegen, sie eingeschlossen zu halten, und in Ketten zu legen. Da nicht eine genügende Anzahl von Dienern vorhanden ist, so haben sie zu viel zu thun, und thun deshalb nichts. Sie öffnen die Corridors und Zellen so spät als möglich, und schliessen sie, sobald die Sonne untergeht; sie können nicht bei den Kranken sein, die nach ihnen verlangen, und wird ein Melancholischer von der Idee zum Selbstmorde gequält, so hat er Zeit, die Mittel dazu vorzubereiten. Hat ein Geisteskranker einen Anfall von Wuth, so muss der Wärter sich vertheidigen, da er Niemanden hat, der ihm hilft, und dem Wüthenden imponiren oder ihn bändigen kann.

Grobe Wärter reden mit diesen schüchternen, furchtsamen Unglücklichen nur im rauhen und drohenden Tone; anstatt sie an sich zu ziehen, ihr Zutrauen durch Sanftmuth und gutes Beispiel zu gewinnen, reizen sie diese auf, und stossen sie durch Schreck, den sie ihnen einjagen, zurück. Man will, dass die Geisteskranken, gleichviel ob sie zufrieden oder nicht zufrieden sind, ruhig seien; man ruft diese Ruhe durch Einschliessen, Ketten und Schläge hervor, denn man hält dies für das sicherste und bequemste Mittel.

Kann man auch Sorgfalt, Reinlichkeit von einem Wärter verlangen, der 20, 30, 50 Geisteskranke zu bewachen hat? Soll er es wissen, ob Jeder seinen Durst, seinen Hunger befriedigt hat? Je mehr Wärter man hat, einen um so grössern Schein von Macht kann man zeigen, und um desto weniger wird man

dieselbe gebrauchen. Ein Geisteskranker schlägt sich gegen einen oder zwei Wärter, aber wenn sich mehrere seiner Wuth entgegen stellen, so wird er durch Furcht bekehrt und beruhigt sich. Ist aber sein Delirium so blind, dass die Wuth nicht weicht, so können sich mehrere Individuen seiner bemächtigen, ohne genöthigt zu sein, mit ihm zu kämpfen.

Die Wärter dürfen nicht aus der untersten Klasse genommen werden. Man bezahlt sie im Allgemeinen zu schlecht. Sie müssen ein angenehmes Aeussere, eine liebevolle Sprache haben, und reinlich und decent gekleidet sein. Nie müssen sie mit Stöcken oder andern Instrumenten bewaffnet sein, noch Bündel von Schlüsseln haben, die erschrecken, zur Vertheidigung und manchmal auch zur Angriffswaffe dienen. Im Allgemeinen wird es gut sein, aus den Reconvalescenten oder geheilten Geisteskranken die Wärter zu wählen, denn diese sind gelehriger, wohlwollender; sie haben gelernt, das Uebel mitzufühlen, unterstützen besser die Anstrengungen des Arztes, und ihr Beispiel belebt das Zutrauen der Kranken.

Die Wärter müssen einer strengen Disciplin unterworfen und absolut gehorsam sein; sie dürfen nie in Gegenwart der Geisteskranken über ihren Zustand Rechenschaft ablegen; und nicht in derselben Abtheilung des Hospitals alt und grau werden.

In einigen Anstalten verordnen die Wärter die Bäder, Douchen und kalten Begiessungen, die Zwangsjacken, ohne davon Anzeige zu machen; daher muss man über dieselben Leute setzen, die sie unaufhörlich bewachen, die unterrichtet und von erprobter Rechtlichkeit sind.

5) Diese müssen eine grosse Auctorität über die Wärter haben, und letztere dürfen durchaus mit dem Kranken nichts ohne ausdrücklichen Befehl der erstern thun. Wenn es nöthig ist, Zwangsmaassregeln gegen einen Geisteskranken anzuwenden, so muss der Oberwärter stets gegenwärtig sein; er lässt die ärztlichen Verordnungen und Vorschriften ausführen. Die Oberwärter müssen Alles sehen, von Allem den Aerzten und dem Director Rechenschaft ablegen; sie müssen unterrichtet sein, weil sie stets mit den Geisteskranken leben, sie unterhalten, ihre Klagen mit anhören, sie trösten und ermuthigen müssen.

6) Es ist nur zu wahr, dass einige sehr heftige, sehr gefährliche Geisteskranke ausser Stand gesetzt werden müssen, Andern und sich selbst zu schaden. Diese Nothwendigkeit hat vielfache Missbräuche herbeigeführt. Es ist hier nicht der Ort, darüber ausführlich zu sprechen, aber ich wiederhole es, dass die Zahl dieser Unglücklichen viel beschränkter ist, als man es glaubt, besonders seitdem man ihnen eine sorgfältigere, menschlichere Pflege widmet.

7) Der Gebrauch der Ketten ist sehr alt. Alexander von

Tralles will, dass man die Geisteskranken binde. Coelius Aurelianus, Calsus, Galen schreiben gleichfalls Ketten vor. Bis zum Jahre 1794 wurden die Geisteskranken überall in Europa angekettet, und man glaubte nichts Besseres thun zu können. Pinel brach die Ketten, unter denen diese Unglücklichen schmachteten. 80 Geisteskranke im Bicêtre wurden entfesselt, alle übrigen mit der grössten Sanftmuth behandelt. Hierdurch wurden Mehrere, die man für unheilbar hielt, geheilt, und die übrigen ruhiger und leichter zu leiten. Frankreich war das erste Land, welches zeigte, wie man nahe an 3000 Geisteskranke in den drei öffentlichen Anstalten zu Paris ohne Ketten, ohne Schläge und schlechte Behandlung behandeln könne. Und dennoch erwiderte der Dr. Monro, als er von der Commission des Unterhauses gefragt wurde, ob man die Geisteskranken anketten müsse, dass man die Ketten bei Edelleuten nicht anwenden dürfe, aber dass sie für Arme und in öffentlichen Anstalten nothwendig seien. Und in England wurde eine solche Antwort gegeben, und ein solcher Unterschied gemacht! Ein Verwalter von Bedlam hat mir die feste Versicherung gegeben, dass die Ketten das sicherste Mittel seien, die wüthenden Geisteskranken zu bändigen, und dass sie zugleich auch die Geisteskranken am wenigsten afficiren. Auch wurde noch im neuen Bedlam an jedem Bette eine Kette befestigt, glücklicherweise aber dieselbe abgenommen, nachdem man die Anstalten zu Paris besucht hatte. Was geschah aber, als man die Ketten im Bedlam abschaffte? Ganz dasselbe, was 18 Jahre früher im Bicêtre geschehen war, die Geisteskranken wurden ruhiger, gelehriger, und mehrere geheilt. Nirgends aber wurde der Gebrauch und Missbrauch der Ketten stärker getrieben, als in England. Hierzu möge folgendes Beispiel dienen: Ein Seeoffizier, der Reconvalescent war, hatte Haslam gedroht, und wurde eingekettet. Er riss die gewöhnlichen Ketten ab, und man liess deshalb eine 23 Pfund schwere eiserne Maschine kommen. Hieran wurde dieser Unglückliche mit Hals und Füssen befestigt, so dass er sich kaum 8 Jahr lang (so lange er lebte) ausstrecken konnte.

Nachdem die Ketten überall verworfen waren, hat man zu geeigneteren unzähligen Zwangsmitteln seine Zuflucht genommen. Macbride hat zuerst die Zwangsjacke angegeben; Cullen zieht sie jedem andern Mittel vor; Pinel wandte nur das Camisol an, welches mir auch immer genügend war. Man hat viel gegen die Anwendung des Camisols gesprochen. *) Man sagt, der Geisteskranke könne sich selbst desselben entledigen, oder durch seine Gefährten losgebunden werden, er könne seine Hände nicht ge-

*) *The moral menagement of insane persons. J. Haslam.*

brauchen, um seine Bedürfnisse zu befriedigen; er werde unreinlich, könne sich nicht kratzen, um den Reiz der Haut zu vertreiben, noch die Fliegen fortzujagen; endlich erhitze das Camisol, erschwere das Athmen, rufe Schweiss hervor, u. s. w.

Auf alles dies erwidere ich, dass dieses Mittel uns in Paris genügt, und dass die Uebelstände, die es mit sich führen soll, nur darin liegen, dass man es nicht anzuwenden versteht, und es missbraucht.

Sehr achtungswerthe Schriftsteller haben angerathen, die Geisteskranken zu schlagen, um ihren Widerstand zu überwinden und sie gelehriger zu machen. Diesss Mittel ist zu erniedrigend und zu gefährlich, und verdient deshalb wohl schon keine Berücksichtigung. Die Drehmaschine, die ehemals ein therapeutisches Hülfsmittel war, ist jetzt nur noch ein Strafmittel. Ich habe schon von derselben gesprochen. Die Einschliessung auf einige Augenblicke, das Camisol auf kurze Zeit angewandt, der Zwangsstuhl, die Douche, die Bäder, kalte Uebergiessungen, das Versagen von einigen Zerstreuungen genügen dem geschickten Arzt als Zwangsmittel, nie dürfen sie aber ohne speciellen Befehl des Arztes und ohne Aufsicht desselben oder des Oberwärters angewandt werden.

XVII.

Historische und statistische Abhandlung über Charenton.

Durch eine bewundernswerthe Lage, grosse Gärten, geräumige Spaziergänge, neuerlich beendete Einrichtungen, eine Apotheke im Hause, eine väterliche Verwaltung und einen weit ausgedehnten ärztlichen Wirkungskreis gehört Charenton zu den besten Irrenanstalten. Charenton liegt zwei Stunden östlich von Paris auf einem kleinen Hügel, und besteht aus einer grossen Menge von Gebäuden, die sich am Fusse des Hügels erheben und nach und nach erbaut sind. Die Wohnungen der Geisteskranken sind von dem Gebäude, in dem die Verwaltung und das Dienstpersonal sich befindet, getrennt. Die Abtheilung der Männer befindet sich beim Eintritt in das Haus auf der linken, die der Frauen auf der rechten Seite. Die Gärten, die Spaziergänge sind auf der Seite des Hügels, und enthalten schöne Pflanzungen.

Ich will hier nicht eine vollständige Geschichte von Charenton geben, da es schon 200 Jahre besteht. Ich will genau angeben, was gut ist, ich werde aber auch nicht das Schlechte verhehlen, damit man hieraus schliessen könne, was diese Anstalt noch bedarf, um sie ihres grossen Rufes würdiger zu machen.

Erste Periode, von 1641 bis 1795.

Catharina von Medicis liess im Jahre 1602 sieben Mönche, die zum Orden St Jean de Dieu gehörten, der sich in Spanien seit dem Jahre 1540 zur Bedienung der armen Krsnken gebildet hatte, von Florenz nach Paris kommen. Diese Mönche liessen sich im Faubourg Saint-Germain nieder, und dies war der Anfang des Hospitals der Charité zu Paris.

Nach einiger Zeit begaben sich zwei Brüder von demselben Orden mit einem Fond von 4000 Franken nach Charenton.

Durch den Contract vom 12ten und 13ten September 1641 gab Sebastian Leblanc, Ober-Kriegs-Controlleur, den barmherzigen Brüdern ein ganz meublirtes Haus beim Dorfe Charenton gelegen, um dort ein Hospital für 14 arme Kranke zu gründen. Am 13ten Febr. 1644 erhielten die Mönche die Erlaubniss, sich zu Charenton St. Maurice niederzulassen, in der Umgegend Almosen zu sammeln, und eine Kapelle unter dem Schutze von Notre Dame de la paix zu erbauen. Am 10ten Mai 1645 wurden die barmherzigen Brüder ins neue Hospital eingeführt. Zu Ende des 17ten Jahrhunderts wurde zum Hospital ein neues Gebäude zugebaut, das zur Aufnahme von geisteskranken Männern bestimmt war, die eingesperrt werden mussten. Hier befanden sich eine besondere Kapelle, ein Badesaal und zwei Krankenstuben, die im Jahre 1732 errichtet wurden. Am 30sten Juli 1795 erschien ein Befehl des Gesundheitsrathes, wodurch das Haus zu Charenton aufgelöst werden sollte. Drei bis vier Geistliche führten einige Pensionnaire mit sich, flohen anfangs nach Villejuif, von da nach Choisy, wo die meisten sehr alten und schwachen Geisteskranken starben.

Zweite Periode. Von 1795—1814.

Die zweite Periode beginnt mit der Wiederherstellung des Hauses zu Charenton. Am 15ten Juni 1797 befahl das Directorium, dass das Hospital zu Charenton wieder zu seiner früheren Bestimmung eingerichtet werden solle, und dass alle Maassregeln gebraucht werden sollten, um eine vollständige Behandlung zur Heilung der Geisteskrankheit einleiten zu können; dass Geisteskranke beiderlei Geschlechts darin aufgenommen werden sollen, und endlich, dass die Anstalt unter der Obhut des Ministers des Innern stehen solle, der autorisirt sei, Alles, was er für zweckmässig finde, zur Organisirung der neuen Anstalt zu Charenton zu thun.

Die Leitung der Anstalt wurde Coulmier, einem ehemaligen Prämonstratensermönch, mit dem Titel eines Régisseur général anvertraut. Gastaldy, ehemaliger Arzt der Irrenanstalt zu Avignon, wurde zum Arzt in Charenton ernannt; Dumoutier ward Oberaufseher, und Deguise erhielt die Stelle eines Chirurgen. Diese Ernennungen sind vom 21sten Septbr. 1798.

Durch eine Verordnung des Directoriums vom 17ten Juni 1797 wurde bestimmt, dass künftig kein Geisteskranker mehr im Hotel-Dieu aufgenommen werden solle. Eine Verordnung vom 17ten Juni 1802 setzt fest, dass man in dem Hospital zu Charenton 40 Betten für arme geisteskranke Männer und 30 für arme

geisteskranke Frauen, die den Hospitälern zu Paris zur Last lägen, eingerichtet werden sollen. Auch bestimmte diese Verfügung, dass die Geisteskranken aus den Petites-Maisons fortgebracht werden sollten, und zwar die Pensionnaire nach Charenton, die armen in den Bicêtre oder in die Salpetrière.

Von 1807 an schickte die verwaltende Behörde der Hospitäler zu Paris keine armen Geisteskranken mehr nach Charenton, sondern die Frauen in die Salpetrière, die Männer in den Bicêtre.

Der ausgebreitete Ruf, den die Irrenanstalt zu Charenton nach der Wiedereinrichtung hatte, die schöne Lage und die Umsicht des Directors zogen aus allen Gegenden Frankreichs Geisteskranke hin. Dieser Zufluss war so stark, dass die Zahl der aufgenommenen Geisteskranken, die sich in den ersten fünf Jahren auf 202 belief, in den folgenden fünf Jahren von 1802 — 1807 um das Doppelte stieg und 435 betrug.

Um Geisteskranke beiderlei Geschlechts in einem Hause, wo man zur Zeit der barmherzigen Brüder nur Männer aufgenommen hatte, unterzubringen, und die von allen Seiten zuströmenden Geisteskranken aufnehmen zu können, musste man nothwendigerweise eine Abtheilung für Frauen einrichten. Da die Anzahl der Kranken immer stärker anwuchs, so wurden die alten, engen Gebäude restaurirt und vergrössert, im Jahre 1803 am südöstlichen Ende der alten Gebäude eine Reihe Logen und eine Gallerie erbaut. Diese Logen lehnen sich an die Wand der Terrasse.

Am Ende der Gallerie befand sich eine Wärmstube, die durch zwei mit eisernen Stäben vergitterte Fenster erhellt wurde. In dieser Wärmstube war ein Kachelofen, der von einem starken Drathgitter umgeben war; sie war für aufgeregte und lärmende Maniaci bestimmt.

Unmöglich war es, sich eine schlechtere Anlage zu denken, und doch fand man sie herrlich. Man kannte damals die wahren Bedürfnisse der Geisteskranken und die Prinzipien noch nicht, nach denen solche Wohnungen errichtet werden müssen.

Im Jahre 1808 und 1810 erbaute man für aufgeregte Frauen Logen auf den drei Seiten des Hofes. So wurden beträchtliche Summen zu fehlerhaften Erbauungen verwandt, die nie ihren Zweck, ihre Bestimmung erfüllen konnten. Die Ungleichheit des Bodens, die schlechte Einrichtung der alten Gebäude, die die Brüder angelegt hatten, und drei bis vier Stock hoch sind, die Fehler in den neuen Gebäuden sind schuld, dass man sie nie für die wahren Bedürfnisse der Geisteskranken, für die Abtheilungen der Kranken, für den Dienst der Wärter und für die Aufsicht der Obern passend einrichten kann.

Der Director nahm die Einkünfte des Hauses ein, ohne davon Rechenschaft abzulegen, und sagte, dass er sie väterlich verwalte.

Da kein Reglement vorhanden war, so hatte der dirigirende Arzt keine Auctorität. Da er die psychischen Mittel als eine wichtige Bedingung zur Heilung hielt, so glaubte der Director in den theatralischen Vorstellungen und im Tanze ein mächtiges Heilmittel der Geisteskrankheit gefunden zu haben. Man gab in dem Hause Bälle und Schauspiele, wozu ganz Paris mehrere Jahre lang mit grosser Neugier lief, um die Geisteskranken zu Charenton Komödie spielen zu sehen. Die Geisteskranken, die diesen theatralischen Vorstellungen beiwohnten, waren der Gegenstand der Aufmerksamkeit und Neugier, ja sogar des Hohnes, wodurch in vielen Fällen die Manie und Wuth wieder ausbrach, und wohl mit Recht können wir sagen, dass nie ein Individuum durch diese Behandlungsart geheilt worden ist. Fremde Aerzte, wie Frank im Jahre 1802 und Max Andrée im Jahre 1808 machten zuerst in ihren medizinischen Reisen auf diesen Missbrauch aufmerksam, und der Minister verbot im Jahre 1811 auf die dringenden und wiederholten Eingaben des damaligen Arztes zu Charenton, Royer-Collard, das Komödienspiel und den Ball zu Charenton.

Wenn theatralische Vorstellungen den Geisteskranken nützen sollen, so müssten für jeden einzelnen Kranken ein Theater, Stücke, Musik, Zuschauer vorhanden sein, denn die Anwendung des psychischen Einflusses bei Behandlung der Geisteskranken muss so vielfach verschieden sein, als es verschiedene Arten zu empfinden giebt. Ich habe mehrere mir zur Behandlung anvertraute Geisteskranke, ruhige Maniaci, friedliebende Monomaniaci, Melancholische ins Schauspiel geführt, wählte erheiternde Stücke, die geeignet waren, angenehme Eindrücke und keine böse Ideen, noch gefährliche Leidenschaften hervorzurufen. Ich consultirte den Geschmack jedes Kranken, und liess ihn lange diese Zerstreuung wünschen, aber nie habe ich gesehen, dass das Schauspiel ein Mittel zur Heilung sei. Von den Kranken wurden Einige aufgereizt, Andere traurig, und beinahe Alle verlangten den Saal zu verlassen. Einer von ihnen glaubte in allen Damen, die er kommen sah, seine Frau, und in den Männern seine Nebenbuhler zu sehen. Ein Anderer wünschte sobald als möglich den Saal zu verlassen, weil er das Delirium sich nahen fühle. Ein Dritter versicherte, dass er auf das Spiel aufmerksam sei, dass er aber gar nichts dabei fühle. Das Schauspiel ist nur bei vollkommener Reconvalescenz nützlich, und dann sind ein Freund, die Familie, das Land und Reisen weit mehr vorzuziehen. Ich habe gesagt, was ich durch Erfahrung belehrt vom Theater als therapeutischem Mittel gegen die Geisteskrankheit halte. Bei dieser Gelegenheit will ich auch der Resultate meiner zahlreichen Versuche mit der Musik erwähnen.

Zu Charenton wurden wöchentlich einmal Concerte und Bälle

gegeben; dieses Mittel ist minder gefährlich als das Schauspiel, obgleich es auch seinen Uebelstand hat. Die Musik muss gewählt sein. Fremde dürfen zu diesen Versammlungen nicht zugelassen werden, sondern die Zuhörer müssen aus der Familie des Kranken und aus den Personen, die sie leiten und gewöhnlich pflegen, bestehen, damit jeder Nervenreiz, jedes Erwachen der Leidenschaften vermieden werde.

Ich weiss, dass einige Schriftsteller, besonders unter den Alten, über die Macht der Musik geschrieben haben; ich habe auch von glaubwürdigen Aerzten erzählte Thatsachen gelesen, und musste daher Versuche mit der Musik als Heilungsmittel der Geisteskrankheit machen. Ich habe dies Mittel auf alle mögliche Art und unter den günstigsten Umständen versucht. Zuweilen regte es bis zur Wuth auf, oft schien es zu zerstreuen, aber nie habe ich gefunden, dass es zur Heilung etwas beitrage; den besten Erfolg hatte es noch bei den Reconvalescenten.

Ein Lypemaniacus, dessen Bruder mit den besten Meistern von Paris musicirte, wurde wüthend, obgleich die Musici in einem andern, von dem seinigen getrennten Zimmer waren. Er wiederholte den Personen, die um ihn waren: Es ist abscheulich, sich Vergnügen zu machen, da ich in einem so schauderhaften Zustande bin. Der so zärtlich geliebte Bruder wurde jetzt von dem Kranken gehasst. Ich habe mehrere Geisteskranke, die sehr geschickte Musiker waren, beobachtet, die während der Krankheit nur falsche Töne hörten; die beste Musik ärgerte sie anfangs, und dann regte dieselbe sie auf. Eine Dame, welche die Musik leidenschaftlich geliebt hatte, fing an, die ihr bekanntesten Melodien zu spielen und zu singen; einige Augenblicke darauf hörte der Gesang auf, und die Kranke fuhr fort, einige Noten auf dem Fortepiano zu spielen, die sie mehrere Stunden hindurch auf die einförmigste und langweiligste Weise immer wiederholte, bis man sie zu zerstreuen und vom Fortepiano fortzubringen suchte.

Das Hospital der Salpetrière bot mir ein unermessliches Feld zu therapeutischen Versuchen dar, und ich habe nichts unversucht gelassen. Mehr als 1200 geisteskranke Frauen sind hier vereinigt, mehr denn 200 sind alle Tage einer strengen Beobachtung und einer mehr oder minder kräftigen Behandlung unterworfen. Ich hatte die Musik häufig bei Einzelnen angewandt, und wollte nun auch sehen, wie sie auf die Menge wirke; daher machte ich damit während des Sommers 1824 und 1825 Versuche. Mehrere ausgezeichnete Musiker der Hauptstadt versammelten sich mehrere Sonntage hinter einander in diesem Hospital. Die Harfe, das Fortepiano, die Geige, einige Blaseinstrumente und herrliche Sänger wetteiferten, diese Concerte so angenehm als interessant zu machen.

Achtzig geisteskranke Frauen, bestehend aus Reconvalescenten, Maniacis, ruhigen Monomaniacis und einigen Lypemaniacis, sassen bequem im Schlafsaal der Reconvalescenten den Musicis gegenüber. Kein Fremder hatte dabei Zutritt, nur Liebe zur Wissenschaft und Humanität beseelte uns, besonders die Musiker mit gleichem Eifer. Stücke aus allen Tonarten, mit verschiedenartigem Takt wurden gespielt und gesungen, indem die Zahl und Instrumente abwechselten; auch mehrere grosse Musikstücke wurden aufgeführt. Die Geisteskranken waren aufmerksam, ihre Physiognomie wurde belebt, die Augen wurden glänzender, aber Alle blieben ruhig; Einige weinten; zwei von ihnen wollten eine Arie unter Begleitung singen; dieser Wunsch ward ihnen gewährt.

Dieses neue Schauspiel war nicht ohne Einfluss auf die Kranken, aber es bewirkte keine Heilung, ja nicht einmal Besserung. Nachdem diese Concerte zwei Stunden gedauert hatten, begaben sich die Musiker in das Innere der Abtheilung; sie führten mit Blaseinstrumenten bekannte Volks-, Kriegs- oder Liebeslieder aus. Viele Frauen wurden beim Ton der Instrumente aufgeregt, mehrere Wüthende bildeten sogar Kreise zum Tanz. Diese Aufregung war aber nur vorübergehend, und hörte gleich auf, als die Musik sich nicht mehr hören liess. Man sprach den Abend wenig darüber, und den folgenden Tag bei dem ärztlichen Besuch war nicht mehr die Rede davon. Man wird mir vielleicht einwenden, dass, da die Frauen in der Salpetrière nicht selbst musikalisch sind, die Musik auch keine Wirkung auf sie ausüben könne; aber ich habe die Anwendung der Musik bei Geisteskranken, die früher dieselbe längere Zeit mit Erfolg getrieben hatten, und selbst bei sehr geschickten Musikern versucht, aber der Erfolg war hier auch nicht glücklicher. Ich will hieraus nicht schliessen, dass es unnütz ist, diesen Kranken etwas vorspielen zu lassen, oder sie selbst zum Musiciren zu bewegen; denn wenn die Musik auch nicht die Heilung herbeiführt, so zerstreut sie doch, und erleichtert hierdurch den Zustand. Sie ist augenscheinlich für die Reconvalescenten nützlich, und man darf daher ihre Anwendung nicht gänzlich verwerfen.

So schlecht auch die Gebäude waren, und obgleich auch jede regelmässige Verwaltung fehlte, und Royer-Collard und Coulmier sehr uneinig lebten, so nahm dennoch die Aufnahme zu Charenton von Jahr zu Jahr zu.

Dritte Periode. Von 1815—1834.

Während dieser letzten Periode vergrösserte sich Charenton immer mehr und mehr; die Verwaltung nahm einen regelmässigen Gang, musste Rechenschaft ablegen, und die ärztliche Behandlung wurde durch Erfahrung und feste Principien geleitet.

Roulhac Dumaupas, der Director, und Royer-Collard, der dirigirende Arzt, waren durch dieselben Prinzipien geleitet, von demselben Eifer beseelt, und trugen gegenseitig zu vielfach gewünschten Verbesserungen bei. Eine Commission zur Oberaufsicht wurde gewählt, die Verwaltung wurde regelmässiger, Alles wurde einregistrirt.

Ehe wir von den Resultaten der Verwaltung Dumaupas und seines Nachfolgers Palluy reden, müssen wir die Veränderungen und Verbesserungen, die in den älteren Gebäuden vorgenommen wurden, und die neuen Bauten beschreiben.

Im ersten Stockwerk des Gebäudes, in einem Saale, der ehemals zum Speisesaal diente, errichtete man einen Altar.

Die Armen des Kantons hatten bis zum Jahre 1814 den grossen Saal Saint-Michel über der Meierei eingenommen. Am Ende dieses grossen Saales waren einige Betten, die für die Eleven der Thierarzneischule von Alfort aufbewahrt waren. Zu dieser Zeit gründete man eine Krankenanstalt in der Schule, und die Armen des Kantons wurden in einem Gebäude untergebracht, welches von dem der Geisteskranken getrennt ist.

Im Jahre 1815 machte man aus dem Saale, der früher zum Schauspiele bestimmt war, und der nahe bei der Wohnung des Directors liegt, einen Versammlungssaal. In diesem befinden sich ein Pianoforte, mehrere Spieltische, mehrere Lehnstühle, eine grosse Anzahl anderer Stühle, und hier versammeln sich jeden Abend die dazu geeigneten Geisteskranken und Reconvalescenten, die dabei streng bewacht und zu Vergnügungen angeregt werden.

Im Iahre 1819 errichtete man im dritten Stockwerk ein Billardzimmer.

Von den Jahren 1824—1827 errichtete man noch ein grösseres Gebäude, das zum Besuchzimmer der Anverwandten der Geisteskranken dient.

Nachdem wir so im Allgemeinen flüchtig die Verbesserungen, die seit dem Jahre 1815 stattgefunden, migetheilt haben, müssen wir hier die Verbesserungen, die in den einzelnen Abtheilungen der Männer und Frauen stattfanden, anführen.

Die Latrinen, die in den Corridors der Männer einen unerträglichen Geruch verbreiteten, wurden im Jahre 1821 von den Gebäuden getrennt. Einige Käfige, die dazu bestimmt waren, die heftigsten Geisteskranken aufzunehmen, wurden zerstört. Wärmstuben wurden in den Abtheilungen, wo sie noch fehlten, errichtet, und die bestehenden so eingerichtet, dass sie besser gelichtet werden können. Im Allgemeinen sind die Wärmstuben für die Anzahl der Personen, die sich hier versammeln, zu klein; sie sind zu dunkel, zu niedrig, einige sind gepflastert und können nicht gehörig gelüftet werden.

Indem man die grosse Treppe hinaufgeht, kommt man zu einem Saale, der ehemals zur Vorrathskammer diente, und sehr geräumig und gut erleuchtet ist. Hier befinden sich 25 Betten, die für ruhige Geisteskranke eingerichtet sind, falls dieselben anderweitig erkranken.

Die Bäder für die Abtheilung der Männer, die sich zur Zeit Coulmier's im Parterre befanden, wurden nach einem gemeinschaftlichen Saale verlegt, der gepflastert ist und wo die einzelnen Badewannen durch Verschläge von einander getrennt sind. Der Kessel zur Erwärmung des Wassers liegt der Thür gegenüber und bleierne Rinnen führen sowohl warmes, als kaltes Wasser zu jeder Badewanne. Rechts an jeder Wanne ist ein Reservoir zu kaltem Wasser und ein Lehnstuhl für die Douche. Unter diesem hat man auch einen Apparat für die aufsteigende Douche angebracht.

Wenn auch schon die Abtheilung für die Männer merkliche Verbesserungen erfahren hat, so wurde doch die der Frauen noch reichlicher bedacht, und man errichtete daselbst noch ein grosses Gebäude, welches anderswo schon allein für eine schöne Irrenanstalt gelten könnte. Ein besonderer Garten wurde westlich von der Anstalt angelegt, und noch vielfache andere Verbesserungen vorgenommen.

Im Jahre 1830 bekam Roulhac Dumaupas seinen Abschied und wurde durch Palluy ersetzt. Die Güte, die Sanftmuth, die Gerechtigkeit Dumaupas liessen seinen Abgang tief bedauern, und nur Palluy, der seit dem Jahre 1830—1834 der Anstalt mit vorstand, konnte denselben würdig ersetzen.

Wir wollen jetzt die Prinzipien, die die Verwaltung leiten, auseinander setzen, und mit dem Reglement von 1814 beginnen, welches von Montesquieu, damaligem Minister des Innern, gegeben wurde, und im Wesentlichen jetzt noch befolgt wird.

§. 1. Die Anstalt zu Charenton bestand bei ihrer Einrichtung aus einem Hospital für 14 arme Kranke des Kantons. Man nimmt dort Geisteskranke beiderlei Geschlechts auf, von denen einige bezahlen, andere frei aufgenommen werden. Die Zahl der Freistellen ist auf 24 bestimmt, jedoch steht es dem Minister frei, noch an 20 eine Minderung der Summe zu gestatten. Die Zahl dieser Freistellen hat sich häufig geändert. Wir wollen diese Veränderungen hier angeben, um den Nutzen, den Charenton gewährt hat, näher bezeichnen zu können.

1sten Decbr. 1815:	Freistellen	21
	Pension gemindert	48
1sten Decbr. 1816:	Freistellen	23
	Pension gemindert	43
1sten Decbr. 1827:	Freistellen	27
	Pension gemindert	32

1sten Decbr. 1828: Freistellen 37
Pension gemindert 32.

Diese Vermehrung der Anzahl der Freistellen für das Jahr 1828 kommt daher, weil durch einen Ministerialbefehl vermittelst einer Summe von 6000 Franken zehn neue Freistellen eingerichtet wurden.

1830: Freistellen 54
Pension herabgesetzt 24.

Durch eine Bestimmung vom 18ten Januar 1830 wurden 15 neue Freistellen eingerichtet, und die Zahlung, für jede mit 700 Franken, auf den Unterstützungsfonds des Ministerii des Innern angewiesen.

1833: Freistellen 65
Pension herabgesetzt 38.

Auf den Vorschlag des Directors und in Folge einer Verordnung vom 31sten Decbr. 1832 wurden noch 14 neue Freistellen und durch den Minister in demselben Jahre noch drei errichtet.

Der vierte Artikel des Reglements besagt, dass es drei Klassen von Pensionnairen geben solle:

Die erste zu 1200 Franken und darüber
Die zweite zu 900 -
Die dritte zu 600 -

Ueberdiess muss für jeden Pensionnair ein Zuschuss von 5 Procent gezahlt werden.

Die Theuerung aller Dinge, besonders der Nahrungsmittel, machte die Pension der dritten Klasse, wie sie im Jahre 1814 festgestellt worden war, unzulänglich, und der Minister des Innern bestimmte am 10ten Januar 1831, dass der Preis bei jeder Klasse um 100 Franken erhöht werden solle.

Kein Pensionnair, sagt das Reglement, kann aufgenommen werden, wenn er seine Pension nicht wenigstens einen Monat voraus bezahlt, wenn seine Verwandten und Vormünder sich nicht verpflichten, später für ihn zu zahlen, und ihn aus der Anstalt zu nehmen, wenn es der Director verlangt. Ein angefangener Monat wird für einen ganzen gerechnet.

Schema zur Aufnahme.

Ich der Unterzeichnete bin heut in Charenton gewesen, handle im Namen und als verspreche und verpflichte mich jährlich praenumerando in vierteljährlichen oder monatlichen Raten, nach meiner Wahl, an den Director zu Charenton oder an den Rendanten der gedachten Anstalt, mit Inbegriff der Wäsche die Summe von als Pension für zu zahlen, der in die genannte Anstalt aufgenommen worden ist; dies so lange zu thun, als er daselbst bleibt, so wie

auch für den Monat, in dem er austritt oder stirbt. Ausserdem verpflichte ich mich, den nach der ersten Aufforderung des Directors aus der Anstalt zu nehmen.

Charenton den

Nur halb oder ganz invalide Militairpersonen und Seesoldaten werden auf tägliche Bezahlung aufgenommen. Der geringste Preis auf den Tag ist für die Soldaten 1 Frank 50 Centimen, der höchste für die Offiziere 3 Franken.

Die Anstalt wird durch einen Director unter der Auctorität des Ministers des Innern, und durch eine Special-Commission, die durch den Minister ernannt wird, verwaltet. Der Director wird durch einen Oeconomen, durch einen Einnehmer, einen Architekten und mehrere Commis unterstützt.

Da sich die Correspondenz mit der Aufnahme vermehrt hat, so wurde 1816 ein Secretair für die Verwaltung ernannt. Da viele rückständige Schulden waren, so wurde hierzu ein eigener Agent am 10ten Februar 1830 angestellt.

Der Director, der dirigirende Arzt und der Oberchirurg werden von dem Minister des Innern erwählt, die Andern auf Vorschlag, theils des Arztes, theils des Directors ernannt.

§. 2. Niemand wird in Charenton aufgenommen, wenn nicht von Seiten der Behörde ein von zwei Aerzten unterzeichnetes Zeugniss eingereicht wird, dass er wirklich krank ist.

Schema zu einer Requisition des Maire.

Der Maire zu Arrondissement Departement bittet und fordert auf Verlangen des (das Haupt der Familie, sein Stand und seine Wohnung) und auf das Zeugniss des Herrn Arztes zu vom den Herrn Director zu Charenton auf, den (die Namen, Vornamen, Stand und Wohnung des Geisteskranken, so wie seinen Grad der Verwandtschaft mit dem Haupte der Familie, die die Aufnahme verlangt) aufzunehmen, um daselbst auf seine oder seiner Familie Kosten die Geisteskrankheit, wovon er befallen ist, zu behandeln.

Geschehen zu den

Die See- und andern Soldaten werden nur auf ein Hospitalbillet oder auf eine Vorstellung von Seiten der Behörde, von der sie abhängen, aufgenommen.

Die Formel zum Austritt ist dieselbe, die Kranken mögen geheilt sein oder nicht. Der dirigirende Arzt bezeugt den Gesundheitszustand des zu Entlassenden, wobei die Heilung, wenn sie statt gefunden, angegeben wird. Hierbei wird die Art der Geisteskrankheit, die Gefahren, denen der Kranke ausgesetzt ist, die seiner Umgebung drohen, und die Uebelstände, die daraus entstehen

können, wenn der Austritt des Kranken vor seiner Genesung verlangt wird, angegeben.

Wenn ein Individuum, das entlassen wird, unter Vormundschaft steht, so muss dem Procurator vor seiner Entlassung Anzeige gemacht werden.

Der dritte Paragraph handelt von der Commission, welche die Oberaufsicht führt, und die aus fünf Mitgliedern besteht, die von dem Minister ernannt werden, und die dieser Stelle gratis vorstehen. Diese Commission wacht über die geringsten Umstände der Verwaltung, bekümmert sich um die Rechnung, die Ausgaben, macht dem Minister Vorschläge zur Verbesserung, giebt die statt findenden Missbräuche an, und macht einen jährlichen Bericht über die Angestellten der Anstalt.

Der 4te Paragraph stellt die Functionen des Directors fest. Der Director ist der allgemeine Chef der Anstalt, besonders aber des administrativen Theils derselben. Alle Angestellte sind ihm untergeordnet, und Alles, was die Aufführung, gute Ordnung und Genauigkeit betrifft, wird durch ihn bewacht. Er bestimmt alle Ausgaben, aber er kann keinen Ankauf bestimmen, der sich über 3000 Franken beläuft. Er inspicirt monatlich den Rendanten und sämmtliche Effecten; er lässt alle Reparaturen machen, die nicht über 3000 Franken betragen; er consultirt mit dem dirigirenden Arzt über alle Einrichtungen und Verbesserungen, die zur Reinlichkeit, Klassification und Behandlung der Kranken nothwendig sind.

Der 5te Paragraph handelt vom Oeconomen. Dieser hat das ganze Mobiliar unter sich, steht der Verwaltung der Küche, der Austheilung der Speisen vor.

Der 6te Paragraph handelt vom Cassirer. Dieser hat alle Einnahmen des Hauses zu verwalten, und muss eine Caution von 10,000 Franken stellen. Er darf keine Ausgabe ohne Befehl des Directors machen, und sein Kassenbuch wird monatlich durch den Director und alle drei Monate durch ein Mitglied der Commission revidirt.

Der 7te Paragraph handelt von dem Beamten, der die Aufsicht über die Aufnahmen führt. Er muss genau den Namen, das Alter, das Geschlecht, den Stand, den Geburtsort, den Tag der Aufnahme, des Austritts oder des Todes, den Namen und die Wohnung der Eltern oder der Correspondenten des Kranken aufzeichnen; eben so die Behörde, die den Befehl zur Aufnahme erlassen, den Preis der Pension, u. s. w. Derselbe registrirt auch alle Angestellten und ihren Gehalt genau ein. Diese verschiedenen Register werden monatlich durch den Director controllirt, und alle drei Monate durch ein Mitglied der Commission unterzeichnet.

§. 8. Vom Regimen. Dies entspricht den drei früher angegebenen Klassen der Pensionen. An der gemeinschaftlichen

Tafel befindet sich der Director mit allen Angestellten des Hauses, mit den Reconvalescenten oder mit den Erkrankten, die zu der ersten Klasse gehören, und mit den Militairpersonen, die das Maximum der Summe bezahlen. Die Geisteskranken der zweiten Klasse haben das Recht, zweimal wöchentlich an dieser Tafel zu speisen. Der dirigirende Arzt bezeichnet die Kranken und Reconvalescenten, die an der Tafel des Directors essen.

.

Tabelle für das Regimen.

Das Frühstück an der gemeinschaftlichen Tafel wird um 11 Uhr, das Mittagessen um 6 Uhr eingenommen.

Das Frühstück wird in den Corridors, den Schlafsälen und einzelnen Zimmern um 6 Uhr, das Mittagessen um 11 Uhr und das Abendbrot um 5 Uhr vertheilt.

Erste Klasse.

Ausser den Fasttagen.

Brot auf den Tag 22 Unzen
Wein auf den Tag $\frac{3}{5}$ Pinte.

Die Frauen erhalten nur $\frac{2}{3}$ so viel Wein als die Männer.

Frühstück für die Männer.

Käse 1 Unze 2 Drachmen

Oder eben so viel Butter, frische oder trockene Früchte.

Frühstück für die Frauen.

Kaffee mit Milch. $\frac{1}{2}$ Pinte

Mittagessen für Männer und Frauen.

Fleischbrühe $\frac{1}{2}$ Pinte
Rindfleisch 4 Unz. 2 Dr.
Vorgericht von Fleisch 5 Unz. $1\frac{1}{2}$ Dr.
Braten 5 Unz. $1\frac{1}{2}$ Dr.

Oder so viel frische Fische oder Geflügel, als der Braten kostet.

Käse zum Dessert 1 Unz. 2 Dr.

Oder für denselben Preis Früchte, wie sie die Jahreszeit liefert, oder auch trockene Früchte.

Abendbrot.

Braten 5 Unz. $1\frac{1}{2}$ Dr.
Trockene Gemüse $\frac{1}{3}$ Metze
Oder frische Gemüse 12 Unz. 6 Dr.

Dessert.

Käse 4 Unz. 2 Dr.

Oder für denselben Preis frische oder trockene Früchte.

An Fasttagen.

Brot, Wein, Frühstück, wie gewöhnlich.

Mittagessen.

Bouillon	½ Pinte
Frische Fische oder Stockfisch .	8 Unz. 1 Dr. 26 Gr.
Eier	2 Stück
Trockene Gemüse	⅓ Metze
Oder frische Gemüse	12 Unz. 6 Dr.

Dessert.

Käse	1 Unz. 2 Dr.

Oder für denselben Preis Früchte.

Abendbrot.

Frische Fische	8 Unz. 1 Dr. 26 Gr.
Trockene Gemüse	⅓ Metze
Oder frische Gemüse, Salat . .	8 Unz. 5 Dr.

Dessert.

Käse	1 Unu. 2 Dr.

Oder für denselben Preis Früchte.

Zweite Klasse.

Ausser den Fasttagen.

Brot auf den Tag	23 Unzen
Wein auf den Tag	⅗ Pinten

Die Frauen erhalten nur ⅔ so viel Wein.

Frühstück für die Männer.

Den dritten Theil von dem Brot und Wein, den sie auf den ganzen Tag erhalten.

Frühstück für die Frauen.

Wie das der Männer, gewöhnlich wird aber anstatt des Weins ½ Pinte Milch gereicht.

Mittagessen.

Fleischbrühe	½ Pinte
Fleisch	4 Unz. 2 Dr.
Fleischragout	5 Unz. 1½ Dr.
Oder frische Gemüse	12 Unz. 6 Dr.

Abendbrot.

Braten	4 Unz. 2 Dr.
Trockene Gemüse	⅓ Metze
Oder frische Gemüse	12 Unz. 6 Dr.

Dessert.

Dessert nur Sonntags und Donnerstags.

Käse 1 Unz. 2 Dr.
Oder für denselben Preis Früchte.

An Fasttagen.

Brot, Wein, Frühstück wie gewöhnlich.

Mittagessen.

Suppe ½ Pinte
Häring oder Eier 2 Stück
Oder für eben so viel frische Fische.
Trockene Gemüse ⅓ Metze

Abendbrot.

Trockene Gemüse ⅓ Metze
Oder frische Gemüse 12 Unz. 6 Dr.
Eier 1½ Stück.

Dritte Klasse.

Ausser den Fasttagen.

Brot auf den Tag 32 Unz.
Wein auf den Tag ⅗ Pinte
Die Frauen erhalten nur . . . 24 Unz. Brot.

Frühstück.

Den dritten Theil des Brots und Weins.
Brot allein für die gratis Aufgenommen.
Die Frauen erhalten statt des Weins
Milch ½ Pinte

Mittagessen.

Suppe ½ Pinte
Fleisch 4 Unz. 2 Dr.
Frische Gemüse 8 Unz. 1 Dr. 26 Gr.

Abendbrot.

Trockene Gemüse ⅓ Metze
Oder frische Gemüse 12 Unz. 6 Dr.
Oder Salat 8 Unz. 1 Dr. 18 Gr.
Sonntags und Donnerstags
Braten oder Ragout 4 Unz. 2 Dr.

An Fasttagen.

Brot, Wein, Frühstück, wie gewöhnlich.

Mittagessen.

Suppe ½ Pinte
Häring (eingesalzener) 1
Trockene Gemüse ⅓ Metze

Abendbrot.

Trockene Gemüse $\frac{1}{3}$ Metze
Käse 1 Unz. 2 Dr.

Die armen Kranken des Cantons, so wie die gratis Aufgenommenen und die, welche ein herabgesetztes Kostgeld bezahlen, gehören gleichsam zur dritten Klasse, und führen dasselbe Regimen. Dies ist auch der Fall mit den Militairpersonen und Seesoldaten, die das Minimum zahlen.

Der Arzt hat während des Besuchs das Recht, das Regimen zu modificiren, und ein Nahrungsmittel statt des andern, Fleisch anstatt der Fastenspeisen, und umgekehrt, anzuordnen; dann müssen aber die Vorschriften des Regimens alle Tage auf den Besuchsblättern geschrieben werden.

Ausser dem für jede Klasse der Kranken bestimmten Regimen sind zwei allgemeine Tafeln in der Anstalt, die eine für die Beamten und die Geisteskranken beiderlei Geschlechts, die der Arzt dazu bestimmt, die andere für die Dienstboten der Anstalt. Das Regimen für diese beiden Tafeln ist folgendes:

Erste allgemeine Tafel.

Ausser den Fasttagen.

Brot auf den Tag 23 Unz.

Frühstück für die Männer.

Wein 1 Glas
Käse 1 Unz. 2 Dr.

Frühstück für die Frauen.

Schwacher Kaffee mit Milch . $\frac{1}{2}$ Pinte

Mittagessen.

Suppe $\frac{1}{2}$ Pinte
Wein $\frac{3}{5}$ Pinte
Fleisch 4 Unz. 7 Dr. 16 Gr.
Ein Vorgericht von Fleisch . 5 Unz. 1 Dr. 36 Gr.
Braten oder Geflügel 4 Unz. 2 Dr.
Frische Gemüse als Zwischengericht 12 Unz. 6 Dr.
Oder für eben so viel Backwerk oder Crême.
Käse zum Dessert 1 Unz. 2 Dr.
Oder für eben so viel frische oder trockene Früchte.

Abendbrot.

Frische Gemüse 1 Unz. 6 Dr.
Oder trockene Gemüse . . . $\frac{1}{3}$ Metze
Oder Eier 2 Stück

Oder Milchreiss	$\frac{3}{8}$ Pinte
Wein etwas über	$\frac{1}{4}$ Pinte
Zweimal wöchentlich Braten .	4 Unz. 7 Dr. 16 Gr.

Dessert wie beim Mittagessen.

An Fasttagen.

Brot, Wein, Frühstück wie gewöhnlich.

Mittagessen.

Suppe	$\frac{1}{2}$ Pinte
Gesalzene oder frische Fische	8 Unz. 1 Dr. 26 Gr.
Trockene Gemüse	$\frac{1}{3}$ Metze
Oder frische Gemüse	12 Unz. 6 Dr.
Eier	2

Dessert wie gewöhnlich.

Abendessen.

Frische Gemüse	12 Unz. 6 Dr.
Oder trockene Gemüse . . .	$\frac{1}{3}$ Metze
Oder Eier	2
Oder Milchreiss	$\frac{1}{2}$ Pinte

Dessert wie zu Mittag.

Zweite allgemeine Tafel.

Ausser den Fasttagen.

Brot auf den Tag	2 Pfund
Wein auf den Tag	$\frac{3}{5}$ Pinte

Mittagsessen.

Suppe	$\frac{1}{2}$ Pinte
Fleisch	4 Unz. 7 Dr. 16 Gr.
Frische Gemüse	12 Unz. 6 Dr.
Oder trockene Gemüse	$\frac{1}{3}$ Metze

Abendessen.

Trockene Gemüse	$\frac{1}{3}$ Metze
Braten oder Ragout	2 Unz. 5 Dr.

An Fasttagen.

Mittagessen.

Suppe	$\frac{1}{2}$ Pinte
Gesalzene Häringe	2
Trockene Gemüse	$\frac{1}{3}$ Metze
Frische Gemüse	12 Unz. 6 Dr.

Abendessen.

Eier	2

Frische Gemüse	12 Unz. 6 Dr.
Oder trockene Gemüse	$\frac{1}{3}$ Metze
Oder Salat	8 Unz. 1 Dr. 26 Gr.

§. 9. Von der Kleidung und dem Abonnement durch die Verwandten. — Die Geisteskranken bekleiden sich auf ihre Kosten, entweder unmittelbar durch ihre Verwandten oder Vormünder, oder mittelbar durch die Anstalt.

Die Verwandten oder Vormünder können deshalb jährlich abonniren.

Die Kleider und Wäsche, welche die Verwandten oder die Anstalt liefern, werden dem Oeconomen übergeben, in das Wäschregister eingetragen und mit der Nummer bezeichnet, die das Fach hat, in dem diese Gegenstände aufbewahrt werden. Bei dem Austritt oder dem Tode der Pensionnaire wird Alles, was noch in gutem Zustande ist, den Kranken oder deren Verwandten zurückgegeben. Dies thut ebenfalls der Oeconom.

Die Anstalt liefert Bett, Laken, Decken und Nachtjacken; für Hemden, Westen, Strümpfe, Servietten, Schnupftücher, Halstücher, Mützen, Nachtmützen muss die Familie sorgen.

Die Militairpersonen, Invaliden und Seesoldaten werden von der Anstalt bekleidet; auch muss sie für Leibwäsche und andere Kleidungsstücke sorgen. Bei ihrem Austritt erhalten sie nur den Werth von dem, was sie in die Anstalt gebracht haben, zurück.

Die Kranken des Cantons bekleiden sich auf ihre Kosten, wenn sie nicht zu arm sind; sonst erhalten sie Wäsche und Kleidung von der Anstalt.

Die Anstalt sorgt für Reinigung und Instandhaltung der Wäsche, wofür aber die Verwandten der Pensionnaire eine Vergütigung zahlen, die nicht den 30sten Theil der Pension übersteigen darf.

Die Verwandten oder Vormünder bezahlen Taback, Kaffee, Chocolade und andere ähnliche Gegenstände; dies ist auch der Fall mit Feuerungsmaterial bei den Kranken, die Kamine in ihren Zimmern haben.

§. 10. handelt vom ärztlichen Dienst. Dieser steht unter der Leitung eines dirigirenden Arztes, dem ein Adjunct, ein Inspector und die Eleven zur Seite stehen.

Der dirigirende Arzt ist nicht verpflichtet, im Hause zu wohnen; er ist mit der Behandlung der Geisteskranken beiderlei Geschlechts, so wie auch der innerlichen Krankheiten, in den verschiedenen Abtheilungen, Zimmern und dem Saale für die Armen des Cantons beauftragt.

Der dirigirende Arzt ordnet Alles, was sich auf die physische und psychische Lebensart der Geisteskranken bezieht, an. Er leitet

die medizinische Polizei, schreibt die Klassification der Kranken bei ihrem Eintritt oder ihrem Aufenthalt vor; bestimmt den Grad von Freiheit, den Jeder innen oder aussen haben soll; er bewilligt den Besuch der Verwandten, weist Jedem Belohnungen und Strafen, die Art der Arbeit und der passenden Zerstreuung an. Er stellt alle Abgangszeugnisse aus, und sagt darin, ob die Abgehenden geheilt sind oder nicht; er unterschreibt die medizinischen Berichte, die alle 14 Tage an die Verwandten der Kranken geschickt werden. Ich füge das Schema eines solchen Berichts bei.

M.

Irrenanstalt zu Charenton.

Aerztlicher Bericht.

Geistiger Zustand . {

Physischer Zustand. {

Prognose {

Charenton, den 183

Der dirigirende Arzt.

Der dirigirende Arzt oder dessen Adjunct besucht den Kranken täglich. Der inspicirende Arzt und der wachhabende Eleve machen alle Abend eine Visite.

Während des Besuchs stehen dem dirigenden Arzt oder dessen Adjuncten der Inspector, der Pharmaceut, die Eleven und in der Abtheilung für Männer der Oberschliesser, in der für Frauen die erste Aufseherin, die Unteraufseherinnen und Wärterinnen zur Seite. Das Besuchsbuch wird von einem Eleven und dem Pharmaceuten in Ordnung gehalten.

Hierin lässt der Arzt die Arzneimittel, die Diät, den Namen der Pensionnaire, die an der gemeinschaftlichen Tafel essen sollen, einschreiben; jedoch werden nur die Namen der Geisteskranken eingetragen, denen eine besondere Diät vorgeschrieben ist. Die andern werden alle unten auf das Blatt geschrieben, zum Zeichen, dass sie ganze Portionen haben sollen.

Alle Jahr macht der dirigirende Arzt einen statistischen Bericht über die zu Charenton aufgenommenen Geisteskranken, wel-

cher der Commission vorgelegt und dann dem Minister des Innern übersandt wird.

Der dirigirende Arzt muss eine strenge Aufsicht über die Eleven, Wärter und Wärterinnen, über die Aufseher in der Abtheilung für Männer und über die Aufseherinnen in der für Frauen führen. Er revidirt die Arzneimittel, so oft er es für gut findet. Er wird zu Rathe gezogen, wenn Veränderungen an den Gebäuden und in ihrer innern Eintheilung für nützlich gehalten werden, eben so, wenn man neue Bauten aufführen will.

Der Badesaal, der Doucheapparat werden alle sechs Monate vom Director, dem Architecten und dem dirigirenden Arzt inspicirt. Auf Verlangen des letztern werden für zweckmässig gehaltene Veränderungen und Verbesserungen vorgenommen.

Der Adjunct muss in der Anstalt wohnen. Er vertritt in allen Theilen des ärztlichen Dienstes den dirigirenden Arzt, wenn dieser abwesend ist. Auch führt er die specielle Aufsicht über die Apotheke.

Der Oberchirurgus, welche Stelle durch das Reglement von 1814 geschaffen wurde, ist mit der Behandlung der äussern Krankheiten bei den Geisteskranken und den Armen des Cantons beauftragt. Im Jahre 1833 erhielt er durch einen Ministerialbefehl einen Adjuncten.

Der Oberchirurg schreibt das Regimen der Kranken vor, die er in der Anstalt und im Armenhospital behandelt. Der Eleve der Chirurgie ist bei den Besuchen zugegen, und trägt die Diät und andere Verordnungen täglich in das Besuchsbuch ein. Deguise, der seinem Vater in dieser Stelle folgte, erfüllt die Pflichten eines Oberchirurgen ganz vortrefflich.

Alle sechs Monate versammeln sich der dirigirende Arzt, der Oberchirurgus, der Adjunct, der Inspector und der Pharmaceut bei dem Director, um ihm ihre Ansichten über die Mittel, den ärztlichen Dienst zu verbessern, mitzutheilen.

Der Inspector (gegenwärtig Dr. Cameil) steht unter der unmittelbaren Autorität des dirigirenden Arztes; er giebt ihm täglich Rechenschaft von dem, was er beobachtet, unterrichtet ihn von Allem, was sich auf den ärztlichen Dienst bezieht. Er hilft ihm in seinen Untersuchungen, beobachtet die Veränderungen, die in dem Verlaufe des Deliriums bei jedem Geisteskranken statt finden; er merkt sich die zufälligen Krankheiten, die sich manifestiren und mit den Gehirnaffectionen compliciren, um den Arzt beim Besuche davon zu unterrichten. Er versichert sich über die richtige Anwendung der Arzneimittel und andere Vorschriften, begleitet die Aerzte bei ihren Besuchen, ist allemal zugegen, wenn die Douche oder Zwangsmittel angewendet werden, verordnet, was nöthig ist, in der Zwischenzeit von einem Besuche zum

andern, muss aber den folgenden Tag beim Besuche Rechenschaft davon ablegen. Er macht in den verschiedenen Theilen täglich mehrere Besuche, besonders bei den Geisteskranken, die gerade in der Behandlung sind.

Der Inspector hat die directe Aufsicht über die Eleven; er leitet sie in ihren Functionen, in ihren Beobachtungen, bei den Sectionen, die sie in seiner Gegenwart machen müssen, wenn der Arzt abwesend ist. Zugleich inspicirt er auch die Besuchsbücher und die Register.

Die Bereitung, Aufbewahrung und Vertheilung der Medicamente kommt dem Pharmaceuten zu. Der Pharmaceut folgt dem Besuche des Arztes und des Chirurgus, und schreibt die Verordnungen in das Besuchsbuch ein. Die einfachen Medicamente werden dem Kranken durch den Wärter gegeben, die gefährlicheren giebt der Pharmaceut selbst im Beisein eines Adjuncten ein. Seit dem Jahre 1832 sind auf meine Vorstellung in dem Hause drei Eleven, die drei Jahre lang darin verbleiben. Der eine ist dem Chirurg, die beiden andern sind dem dirigirenden Arzte attachirt. Sie folgen den ärztlichen Besuchen und führen die Besuchshefte, die in mehrere Colonnen getheilt sind, worin sich der Name des Kranken, der Tag der Aufnahme, der Character des Deliriums, das Regimen, die ärztlichen Verordnungen, die Bäder, die Douchen, die Belohnungen, die Besuche der Verwandten, die Erlaubniss ausser dem Hause spazieren zu gehen, die Wachsamkeit, die ein jeder Kranke erfordert, aufgezeichnet finden.

Die Eleven ordnen nach den Besuchen die Tagesblätter; sie schreiben die Diät vor, geben die Recepte dem Pharmaceuten, und was die medicinische Polizei angeht, dem wachhabenden Arzte. Die drei Eleven haben abwechselnd die Wache 24 Stunden hindurch. Der wachhabende Eleve darf nicht ohne specielle Erlaubniss des Directors das Haus verlassen, und macht alle Abend einen Besuch in allen Abtheilungen. Tritt in dem Zustande eines Kranken eine bedeutende Veränderung ein, so unterrichtet er sogleich den inspicirenden Arzt davon; auch muss er sich, sobald er von dem Wärter gerufen wird, sogleich zum Kranken begeben.

Soll ein Kranker im Hospital aufgenommen werden, so muss der wachhabende Eleve zu den Eltern oder Vormündern gehen und so viel als möglich Erkundigungen über die Ursache und Natur der Geisteskrankheit einziehen. Hierauf muss er selbst zu dem Kranken gehen, und genau den physischen und psychischen Gesundheitszustand untersuchen.

Die Eleven assistiren dem Arzt und dem Inspector bei den Sectionen, und der genaue Sectionsbericht wird von den Eleven einregistrirt.

Der Oberaufseher ist hauptsächlich mit der Beaufsichtigung

des Materials der Anstalt in Beziehung auf das Wohl der Kranken beauftragt. Er sieht auf die Reinlichkeit der Höfe, der Spaziergänge, der Corridors, der Zimmer, des Bettzeuges u. s. w. Er macht mehrere Umgänge in den verschiedenen Abtheilungen, prüft die Klage der Kranken, unterrichtet den Arzt von allen Missbräuchen, besonders auch von der Führung der Wärter. Er ist bei den Besuchen, die die Eltern, Verwandten oder Freunde den Geisteskranken machen, gegenwärtig, und sieht daranf, dass hierbei nichts Unpassendes gesprochen wird und geschieht. Auch ist er mit der Aufbewahruug und Vertheilung der Bücher des Hauses beauftragt.

Die Geisteskranken werden durch Wärter und Wärterinnen, die durch den General-Inspector gewählt und durch den Director bestätigt werden, bedient. Den Wärtern steht ein Oberwärter, den Wärterinnen eine Oberwärterinn and zwei Unterwärterinnen vor. Der Oberwärter und die Oberwärterin bewachen die Wärter und Wärterinnen und muntern sie durch ihr Beispiel und ihre Reden auf, die Kranken mit Sanftmuth und Höflichkeit zu behandeln. Sie müssen sich unaufhörlich in ihrer Abtheilung aufhalten und die verschiedenen Abtheilungen inspiciren. Sie sind beim Reinigen der Zimmer, der Corridors, der Treppen und Höfe gegenwärtig, sehen nach, ob die Betten gehörig gemacht, die Kranken gehörig gewaschen sind und ihre Wäsche gewechselt haben. Sie müssen die Wärter begleiten, wenn sie einen wüthenden Maniacus nach dem Bade führen, oder auf Befehl einen Geisteskranken von einer Abtheilung in die andere bringen, wenn er in seine Zelle eingeschlossen, oder ihm die Zwangsjacke angelegt wird, um so jede Rohheit zu vermeiden. Sie sind beim Aufstehen und Niederlegen der aufgeregten Geisteskranken zugegen, und sind auch gleichfalls bei der Austheilung der Nahrungsmittel gegenwärtig. Sie machen eine Stunde nach dem Schlafengehen einen Umgang in allen Abtheilungen, um zu sehen, ob das Licht ausgelöscht, ob jeder Kranke in seinem Bette, jeder Wärter in seinem Zimmer ist und ob die Thüren gehörig verschlossen sind.

Nach dem Reglement sollen immer zehn Kranke einen Wärter haben; das ist augenscheinlich nicht genügend; denn wenn man sich recht klar die Bedürfnisse der Geisteskranken und die Pflege, die sie erfordern, vor Augen stellt, so erlangt man bald die Ueberzeugung, dass diese Kranken mehr als alle übrigen eine grosse Anzahl von Wärtern erfordern. Dies gilt für Charenton um so mehr, da dieses Haus aus einer grossen Anzahl getrennter Gebäude zusammengesetzt ist, die meist mehrere Stockwerke haben, und hier die Wärter mit dem Treppensteigen viel Zeit verlieren; und so übersteigt auch die Zahl der Wärter und Wärterinnen bei weitem die durch das Reglement festgesetzte Zahl.

Die Zahl der unmittelbar zum Dienste der Kranken gebrauchten Wärter beläuft sich auf 73, nämlich 41 Männer und 32 Frauen, so dass zwei Wärter auf neun Kranke kommen. Sie sind folgendermassen eingetheilt:

Wärter	1ster Klasse	10
-	2ter Klasse	15
-	überzählige	6
-	bei einem Kranken allein	5
-	bei den Pensionnairen	1
Wärterinnen	1ster Klasse	10
-	2ter Klasse	18
-	überzählige	6
-	bei einer einzigen Kranken	2
		73

Zwei Wärter müssen in den Gärten verbleiben, um ein wachsames Auge auf die Kranken, welche spazieren gehen, zu haben.

Die Wärter sind in drei Klassen getheilt. In jedem Corridor und in jedem Krankensaale befindet sich ein Wärter erster Klasse, dem Wärter zweiter Klasse und überzählige beistehen.

Der Wärter erster Klasse erhält mehr Lohn, als die zweiter Klasse; die überzähligen werden nicht bezahlt. Der Wärter erster Klasse ist für das Mobiliar des Hauses, für die den Pensionnairen gehörigen Sachen, und für die Ordnung und Reinlichkeit in dem Theile, der ihm anvertraut ist, verantwortlich. Er beobachtet und leitet die Wärter zweiter Klasse, so wie die überzähligen; er sieht darauf, dass sie sich nicht entfernen, die Kranken gut behandeln, und vertheilt unter die Kranken die Nahrungsmittel.

Die Wärter zweiter Klasse und die überzähligen sind unter der Leitung eines Wärters erster Klasse jedem Viertel nach Verhältniss der Anzahl und des Characters der Kranken, die es bewohnen und zu deren Dienst sie bestimmt sind, attachirt. Es sind also in einem Schlafsaal oder Corridor, wo sich ruhige und reinliche Geisteskranke aufhalten, nicht so viele Wärter, als bei einer gleichen Anzahl aufgeregter, wüth nder, unreinlicher oder gebrechlicher Geisteskranken, die zusammenwohnen, erforderlich.

Die überzähligen Wärter werden der Ersparung wegen angenommen. Dies sind aber gewöhnlich äusserst arme Individuen, die nur aus Mangel an Arbeit und jedem andern Mittel zu ihrer Subsistenz in die Anstalt zu Charenton unterzukommen wünschen. Gewöhnlich ist ein Mensch, der keine Arbeit findet, um die nothwendigsten Lebensbedürfnisse befriedigen zu können, lasterhaft oder faul; daher ist es unmöglich, einem dieser beiden Uebelstände zu entgehen, wenn man auch noch so sorgfältig wählt. Hieraus entsteht noch ein dritter Uebelstand, nämlich der, dass

diese Wärter während ihrer Ueberzähligkeit, anstatt auf ihrem Posten zu bleiben, die Zeit dazu benutzen, einen Dienst zu suchen, und das Haus verlassen, wenn sie einen bessern finden. Ich muss hier noch sagen, dass das Gehalt der Wärter, besonders der bei den wüthenden Geisteskranken angestellten, im Allgemeinen zu gering ist; daher gute Subjecte sich nicht dazu melden, und die in der Anstalt schon angestellten muthlos werden. Wenn man das Gehalt derselben erhöhte, so könnte man auch die Wärter verpflichten, monatlich etwas Bestimmtes dem Oeconomen zu geben und eine Sparkasse für die errichten, welche nach einer langen Dienstzeit der Ruhe bedürften oder untauglich geworden sind. Dies wäre ein sehr gutes Mittel, die Wärter zu ihrem Dienste anzufeuern und sie an die Anstalt zu fesseln.

Wird ein Wärter in der Anstalt angenommen, so erhält er, wie alle Diener und Handwerker zu Paris, ein Buch, in dem der Name, das Alter, der Stand, der Geburtsort, die vorige Wohnung des Wärters und der Tag seiner Annahme eingezeichnet wird. Verlässt er die Anstalt, so wird seine Aufführung, so wie der Tag, an dem er abgeht, in dasselbe Buch eingetragen. Es enthält auch noch eine kurze und fassliche Instruction über die Pflichten jedes Wärters, über die Stellung zu den Vorstehern und den Kranken.

Man würde sich eine ganz falsche Vorstellung von Allem, was zum Dienste einer Irrenanstalt erforderlich ist, so wie von den nöthigen Ausgaben machen, wenn man nur die unmittelbar zum Dienste der Kranken bestimmten Leute aufzählte, und wenn man nicht auch die zu allgemeinen Diensten bestimmten und die Beamten dazu rechnen wollte. Die Zahl der Wärter, der Beamten und Chefs der Anstalt, zusammen genommen, beweist, dass, statt dass sechs Kranke auf einen Diener kommen, wir ein gesundes Individuum für noch nicht drei geisteskranke haben, wie aus folgender Zählung der Beamten der Anstalt zu ersehen ist:

Koch und vier Gehülfen	5
Bäcker und sein Gehülfe	2
Weinküper und sein Gehülfe . .	2
Kuhhirt, Stalljunge u. Stallmagd.	3
Fuhrmann	1
Gärtner 7, Gärtnerinnen 4 . . .	11
Arbeitsleute	5
Dienstmädchen	1
Apothekergehülfe	1
Bureaugehülfe	1
Frottirer	1
Wärter in den Sälen	4
Portier und Gehülfen	4
Diener im Sprechzimmer	1
Friseurs	2
Schneider	1
Wäscherinnen	12
— überzählige	4
Aufseher, Aufseherinnen	4
Beamte bei der Verwaltung . . .	23
- für den ärztlichen Dienst	9
Summa	97

Die Gesammtzahl der Personen, die, unter welchem Namen es auch sei, zum Dienste der Kranken zu Charenton bestimmt sind, beläuft sich auf 170.

§. 11. Es befindet sich in der Anstalt ein Beetsaal für den katholischen Cultus, und hierbei ist ein Almosenier angestellt. Die Priester anderer Religionen werden auf Verlangen der Verwandten oder Kranken in die Anstalt gelassen.

Die Geisteskranken und die Reconvalescenten beiderlei Geschlechts wohnen, wenn es der Arzt zulässt, dem Gottesdienste bei.

Der Almosenier wohnt in der Anstalt und kann mit den Kranken, die es verlangen, zusammenkommen, aber er muss, ehe er sich das erste Mal zu dem Kranken begiebt, erst Erkundigungen über denselben bei dem Arzte einziehen, damit er das Delirium desselben kennt.

Ehemals wurden die Geisteskranken, die in der Anstalt starben, durch den Almosenier beerdigt, aber nach einer Consistorialbestimmung geschieht dies seit dem Jahre 1819 durch den Geistlichen zu Saint-Maurice-Charenton auf dem Kirchhof des Kirchspiels, wenn die Verwandten nicht etwa von der competenten Behörde die Erlaubniss erhalten, die Todten abzuholen, um sie anderswo zu beerdigen.

Dies war die Organisation der Anstalt zu Charenton nach dem Reglement vom Jahre 1814, die so genau und weise eingerichtet ist, dass der Dienst so richtig als möglich vertheilt ist, und dass eine so strenge Wachsamkeit als möglich im Hause statt findet. Diese neue Organisation, die weise Verwaltung Dumapas, die Kenntnisse und das Verdienst Royer-Collard's trugen zu gleicher Zeit dazu bei, den Ruf der Anstalt zu vergrössern, wodurch Geisteskranke aus allen Theilen Frankreichs kamen, und sich die Bevölkerung um ein Drittheil vermehrte.

Im Septbr. 1803 zählte man zu Charenton 311 Individuen; 1810: 326. Seit 1815 hat sich die Zahl auf 450, 470, 510 vergrössert; die mittlere Zahl ist seit dieser Zeit 480 bis 490. Auch hat sich seitdem die Einnahme bis zum Jahre 1831 inclusive um ein Viertel vermehrt. Sie betrug im Jahre

1815	—	344,819	Franken	40	Cent.
1820	—	434,116	-	55	-
1825	—	458,622	-	36	-
1830	—	449,778	-	2	-
1831	—	449,650	-	87	-

Diese Einnahme entsteht aus dem Ertrage der Güter, die der Anstalt wiedergegeben, Renten, die ihr vermacht worden, Pensionen, die von den Familien oder von verschiedenen Ministerien für die Freistellen gezahlt werden.

Obgleich die Anstalt zu Charenton immer mehr gedieh und Dumaupas sehr ökonomisch mit dem Gelde der Anstalt umging, so sah sich doch dieser sehr tüchtige Verwalter zu beträchtlichen Ausgaben genöthigt, um die Gebäude zu verbessern und das Ganze im Stande zu halten.

Ich hätte gern eine vollständige Statistik von Charenton vom Jahre 1815 bis 1825 gegeben, aber die Elemente dieser Arbeit sind nicht mein Eigenthum, daher werde ich mich nur an die Aufnahme von 10 Jahren, von 1815 — 1825 halten, dann die Tabelle der Heilungen und Sterbefälle, die durch meinen Vorgänger, Royer-Collard, am 27sten Februar 1823 veröffentlicht worden sind, mittheilen. *)

*) Leider befinden sich im Originale vielfache Druckfehler in den Tabellen, die ich, so viel es möglich war, zu berichtigen suchte.
Der Uebers.

Tabelle

der Aufnahmen in Beziehung auf das Alter und Geschlecht der Kranken,

die vom Jahre 1815 bis 1825 in Charenton statt gefunden

Das Alter.	1815		1816		1817		1818		1819		1820		1821		1822		1823		1824		1825		Totals.	
	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.
Vor dem 20. Jahre	5	—	3	3	4	3	1	7	4	1	7	4	8	2	2	2	1	3	4	2	1	3	40	30
Von 20—25	10	3	3	6	13	5	10	8	20	14	13	10	11	5	18	8	12	6	8	5	17	5	135	77
Von 25—29	8	8	8	5	14	5	12	8	6	12	14	10	14	8	18	7	15	11	21	7	24	10	154	91
Von 30—34	15	4	14	13	12	14	12	14	16	16	16	8	21	10	9	10	10	8	11	14	21	13	157	126
Von 35—39	11	6	9	10	11	8	12	11	16	9	19	6	9	11	15	10	16	7	17	13	13	10	148	98
Von 40—44	4	9	12	14	5	11	13	7	12	7	22	7	15	6	16	8	16	8	12	6	16	8	143	93
Von 45—49	5	3	10	7	7	8	8	15	12	12	11	11	16	13	10	5	11	9	12	4	16	8	118	100
Von 50—54	12	7	4	3	13	2	3	4	11	8	7	8	13	1	1	3	11	5	8	10	12	4	105	60
Von 55—59	3	3	6	3	7	1	8	6	6	6	7	7	5	9	5	—	12	6	11	3	7	1	73	49
Von 60—64	6	2	4	2	1	4	5	6	3	4	2	3	3	2	3	—	3	1	6	3	5	3	43	31
Von 65—69	—	1	1	—	3	1	7	3	3	3	7	3	2	—	1	—	4	—	2	—	1	2	33	15
Von 70—74	1	2	1	—	1	1	4	1	1	1	1	—	1	—	2	2	3	—	2	1	2	2	17	9
Von 75—79	1	—	1	—	1	—	1	—	2	—	—	—	1	—	1	—	2	1	—	—	1	—	12	3
Von 80—84	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—
Unbekanntes Alter	22	9	11	2	12	9	5	—	2	1	1	—	2	1	3	—	7	—	—	—	—	—	65	22
Total	103	59	87	68	105	72	101	90	114	94	127	78	121	68	114	74	123	65	114	67	136	69	1245	804

Summa 2049

Royer-Collard führt in einem langen Bericht an den Minister des Innern über den Ab- und Zugang der Geisteskranken während der Jahre 1815, 1816 und 1817 nur die Zahl der Sterbefälle derjenigen Kranken auf, die im Laufe dieser drei Jahre aufgenommen sind, ohne die Sterbefälle der Kranken anzuzeigen, die am 1sten Januar 1815 in der Anstalt waren und während der genannten drei Jahre starben.

		Abgang:			
1815	—	67 Männer	—	41 Frauen	
1816	—	61 -	—	54	-
1817	—	77 -	—	68	-
		Geheilt wurden:			
1815	—	41 -	—	20	-
1816	—	38 -	—	37	-
1817	—	45 -	—	51	-
		Gestorben:			
1815	—	36 -	—	11	-
1816	—	32 -	—	9	-
1817	—	35 -	—	8	-

Am 1sten Januar 1815 waren in der Behandlung 286 Männer, 132 Frauen; am 1sten August 1818: 283 Männer, 157 Frauen.

Ich komme jetzt zu dem interessantesten Theil meiner Arbeit. Ich muss nun Rechenschaft von meiner Behandlung ablegen und offen über meine glückliche und unglückliche Behandlung sprechen. Nach einem Paragraph des Reglements muss der dirigirende Arzt jährlich eine ärztliche Rechenschaft über sein Amt ablegen. Aus diesen jährlichen Berichten, die ich während der acht Jahre meiner Praxis von 1826 bis inclusive 1833 eingesandt, habe ich nun die medizinische Statistik von Charenton gebildet. Es giebt zwar Aerzte, die nicht viel von der Statistik halten, aber haben sie wohl darüber nachgedacht, dass eine Erfahrungswissenschaft sich nur durch die Statistik vervollkommnen kann? Was ist die Erfahrung anders, als häufig beobachtete Thatsachen, die das Gedächtniss inne hat? Aber das Gedächtniss ist manchmal untreu, die Statistik registrirt Alles ein und vergisst nichts. — Bevor ein Arzt seine Prognose stellt, hat er innerlich eine Wahrscheinlichkeitsrechnung gelöst, eine statistische Aufgabe, nämlich, ob er dieselben Symptome 10, 30, 100 Mal unter denselben Umständen beobachtet hat. Jede andere Combination täuscht den Arzt, und wenn die Medizin dieses Mittel zum Fortschritt nicht vernachlässigt hätte, so würde sie eine grössere Anzahl positiver Wahrheiten besitzen, und man würde sie nicht eine Wissenschaft ohne bestimmte Prinzipien nennen können. Andere lieben die Statistik nicht, weil man häufig eine falsche

Anwendung von derselben macht, und weil die Resultate manchmal untreu und falsch sind. Dies geschieht aber meist nur, wenn man statistische Tabellen von Thatsachen sammelt, die man nicht selbst beobachtet hat. Und darf man wohl eine Sache verwerfen, weil sie gemissbraucht wird? Andere verwerfen die Statistik, weil sie eine zu beschwerliche Arbeit ist. Sie ziehen Wörter, schaale ihrem Geiste ähnliche Phrasen den wahren Beobachtungen vor, und einige oberflächliche Köpfe behaupten, dass die statistischen Untersuchungen über das Alter, Geschlecht und Stand der Geisteskranken ganz ohne Nutzen sind. Pinel meinte dieses nicht, denn er hat eine genaue Statistik in der zweiten Ausgabe seines ausgezeichneten Werkes *(Traité de l'aliénation mentale)* gegeben, und Rush in Amerika, Burrow und Halliday in England, Holst in Norwegen, Guallandi in Italien, Rech in Montpellier und noch viele Andere dachten so wie Pinel. Statistische Tabellen, die gewissenhaft über eine grosse Anzahl von Geisteskranken, die unter denselben Bedingungen leben, geführt werden, und die mit andern Tabellen über andere Geisteskranke in einem andern Klima, unter andern Sitten, Gesetzen, bei einem andern Regimen verglichen werden, liefern die interessantesten Daten, und können zu den wichtigsten Schlüssen Veranlassung geben. Ich liebe die statistischen Berechnungen in der Medizin, weil ich grosses Heil von denselben erwarte, und so habe ich mich derselben seit 30 Jahren bei meinen Arbeiten über die Geisteskrankheiten bedient, weil ich sie für das beste Mittel halte, um den Einfluss der Localität, des Regimens und der Behandlungsart abschätzen zu können. Wir haben täglich die Elemente zu unsern jährlichen statistischen Berichten aufgenommen; ich sage wir, weil ich hierbei durch Bleynie und Calmeil unterstützt worden bin.

Ueber die Localität und über die genauen Verhältnisse, unter denen unsere Geisteskranken hier leben, habe ich schon früher gesprochen; ich muss hier noch hinzufügen, dass man in Charenton Geisteskranke von jedem Alter, jedem Geschlecht, jedem Stande, was auch die Ursachen der Krankheit, der Character derselben sein möge, aufnimmt.

Da ich die genauesten Resultate erlangen wollte, so gab ich in meinen statistischen Tabellen von allen aufgenommenen Geisteskranken Rechenschaft, gleichviel wie ihr Gesundheitszustand zur Zeit der Aufnahme war. Man kann also bei der Genesung nicht die günstigsten Resultate verlangen, weil wir ausser den Idioten, Epileptischen und Paralytischen in Charenton viele Geisteskranke aufnehmen, die seit einer Reihe von Jahren ihrer Vernunft beraubt sind.

Tabelle der Aufnahmen im Allgemeinen.

Jahre	1826	1827	1828	1829	1830	1831	1832	1833	Summa
Männer	121	123	122	121	112	109	118	106	932
Frauen	89	82	82	71	74	82	79	66	625
Summa	210	205	204	192	186	191	197	172	1557

Die Durchschnittszahl der Aufnahmen während der acht Jahre, von denen wir Rechenschaft ablegen, beträgt 194. In den vier ersten Jahren ist die Anzahl grösser, als in den vier letzteren. Soll man diesen Unterschied allgemeinen Ursachen, die Personen von der Hauptstadt entfernt haben, welche vor 1830 sich hinbegaben oder vielmehr der Gründung und Verbesserung von Irrenanstalten in mehreren der Hauptstadt benachbarten Departements, in welche die Geisteskranken, die sich sonst nach Paris wandten, aufgenommen werden, beimessen? Ist die neue und fremdartige Erlaubniss, auch bemittelte Geisteskranke in den Bicêtre und in die Salpetrière aufzunehmen, nicht eine dritte Ursache zu diesem Unterschiede? Erfüllt man wohl, indem man wohlhabende Geisteskranke in diesen Hospitälern aufnimmt, ihren früheren Zweck, da sie für Arme eingerichtet wurden? Glaubt man nicht das Gefühl zu verletzen, welches alle Glieder einer Familie verbinden soll, indem man den Geiz einiger Verwandten begünstigt, die es vorziehen, ihre Angehörigen in Hospitälern behandeln zu lassen, als in Charenton, wo man bezahlen muss?

Tabelle
der Aufnahmen in Bezug auf die Jahreszeiten.

Monat.	1826		1827		1828		1829		1830		1831		1832		1833		Total.	
	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.
Januar . .	3	3	10	4	12	4	6	2	11	2	11	5	7	9	7	3	67	32
Februar . .	11	8	4	4	12	9	13	5	9	3	11	4	6	9	7	10	73	52
März . . .	11	7	13	5	11	6	7	7	13	10	7	1	8	5	8	4	78	45
April . . .	11	6	16	6	13	6	14	6	4	9	12	5	12	7	7	11	89	56
Mai	10	10	8	8	6	2	9	6	14	8	11	8	15	7	9	7	82	56
Juni	12	13	11	12	14	8	11	10	12	3	9	11	8	7	15	3	92	67
Juli	17	7	13	8	9	8	17	11	6	4	9	5	12	7	10	9	93	59
August . .	14	12	14	8	12	5	10	1	9	5	6	8	6	7	14	3	85	49
September.	6	5	13	7	7	9	11	5	11	5	6	10	9	4	8	2	74	47
October . .	9	8	8	7	9	8	10	8	8	10	7	16	12	8	7	5	70	70
November.	8	3	7	8	5	4	8	7	7	6	11	3	14	9	7	3	67	37
December.	9	7	6	5	12	13	5	3	5	9	9	6	9	6	7	6	62	55
Total	121	89	123	82	122	82	121	71	112	74	109	82	118	79	106	66	932	625
																	1557	

Theilt man die Aufnahmen in Bezug auf die Jahreszeiten, so stellt sich folgendes Verhältniss dar:

Frühjahr	406
Sommer	445
Herbst	365
Winter	341

Aus den beiden vorhergehenden Tabellen muss man schliessen: 1) dass die Aufnahmen im Sommer zahlreicher, im Winter aber geringer sind; dass die Geisteskrankheit, die im Frühjahr häufiger zu erscheinen begann, im Sommer die höchste Frequenz erlangte; dass die Zahl im Herbst abnimmt und im Winter am geringsten ist; 2) dass, wenn die Anfnahmen für beide Geschlechter im Sommer häufiger sind, im Winter weniger Männer, im Frühjahr aber weniger Frauen aufgenommen werden.

Tabelle

der Aufnahmen in Bezug auf das Alter.

Das Alter	1826		1827		1828		1829		1830		1831		1832		1833		Total.	
	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F	M.	F.
Bis zum 20. Jahre	19	9	22	12	17	10	4	4	1	5	10	1	3	1	6	0	82	42
Von 20—25	21	11	16	10	17	11	12	2	17	8	8	1	13	5	15	7	119	55
Von 25—30	14	10	15	18	28	13	18	8	11	4	16	9	14	4	19	6	135	72
Von 30—35	16	14	20	8	15	18	16	9	13	9	16	7	16	13	18	9	130	77
Von 35—40	16	19	18	13	7	6	11	14	13	12	9	15	15	13	17	10	106	102
Von 40—45	7	9	18	8	16	4	11	9	17	14	16	14	15	13	5	9	105	90
Von 45—50	14	7	8	9	9	5	16	11	9	5	7	13	10	7	10	8	83	65
Von 50—55	6	1	4	2	4	4	15	7	12	7	10	9	11	9	6	7	68	46
Von 55—60	1	6	1	0	3	8	8	4	7	5	8	4	4	4	5	3	37	36
Von 60—65	1	3	0	2	1	1	5	2	10	3	3	4	11	5	4	4	35	22
Von 65—70	6	0	1	0	5	2	3	1	1	1	4	4	4	2	1	0	25	10
Von 70—85	0	0	0	0	0	0	2	0	1	0	0	1	1	1	0	0	4	2
Von 75—80	0	0	0	0	0	0	0	0	0	1	2	0	0	1	0	2	2	4
Von 80—85	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	1	1	0	0	1	1
Von 85—90	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	1	0	0	0	0	0	1
Total	121	89	123	82	122	82	121	71	112	74	109	82	118	79	106	66	932	625
																	1557	

Tabelle

der Aufnahmen, nach ihrer Frequenz geordnet, in Bezug auf das Alter und Geschlecht.

Männer.			Frauen.		
Von 25—30 Jahren	—	135	Von 35—40 Jahren	—	102
- 30—35 -	—	130	- 40—45 -	—	90
- 20—25 -	—	119	- 30—35 -	—	77
- 35—40 -	—	106	- 25—30 -	—	72
- 40—45 -	—	105	- 45—50 -	—	65
- 45—50 -	—	83	- 20—25 -	—	55
Vor dem 20sten Jahre	—	82	- 50—55 -	—	46
Von 50—55 -	—	68	Vor dem 20sten Jahre	—	42
- 55—60 -	—	37	Von 55—60 Jahren	—	36
- 60—65 -	—	35	- 60—65 -	—	22
- 65—70 -	—	25	- 65—70 -	—	10
- 70—75 -	—	4	- 70—75 -	—	2
- 75—80 -	—	2	- 75—80 -	—	4
- 80—85 -	—	1	- 80—85 -	—	1
- 85—90 -	—	0	- 85—90 -	—	1
		932			625

Vergleichen wir das Alter der Geisteskranken, die in den verschiedenen Jahren aufgenommen worden sind, so muss man aus den beiden vorhergehenden Tabellen schliessen: 1) dass die meisten Aufnahmen von 30—35 Jahren stattfinden; 2) dass die Aufnahmen bei den Männern vom 25—30sten Jahre und bei den Frauen vom 35—40sten Jahre zahlreicher sind. Nach diesen folgen bei den Männern die Aufnahmen am häufigsten vom 30sten bis 35sten, bei den Frauen vom 40—45sten Jahre. Die Aufnahmen bei den Männern vom 20—25sten Jahre nehmen in Beziehung auf Frequenz den dritten Rang ein, während dasselbe Alter bei den Frauen erst die sechste Stelle einnimmt. Hieraus schliesse ich, dass die Geisteskrankheit frühzeitiger bei Männern, als bei Frauen ausbricht. Vom 50—55sten Jahre sieht man die Geisteskrankheit minder häufig. Die Aufnahmen nehmen nach beendigtem 55sten Jahre bei beiden Geschlechtern sehr schnell ab, obgleich sie noch ein wenig zahlreicher bei Frauen statt finden. Diese Resultate sind in Beziehung zur absoluten Zahl der Aufnahmen richtig; aber wenn wir die Aufnahmen mit der Bevölkerung eines jeden Alters vergleichen, so erhalten wir den Beweis, dass sich beim Aelterwerden das Gehirn, so zu sagen, abnutzt, die intellectuellen Fähigkeiten schwächer werden und erlöschen.

Um streng aus der absoluten Zahl in Beziehung zum Alter schliessen zu können, genügt der Beweis nicht, dass es numerisch mehr Geisteskranke giebt, die 30—40 Jahr alt sind, sondern man

muss die Zahl der Geisteskranken im Verhältniss zur Bevölkerung eines jeden Alters aufzufinden suchen. Wir wollen hier die allgemeinen Resultate, die wir aufgefunden haben, angeben.

Die absolute Bevölkerung vermindert sich mit Zunahme des Alters. Diese Verminderung findet graduell und fast in gleichen Verhältnissen vom 20sten bis zum 35sten Jahre statt; sie ist vom 35sten bis 45sten Jahre stärker, minder stark vom 45sten bis zum 60sten, und besonders stark vom 65sten Jahre.

Die Frequenz der Geisteskrankheit im Vergleich zu dem Alter folgt nicht demselben Gesetze, wie die Bevölkerung; sie zeigt ganz besondere Anomalien, obgleich sie immer zunimmt. Je älter der Mensch wird, je mehr ist er dem Verlust der Vernunft ausgesetzt, aber in Beziehung auf das Alter in verschiedenen Abweichungen. Es giebt weniger Geisteskranke vom 20—30sten Jahre, wenn man sie mit der Bevölkerung von diesem Alter vergleicht; dagegen giebt es vom 30—40sten Jahre mehr, obgleich die Bevölkerung sich schon vermindert hat, und dennoch ist die Zahl der Geisteskranken minder stark, wenn man sie mit der Bevölkerung in den folgenden Lebensabschnitten vergleicht. Vom 40—45sten Jahre vermindert sich die Bevölkerung und die relative Zahl der Geisteskranken steigt; eben so ist es vom 45sten bis 50sten Jahre. Die relative Vermehrung der Zahl der Geisteskranken tritt vom 50—55sten Jahre noch deutlicher hervor. Vom 70—80sten Jahre ist die Zahl der Geisteskranken in Beziehung auf die Bevölkerung sehr gross. In dieser Zeit tritt Verwirrtheit aus Altersschwäche ein.

Obgleich es nun wohl numerisch und absolut wahr ist, wenn man sagt, dass es mehr Geisteskranke vom 30—40sten Jahre, als vor oder nach diesem Lebensabschnitt giebt, so würde man doch sehr irren, wenn man daraus schliessen wollte, dass in diesem Alter der Mensch leichter die Vernunft verliert, weil es in Beziehung auf die allgemeine Bevölkerung weniger Geisteskranke giebt, als in den folgenden Abschnitten.

In Charenton werden mehr Männer als Frauen aufgenommen; der Unterschied verhält sich wie 3 : 2. Dies entsteht durch die Aufnahme der Militairpersonen und Seesoldaten, die fast ein Fünftel der gewöhnlichen Bevölkerung und ein Siebentel der Aufnahmen betragen, so wie auch dadurch, dass Männer häufiger als Frauen Freistellen erhalten. Aus meinen Untersuchungen geht hervor, dass unter 76,000 Geisteskranken das Verhältniss der Männer zu den Frauen sich wie 37 : 38 stellt, dass aber dies Verhältniss nach dem Klima, der Bevölkerung und den Sitten in demselben Lande verschieden ist.

Tabelle
der Aufnahmen in Beziehung auf das eheliche Verhältniss.

Jahre	1826		1827		1828		1829		1830		1831		1832		1833		Summa	
	M.	Fr.	M.	Fr.	M.	Fr.	M.	Fr.	M.	Fr.	M.	Fr.	M.	Fr.	M.	Fr.	M.	Fr.
Unverheirathet . . .	68	34	72	26	66	27	59	19	54	18	64	27	60	24	62	18	505	193
Verheirathet	49	49	41	48	51	44	55	47	52	49	42	44	56	43	41	39	387	363
Wittwer	4		10		5		7		6		3		2		3		40	
Wittwen		6		8		11		5		7		11		12		9		69
Summa der Männer	121		123		122		121		112		109		118		106		932	
Summa der Frauen		89		82		82		71		74		82		79		66		625
																	1557	

Aus dieser Tabelle geht hervor: 1) dass die in Charenton aufgenommenen unverheiratheten Geisteskranken sich zu der Gesammtsumme der Aufnahmen wie 1 : 2,22; dass die unverheiratheten Männer zu den unverheiratheten Frauen sich wie 5 : 2 verhalten; 2) dass sich die verheiratheten Geisteskranken zur Gesammtaufnahme wie 1 : 2 verhalten, und dass ein geringer Unterschied zwischen verheiratheten Männern und Frauen statt findet; 3) dass der Wittwenstand, sowohl der der Männer, als der der Frauen, den 15ten Theil der allgemeinen Aufnahmen einnimmt, und dass die Zahl der Wittwer zu der der Wittwen sich wie 4 : 7 verhält. Die im unverehlichten Zustande lebenden Männer werden häufiger geisteskrank, als die verheiratheten Frauen, da die Männer vom 25—30sten Jahre am meisten geisteskrank werden, in welchem Lebensabschnitt sie schwerlich schon an eine Verheirathung denken. Die Zahl der verheiratheten Frauen, die in Charenton aufgenommen wurden, kommt der Zahl der verheiratheten Männer gleich, und doch sollte man denken, dass durch die Ehe vermöge der häufigen physischen Schmerzen und Unannehmlichkeiten die Frauen eher geisteskrank würden. Diese Betrachtungen, denen ich noch viele andere hinzufügen könnte, beweisen, dass beim Studium der Geisteskrankheit Alles von grosser Wichtigkeit ist, und dass genaue Untersuchungen hier zu wichtigen Schlüssen führen können.

Tabelle

der Aufnahmen in Beziehung auf den Stand.

	1826		1827		1828		1829		1830		1831		1832		1833		Total
Stand.	M.	F.	M	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M	F	M.	F.	M.	F.	
Eigenthümer, Rentiers	14	50	7	39	7	36	8	17	18	28	18	27	10	14	9	14	307
Landleute, Gärtn. Winz.	9	1	11	—	6	4	12	4	8	7	5	7	9	4	9	3	99
Maurer	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	3	—	3	—	—	—	7
Schlösser	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	1	—	1	1	—	1	5
Tischler	3	—	3	—	—	—	1	1	1	2	2	1	—	1	—	1	16
Bäcker	2	1	1	3	2	2	2	2	—	—	—	—	2	1	1	—	19
Fleischer	1	—	1	1	—	2	—	1	—	—	1	1	1	1	1	—	10
Speckhändler . . .	—	—	—	—	—	—	1	2	1	—	—	—	—	—	—	—	4
Gewürzkrämer . . .	2	—	4	1	2	2	2	1	—	2	3	1	2	2	6	—	31
Weinhändler	—	—	3	—	2	—	3	2	—	—	2	2	6	2	2	2	26
Böttcher . . ' . .	—	—	—	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	1	—	3
Gastwirthe, Traiteurs, Köche	3	1	3	—	3	—	—	2	3	2	1	1	2	2	1	1	24
Goldarbeiter	1	—	3	—	3	1	—	—	1	1	—	1	1	1	1	—	13
Schneider, Schuhmacher	4	1	—	—	3	2	1	—	—	—	1	—	2	—	3	—	17
Mützenmacher . . .	—	—	—	—	—	—	2	1	—	—	1	1	—	—	—	—	5
Hutmacher	—	—	—	—	—	—	1	1	1	1	1	—	—	—	—	—	5
Modisten, Nätherinnen	—	3	—	6	—	7	—	7	—	2	—	4	—	5	—	1	35
Kaufleute und Commis	9	2	12	6	7	2	4	—	4	2	7	2	8	5	11	—	81
Tabackshändler . . .	3	2	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	7
Offiziere	14	—	15	—	20	—	10	—	14	—	6	1	14	—	10	—	103
Soldaten	14	—	20	—	13	—	14	—	12	—	23	—	14	2	10	2	124
Invaliden	—	—	—	—	—	—	4	—	—	—	3	—	—	—	—	—	7
Schirrmeister, Couriere	—	—	—	—	—	—	1	3	2	—	2	—	—	1	1	1	11
Lehrer	2	—	4	2	—	3	—	—	1	2	2	1	—	8	1	4	30
Studenten	2	—	5	—	8	—	12	—	2	—	5	—	6	—	6	—	46
Geistliche	2	—	3	—	1	—	—	—	3	—	1	—	1	—	—	—	11
Seminaristen	—	—	—	—	—	—	3	—	—	—	—	—	1	—	—	—	4
Nonnen	—	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1	—	—	5
Aerzte	3	—	2	—	1	—	—	1	—	—	2	—	1	1	2	—	15
Pharmaceuten . . .	2	—	—	—	—	—	—	—	3	—	1	—	1	—	1	1	9
Advokaten	—	—	—	—	—	—	2	—	1	—	2	—	—	—		4	9
Notare	—	—	—	—	1	—	—	—	—	2	2	—	—	—	—	1	6
Schreiber	6	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	3	10
Gerichtsdiener . . .	—	—	—	—	2	—	1	—	—	—	1	2	—	—	—	—	6
Bureaubeamte . . .	10	—	12	6	6	—	7	1	5	—	13	2	6	3	9	3	83
Gelehrte	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1	1	3
Maler	—	—	—	—	—	—	1	—	1	—	3	—	1	—	1	1	8
Musiker	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	2	—	—	—	—	4
Buchdrucker und Buchbinder	—	7	1	—	1	1	1	—	2	2	—	—	—	—	—	—	15
Bedienten	3	2	2	—	—	—	—	—	6	5	2	6	2	1	4	2	35
															Gesammtsumme		1264

Ich habe hier nicht die Stände aufgenommen, aus denen ich nur einzelne Erkrankte behandelt habe. Diese lange Aufzählung hätte nur bewiesen, dass es kein Verhältniss giebt, in dem der Mensch seine Vernunft nicht verlieren kann. Die folgenden Betrachtungen erstrecken sich nur auf 1264 Geisteskranke, und zwar nur auf solche, die einem Stande angehören, von welchem ich wenigstens viermal Kranke behandelte. Die Zahl der Eigenthümer und Rentiers beläuft sich auf 307, beträgt also ein Viertel der allgemeinen Aufnahme. Diese Klasse trifft man häufig in Paris an; doch ist es bemerkenswerth, dass die Zahl der Frauen, die dieser Klasse angehören, sich auf 225 beläuft, während die der Männer nur 82 beträgt. In den Jahren 1826, 1830 und 1831 haben wir eine viel grössere Anzahl von Rentiers, als während der übrigen fünf Jahre aufgenommen. Im Jahre 1826 hatte die Anzeige von der Einziehung der Renten, und im Jahre 1830 und 1831 die politischen Begebenheiten den Rentiers viele Sorgen verursacht, und so zu Geisteskrankheiten Veranlassung gegeben.

Die Militairpersonen betragen 7,40 der Aufnahmen; die Bureaubeamten 18,63; ihre Durchschnittszahl, die sich für sieben Jahre auf 8 belief, vergrösserte sich im Jahre 1831 auf 15. In den Jahren 1831, 1832 und 1833 haben wir 6 Maler aufgenommen, während nur 2 in den fünf vorhergehenden Jahren in die Anstalt traten. In den Jahren 1826 — 1830 wurden nur 11 Lehrer oder Lehrerinnen aufgenommen, während in den 4 folgenden Jahren 19 aufgenommen wurden. In den drei letzten Jahren 1831, 1832 und 1833 wurden 3 Gelehrte aufgenommen, während keiner in den fünf vorhergehenden Jahren in die Anstalt kam.

Tabelle
der Aufnahmen in Beziehung zu den Ursachen der Geisteskrankheiten.

Jahre	1826	1827	1828	1829	1830	1831	1832	1833	Tot.
Erblichkeit	19	17	58	65	70	36	38	34	337
Onanie	7	9	7	7	10	3	3	6	52
Lüderlichkeit, Excesse aller Art	8	8	8	12	25	15	33	37	146
Missbrauch des Mercurs . .	3	3	10	13	6	5	1	3	44
- geistiger Getränke	22	17	25	11	16	10	18	15	134
Sonnenstich	0	5	2	1	2	0	2	0	12
Schläge auf den Kopf . . .	1	1	2	9	3	2	1	1	20
Uuterdrückung einer gewohnten Ausleerung	5	4	4	13	3	12	7	6	54
Unterdrückung einer gewohnten Eiterung	0	0	0	0	1	0	2	0	3
Folge des Wochenbetts . .	2	3	5	8	1	2	3	4	28
Gehirnaffectionen	0	0	0	0	0	6	6	5	17
Cholera	0	0	0	0	0	0	3	0	3
Häuslicher Kummer. . . .	38	22	29	26	47	38	40	38	278
Uebermässiges Studiren und Wachen	2	3	3	2	2	1	2	1	16
Unglücksfälle	7	7	6	5	3	15	2	4	49
Leidenschaftliches Spielen .	0	0	2	0	1	2	0	0	5
Eifersucht	3	2	8	3	0	1	1	0	18
Unglückliche Liebe . . .	12	9	8	2	3	1	2	0	37
Verletzte Eigenliebe . . .	4	1	1	2	3	2	2	1	16
Schreck	1	0	4	8	14	5	2	1	35
Uebertriebene Frömmigkeit .	7	9	2	1	3	1	1	0	24
Uebermässige Freude . . .	0	0	1	0	1	0	0	0	2
Lesen von Romanen . . .	3	3	7	0	0	0	0	0	13
Politische Ereignisse . . .	0	0	0	0	13	15	3	1	32

Das Studium der Ursachen der Geisteskrankheit ist eben so wichtig als schwer. Die Kranken sind nicht im Stande, die Umstände, die ihrem Delirium vorangingen, anzugeben; die Verwandten und Freunde kennen oft die Ursachen der Geisteskrankheit derer, die sie in die Anstalt gebracht haben, nicht, und wissen sie diese, so legen sie ein zu geringes Gewicht darauf und läugnen sie zuweilen. Einige Geisteskranke, die in Paris isolirt lebten, wurden nach Charenton geschickt, ohne dass man etwas über die Ursachen der Krankheit erfahren konnte. Eben so geht es mit den Militairpersonen und Seesoldaten, sie mögen von Paris oder aus andern Städten kommen. Auch habe ich nicht die Absicht, eine ganz genaue Tabelle der Ursachen bei den Kranken, die während der acht Jahre aufgenommen wurden, zu geben. So wie die Tabelle ist, zeigt sie, was man thun kann und gewährt nicht uninteressante Resultate.

Man darf nicht ausser Acht lassen, dass die Ursachen der Geisteskrankheit, sie mögen praedisponirend oder excitirend, physisch oder psychisch sein, nie allein wirken, sondern sich zu zweien, dreien, vieren verbinden, und dann bald langsam, bald plötzlich ihre Wirkung ausüben.

Unter allen Krankheiten ist die Geisteskrankheit am meisten erblich. Obgleich von 1375 Geisteskranken nur 337 notorisch durch Erblichkeit daran litten, so glaube ich dennoch, dass diese praedisponirende Ursache noch weit häufiger vorkomme.

Uebertretungen des Regimens, Excesse aller Art rufen häufig die Geisteskrankheit hervor, entweder indem sie langsam die Organe der Sensibilität schwächen, oder indem sie plötzlich ihre Functionen ändern.

Die Epilepsie und besonders der epileptische Schwindel bedingen immer die Entnervung der an dieser schrecklichen Krankheit Leidenden. Die Epileptischen sind alle ausserordentlich erregbar, und haben einen empfindlichen, reizbaren, heftigen Character; die Anfälle der Epilepsie endigen sich zuweilen mit der wüthendsten, unbändigsten Manie, selten mit Monomanie, oft mit der grössten Dummheit. Dieses nachfolgende Delirium dauert aber nicht lange; gewöhnlich hört es nach einigen Stunden, oder einigen Tagen auf, um sich dann wieder in einen Anfall von Epilepsie zu verwandeln, und hat die Epilepsie mehrere Jahre gedauert, werden die Anfälle, besonders der Schwindel, häufiger, so wird die Intelligenz gestört, geschwächt, und erlischt zuletzt ganz. In meiner Abhandlung über die Epilepsie habe ich durch zahlreiche, in der Salpetrière gesammelte Thatsachen dargethan, dass der Schwindel, dessen Dauer so kurz ist, die Intelligenz weit schneller untergräbt, als vollständige Anfälle von Epilepsie.

Die Geisteskrankheit kam während der genannten acht Jahre nur 28 Mal in Folge der Entbindung und des Stillungsgeschäftes vor, d. h. 36,12 in Bezug auf die Totalsumme der Aufnahmen. In der Salpetrière habe ich unter den geisteskranken Frauen weit häufiger diese Ursache gefunden, denn der zwölfte Theil derselben war in Folge des Wochenbetts oder des Stillens geisteskrank geworden. Das Elend und die grosse Armuth der in der Salpetrière aufgenommenen geisteskranken Frauen erklärt diesen Unterschied hinreichend.

Die Cholera hat ebenfalls, sei es durch Furcht, oder durch consecutive Störungen des Darmkanals, ihren Einfluss auf die Erzeugung der Geisteskrankheit ausgeübt, denn in Charenton wurden drei aufgenommen, bei denen die Cholera Ursache der Geisteskrankheit war.

Den Beobachtungen Pinel's und meinen früher gemachten zuwider habe ich mehr physische als psychische Ursachen gefun-

19*

den. Pinel und ich legten Rechenschaft von den Geisteskranken in der Salpetrière ab, wo man nur Frauen aufnimmt, und überdiess sind die Frauen von psychischen Einflüssen abhängiger, als die Männer. Nachrichten über psychische Ursachen kann man nur sehr schwer erhalten; denn die Leidenschaften haben kein Aushängeschild, sie sind verborgen, und die Verwandten geben zuweilen physische Ursachen an, weil sie hoffen, den Arzt über die wahre Ursache zu täuschen; vielleicht legt sich auch der Forschungsgeist, da die Medizin jetzt positiver ist, thätiger anf Aufsuchung der durch die Sinne wahrnehmbaren Ursachen.

Durch häuslichen Kummer entsteht die Geisteskrankheit häufig. Versteht man darunter alle psychische Affecte, die in einer Familie vorkommen, alle Widerwärtigkeiten, Unannehmlichkeiten des Haus-standes, Besorgnisse um die Kinder, den Verlust eines Mannes, einer Schwester, eines Sohnes, die Unglücksfälle in den Geschäften, so darf man sich nicht wundern, wenn die Zahl derer, die durch häuslichen Knmmer erkrankt sind, gross ist.

Der Schreck brachte im Jahre 1830 eine grössere Anzahl von Geisteskranken hervor, als in den früheren Jahren. Vor 1830 finden wir in unserer Tabelle keine Erkrankung, die durch die Politik hervorgerufen wäre. Man findet diese Ursache im Jahre 1830 dreizehnmal, im Jahre 1831 funfzehnmal, im Jahre 1832 zweimal, und einmal im Jahre 1833. Wenn wir das häufige Vorkommen der Geisteskrankheit in den Jahren 1830 und 1831 in einzelnen Ständen mit den psychischen Ursachen, von denen wir so eben sprechen, zusammenhalten, so müssen wir hieraus schliessen, dass die politischen Störungen dieses Zeitraums nicht nur durch Schreck, durch Exaltation zur Hervorbringung der Geisteskrankheit beigetragen haben, sondern auch durch die Störung der Lebensverhältnisse vieler Individuen. Das bestätigt uns, was wir schon früher gesagt, nämlich, dass die herrschenden Ideen jedes Jahrhunderts, dass der gesellschaftliche Zustand, dass die politischen Erschütterungen von grossem Einfluss auf die Häufigkeit und den Character der Geisteskrankheit sind.

Tabelle

der Aufnahmen in Beziehung zu den Verschiedenheiten des Deliriums.

Jahre	1826. 1827. 1828		1829		1830		1831		1832		1833		Total.	
	M.	Fr.	M.	Fr.	M.	Fr.	M.	Fr.	M.	Fr.	M.	Fr.	M.	Fr.
Monomanie .	139	150	45	38	51	12	44	40	48	39	45	34	372	343
Manie . . .	146	80	49	27	35	27	40	34	32	23	32	20	334	211
Verwirrtheit .	80	19	26	6	26	4	21	6	37	16	29	11	219	62
Idiotie . . .	1	3	1	—	—	1	4	2	1	1	1	—	8	7
Total	366	253	120	71	112	74	109	82	118	79	107	65	933	623
													1556	

Die Monomanie kommt häufiger als die übrigen Varietäten der Geisteskrankheit vor. Sie verhält sich zur Tosalsumme der Aufnahme wie 1 : 2,17. Sie ergreift häufiger die Frauen als die Männer, in Beziehung zur Erkrankung der beiden Geschlechter. Die Frauen sind mehr den traurigen, unterdrückenden Leidenschaften unterworfen, mehr der Melancholie mit Delirium (Lypemanie) ausgesetzt. Wir finden die Manie häufiger bei den Männern. Sie verhält sich in Beziehung zu den Aufnahmen wie 1 : 2,85. Die Verwirrtheit verhält sich zur Totalsumme der Aufnahmen wie 1 : 5,54; aber wir finden viel mehr Männer als Frauen, die von der Verwirrtheit befallen sind, besonders wenn man die relative Zahl der Aufnahmen betrachtet. Späterhin werde ich die Ursache dieses grossen Unterschiedes angeben.

Wir haben die Idioten nur funfzehnmal bei 1556 Aufnahmen beobachtet. Hieraus will ich aber nicht schliessen, dass die Idiotie selten vorkommt, denn sie mag wohl selten bei uns, in einem civilisirten Lande sein, aber man findet sie häufig in einigen Gegenden, wie z. B. in Norwegen nach den statistischen Untersuchungen des Dr. Holst. Halliday, der sehr interessante statistische Untersuchungen über die Geisteskranken Englands veröffentlicht hat, giebt für Schottland viele Idioten an, und Tauton sah viele Idioten an den Grenzen der chinesischen Tatarei. Ausserdem trafen alle Reisende Cretins in der Schweiz, in den Alpen, in den Pyrenäen an, die, wie wir früher gesehen haben, nichts anders als Idioten der Gebirge sind. Wenn wir bei uns häufig die Geisteskrankheit beobachten, und die Idiotie selten finden, so kommt es nur daher, weil die Geisteskrankheit und die Idiotie ganz verschiedenartige Dinge sind. Die Geisteskrankheit steht in einem directen Verhältniss zu der Civilisation; sie ist das Product der intellectuellen und moralischen Einflüsse, die Idiotie hingegen hängt vom Boden und von materiellen Einflüssen ab. Bei der Idiotie setzen die Ursachen, die sie hervorbringen, der Entwickelung der Organe ein Hinderniss in den Weg, so dass sich die Intelligenz nicht zeigen kann. Bei der Geisteskrankheit sind die Organe gut entwickelt, aber da sie gleichsam überreizt worden sind, so ist die Intelligenz gestört. Es ist so wahr, dass die materiellen Einflüsse die Ursache der Idiotie sind, dass man jetzt in den Ländern, wo die Civilisation eingedrungen, weniger Cretins als ehemals findet.

Tabelle
des Austritts während der acht Jahre.

Jahre	1826	1827	1828	1829	1830	1831	1832	1833
	M. F.	M. F.	M. F.	M. F.	M. F.	M. F.	M. F.	M. F.
Geheilt . .	34 —	51 —	34 —	40 —	34 —	22 —	36 —	33 —
	— 41	— 24	— 25	— 28	— 29	— 29	— 29	— 29
Ihrer Familie wiedergegeben.	39 —	34 —	34 —	38 —	52 —	31 —	40 —	33 —
	— 35	— 29	— 23	— 27	— 19	— 44	— 24	— 25
Gestorben	49 —	42 —	54 —	58 —	44 —	51 —	38 —	60 —
	— 28	— 17	— 21	— 15	— 21	— 14	— 17	— 7
Summa	132 —	127 —	122 —	136 —	130 —	104 —	114 —	126 —
	— 104	— 70	— 69	— 70	— 69	— 87	— 67	— 61
	236	197	191	206	199	191	181	189

Der Austritt klassificirt sich, wie aus vorhergehender Tabelle ersichtlich ist, folgendergestalt: Geheilt wurden 516, ihrer Familie ungeheilt wiedergegeben 514, und 546 starben, woraus hervorgeht, dass vom 1sten Januar 1826 bis zum 1sten Januar 1834 die Zahl der Kranken sich ein wenig verminderte.

Die erhaltenen Heilungen während der acht Jahre, von denen ich Rechenschaft ablege, beliefen sich auf 516, die mittlere Durchschnittszahl beträgt also für jedes Jahr 64,7. Die Aufnahmen betrugen 1556, folglich verhalten sich die Heilungen zu den Aufnahmen wie 1 : 3. Wenn man von der Totalsumme der Aufnahmen 274 Paralytische, 62 Epileptische und 15 Idioten, im Ganzen 351 Geisteskranke, die von allen Praktikern für unheilbar gehalten werden, abzieht, so bleiben nur noch 1205 Individuen, die behandelt wurden. Da aber 156 geheilt wurden, so ist das Verhältniss wie 1 : 2,33. Ich könnte die Zahl der Heilungen noch durch Aufzählung einiger Individuen, die in der Reconvalescenz oder während der Abnahme der Krankheit die Anstalt verliessen, durch fünf Individuen, die einige Zeit nach ihrer Genesung in der Anstalt starben, durch vier geheilte Personen, die zu verschiedenen Diensten in der Anstalt blieben, vergrössern. — Ein Mädchen ist Wärterin, zwei junge Leute sind im Bureau angestellt, und eine ehemalige Militairperson verrichtet verschiedene Dienste. — Auch ist noch zu bemerken, dass ich von dieser Zählung die nicht ausschliesse, die schon durch mehrere Aerzte und durch mich vor ihrem Eintritt in die Anstalt behandelt worden sind, noch die, welche bei ihrem Eintritt schon mehrere Jahre verwirrt oder geisteskrank waren. Ich wollte dadurch jeden Argwohn von Willkür bei Aufzählung

der für unheilbar gehaltenen und keiner Behandlung unterworfenen Individuen vermeiden, und nicht aus Irrthum oder Nachlässigkeit, wie ein College *) neuerdings vorgegeben, habe ich in der Statistik der Jahre 1826, 1827 und 1828 keine Rechenschaft von den 492 Geisteskranken, die ich beim Antritt meines Amts am 1sten Januar 1826 in Charenton fand, abgelegt. Bin ich für die 492 Geisteskranken verantwortlich, die durch meinen Vorgänger nicht geheilt wurden, und von denen der grösste Theil schon eine lange Reihe von Jahren in der Anstalt war? Konnte ich diese Menge Unheilbarer wohl zu den aufgenommenen Kranken, deren Zahl sich nur auf 617 belief, zählen?

Die Heilungen der Frauen in Beziehung zu den Aufnahmen sind beträchtlicher, als die der Männer. Im Jahre 1831 verliessen 29 Frauen geheilt die Anstalt, während dies nur bei 22 Männern der Fall war. Auch muss ich noch bemerken, dass in den ersten vier Jahren meines Dienstes 159 Männer, und 114 in den letzten vier geheilt wurden, während in den ersten vier Jahren nur 2 Frauen mehr genasen, als in den letzten. Diese Bemerkung verdient beachtet zu werden, weil sie beweist, welchen unleugbaren Vorzug eine methodisch eingerichtete Irrenanstalt hat, denn im Jahre 1829 nahmen die Frauen von den für sie neu erbauten Gebäuden Besitz.

Tabelle

der Heilungen in Beziehung zu dem Geschlecht und den Jahreszeiten.

Monate	1826. 1827. 1828		1829		1830		1831		1832		1833		Total	
	M.	F.	M	F.	M.	F.	M	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.
Januar . .	5	6	5	1	3	1	1	2	1	1	5	1	20	12
Februar .	6	4	2	—	1	—	—	2	1	1	1	1	11	8
März . . .	4	6	1	3	4	1	—	1	1	3	4	3	14	17
April . . .	11	5	2	4	2	4	2	3	3	5	1	2	21	19
Mai	6	9	4	4	4	2	2	3	5	3	3	3	24	28
Juni	10	9	4	3	2	2	3	5	4	1	4	2	24	22
Juli	18	5	2	3	2	3	4	1	3	1	4	3	33	16
August . .	13	9	3	4	2	4	—	2	4	6	—	3	22	28
September.	12	10	7	1	4	3	1	3	4	3	2	1	30	21
October . .	9	15	2	1	3	4	2	5	2	6	4	2	22	33
November.	13	9	5	2	3	3	2	1	6	2	4	2	33	19
December .	12	3	3	2	4	2	5	1	5	1	3	2	32	11
Total	119	90	40	28	34	29	22	29	36	29	33	29	284	234
Totalsumme	209		68		63		51		65		62		518	

*) *Annales d'Hygiène publique et de Méd. légale.* 1829. *T. I. p.* 101.

Die zahlreichsten Heilungen fanden im October, die wenigsten im Februar statt; die Männer genasen häufiger im November und Juli, die Frauen im October und Mai.

Wenn man das Jahr in vier Jahreszeiten abtheilt, so findet man, dass der Herbst zur Heilung am günstigsten, der Winter am ungünstigsten ist. Die Heilungen, die im Winter selten vorkommen, werden im Frühjahr häufiger, vermehren sich im Sommer, und geschehen am häufigsten im Herbst.

Im Winter	—	92
Im Frühjahr	—	123
Im Sommer	—	145
Im Herbst	—	158
		518

Die Heilungen der Monomanie fanden, wie es die folgende Tabelle ergiebt, fast in gleicher Anzahl bei beiden Geschlechtern statt. Betrachtet man sie aber in Beziehung zu den allgemeinen Aufnahmen, so wird die Monomanie häufiger bei den Frauen geheilt. Das Gegentheil findet für die Manie statt, denn wir haben 160 Männer, die von Manie geheilt wurden, während nur 103 Heilungen derselben Krankheit bei den Frauen statt fanden. Die Verwirrtheit wird selten, die Idiotie nie geheilt.

Heilungen in Beziehung zur Form des Deliriums:

	Männer		Frauen		Total
Monomanie	123	—	128	—	251
Manie	160	—	103	—	263
Verwirrtheit	1	—	3	—	4
	284		234		518

Tabelle

der Sterblichkeit in Beziehung zu den Jahreszeiten und dem Geschlecht.

Monate	1826. 1827	1828	1829		1830		1831		1832		1833		Total	
	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.	M.	F.
Januar . .	15	6	9	—	2	3	1	3	3	2	8	2	38	16
Februar . .	16	8	9	2	6	1	3	1	6	4	13	2	53	18
März . . .	10	6	5	1	5	2	5	1	4	1	5	2	34	13
April . . .	17	5	3	1	5	3	3	—	2	2	5	—	35	11
Mai	15	3	7	3	4	1	4	1	2	1	6	—	38	8
Juni	10	8	2	1	2	3	3	2	1	4	1	1	19	19
Juli	12	6	6	2	1	1	5	1	2	1	3	—	29	12
August . .	8	5	1	2	8	1	7	2	2	1	3	—	29	11
September.	8	3	2	—	2	1	3	3	2	—	7	—	24	7
October .	23	7	5	2	7	1	5	—	3	—	3	—	46	10
November.	15	7	3	1	—	2	1	—	4	1	4	—	30	11
December .	6	2	6	—	2	2	8	—	7	—	2	—	31	4
Summa	155	66	58	15	44	21	51	14	38	17	60	7	406	140

Allgemeine Summa 546.

Von sämmtlichen Kranken von Charenton starben vom 1sten Januar 1826 bis zum 31sten December 1833: 546; die mittlere Durchschnittszahl der Sterbefälle ist also jährlich 68,3. Es waren am 1sten Januar 1826: 492 Individuen in der Anstalt, und 1556 Geisteskranke kamen während acht Jahren meines Dienstes hinzu. Hierdurch beträgt die wirkliche Zahl 2048. Der Tod raubte nicht nur die von mir aufgenommenen Kranken, sondern es starben die meisten von den 492, die ich in der Anstalt vorfand. Hätte ich also nur von der Sterblichkeit der Kranken, die während meiner achtjährigen Dienstzeit aufgenommen wurden, Rechenschaft abgelegt, so würde ich zu einem viel günstigeren Verhältnisse gekommen sein. Die Sterblichkeit verhielt sich also zur wirklichen Anzahl der Kranken wie 1 : 3,75, d. h. es starben beinahe ein Viertel. Die Sterblichkeit der Männer war beträchtlicher als die der Frauen, weil 140 Frauen und 406 Männer starben. Das Verhältniss ist also wie 1 : 2,9. Bemerken muss ich auch, dass in den letzten vier Jahren die Sterblichkeit geringer war. Diesen Unterschied muss man besonders der verminderten Sterblichkeit unter den Frauen seit dem Jahre 1830 zuschreiben. Ich habe schon bei den Heilungen gesagt, dass die Zahl der geheilten Frauen seit diesem Zeitraume sich vermehrt habe. Diese beiden Resultate kann man wohl nichts anderem als den neuen Gebäuden beimessen, von denen die Frauen im Jahre 1829 Besitz nahmen; denn weder das Regimen, noch die ärztliche Behandlung, weder die häuslichen Dienste, noch die Wachsamkeit, haben eine Aenderung erlitten, sondern die Wohnungen der Frauen haben sich verbessert. Hieraus muss man schliessen, dass gut gebaute und wohleingerichtete Wohnungen einen unläugbaren Einfluss nicht nur auf das Wohlsein der Geisteskranken, sondern auch auf ihre Lebensdauer und Heilung ausüben, und hieraus wird auch die Nothwendigkeit deutlich, neue Gebäude für die Abtheilung der geisteskranken Männer in Charenton zu errichten.

Es starben im

Winter	—	160
Frühjahr	—	139
Sommer	—	119
Herbst	—	128
		546

Die Sterblichkeit ist im Winter am grössten, sie nimmt im Frühjahr ab und ist im Sommer am schwächsten. Der Sommer lässt den Schwachen das Leben, während der Winter entgegengesetzt wirkt.

Einen sehr traurigen Eindruck müsste die Sterblichkeit in Charenton machen, wenn man nicht auch von den Umständen

Rechenschaft ablegte, in denen die Geisteskranken bei ihrer Aufnahme sich befinden. Man schickt in diese Anstalt keine Kranken, die an acuten Gehirnaffectionen leiden, und die, wie man sagt, immer genesen, und die Anzahl der Heilungen in einigen Anstalten vergrössern. Selten kommen Individuen nach Charenton, bei denen die Geisteskrankheit noch neu ist, sondern bei dem grössten Theile derselben ist die Krankheit schon mehrere Male erfolglos behandelt worden und eingewurzelt. Mehr als der sechste Theil der aufgenommenen Geisteskranken (274) litt an allgemeiner Paralyse, die den Geisteskranken unaufhaltsam ins Grab zieht. 62 sind epileptisch, 15 Idioten, im Ganzen 351, eine Zahl, die sich zu den Aufnahmen wie 1 : 4,27 verhält; und wie würde sich das Verhältniss stellen, wenn ich hierzu noch die Paralytischen, Epileptischen und Idioten zählte, die am 1sten Januar 1826 in der Anstalt lebten? Uebrigens können wir nicht läugnen, dass die Fehler in dem Bau mehrerer Wohnungen der Männer ihrer Lebenserhaltung schaden. Was ich von der verminderten Sterblichkeit unter den Frauen, seitdem sie den neuen Theil bewohnen, sagte, bestärkt in dieser Hinsicht meine Meinung.

Ich habe die Cholera als eine Ursache, wodurch drei Geisteskranke nach Charenton kamen, bezeichnet. Die Cholera war eine Probezeit für diese Anstalt. Der Director Palluy nahm in Berathung mit den Aerzten die weisesten Vorsichtsmaassregeln; mehrere Corridors und Zellen wurden mit Kalk geweisst, es wurde noch strenger als sonst auf Reinlichkeit und das Regimen gesehen, und die Geisteskranken erhielten des Morgens eine warme Suppe. Die Cholera, die eine grosse Anzahl Geisteskranker im Bicêtre und in der Salpetrière wegraffte, verschonte die Bewohner der Anstalt in Charenton, und nur ein einziger Geisteskranker, der im besten Gesundheitszustande sich befand, wurde davon befallen und starb nach 13 Stunden. Den Tod eines Dieners kann man wohl eher seiner gewohnten Trunksucht, als der Cholera beimessen.

Der Ausbruch der Cholera in der Abtheilung der Geisteskranken im Bicêtre und in der Salpetrière beweist sehr klar, wie irrig die Meinung derer war, welche glaubten, dass die Geisteskrankheit vor Epidemien schütze. Auf der andern Seite zeigt der gute Gesundheitszustand der Geisteskranken in Charenton, als die Cholera im Lande wüthete, dass die Geisteskrankheit auch nicht zu epidemischen Krankheiten besonders praedisponirt mache. Haben die gesunde Lage von Charenton und die weisen Maassregeln des Directors die Geisteskranken in dieser Anstalt vor der Cholera geschützt, oder ist dieses glückliche Resultat das Werk einer von den Anomalien, die man in dem Verlaufe der Cholera so häufig wahrnimmt?

Leichenöffnungen.

Die Sectionen werden in Charenton mit der gewissenhaftesten Aufmerksamkeit vorgenommen. Der Leichenbefund wird in ein Register eingetragen, das in dem Zimmer des dirigirenden Arztes sich befindet. Dies geschieht hinter den schon in dieses Register eingeschriebenen Notizen über die Ursachen, die Symptome und den Verlauf der Geisteskrankheit jedes Gestorbenen. Nach einem Auszuge aus dieser Menge gesammelter Thatsachen geht hervor, dass Veränderungen des Gehirns und seiner Häute häufiger vorkommen als Verletzungen der Eingeweide und der Membranen, der Brust- und Bauchhöhle. Wollte ich hier durch Zahlen bestimmen, so würde es ohne Nutzen sein und man würde hierdurch nichts über den Sitz und die unmittelbare Ursache des Deliriums erfahren. Denn nichts ist schwieriger zu bestimmen, als inwiefern das Gehirn zur Hervorbringung der Intelligenz thätig ist. Nichts ist dunkler, als die Beziehungen dieses Organs zu den intellectuellen und psychischen Störungen. Arbeiten haben in dieser Beziehung nicht gefehlt, denn von den ältesten Zeiten her haben Systeme Systeme verdrängt, und die Arbeiten eines Morgagni, Greding, Meckel, Rochoux, Rostan, Lallemand, Bouillaud, Abercrombie, Foville, Bayle, Calmeil u. s. w. konnten, obgleich sie Licht über die Krankheiten des Gehirns und der Gehirnhäute verschafften, die Mysterien des Denkens, die Bedingungen, wodurch der Gedanke erzeugt wird, doch nicht erforschen.

Die Leichenöffnungen, die in Charenton gemacht wurden, sind für die Wissenschaft nicht verloren gegangen; denn seit dem Jahre 1826 sind zwei Werke über pathologische Anatomie bekannt gemacht worden. Bayle suchte in einem sehr interessanten Werke: «*Traité des maladies du cerveau*» zu beweisen, dass die Paralyse und die Monomanie mit Ideen von Stolz durch eine *Meningitis chronica* entstehe. Dr. Calmeil, der jetzt noch Gesundheits-Inspector zu Charenton ist, hat ebenfalls ein Werk über Paralysis bekannt gemacht: «*La paralysie considéré chez les aliénés. Paris.* 1826.» Einige pathologisch-anatomische Punkte des Gehirns und der Gehirnhäute haben zu einer Inaugural-Dissertation den Stoff gegeben. Moreau hat den Einfluss der physischen Ursachen auf die Geisteskrankheit abgeschätzt, und Malherbe spricht über die Geschwülste, die sich in der Schädelhöhle bei Geisteskranken gebildet haben.

Schlusswort.

Charenton liegt reizend an den Ufern der Marne, von einer reichen und mannigfaltigen Vegetation umgeben. Es ist zur Behandlung von Geisteskranken beiderlei Geschlechts bestimmt, und besteht aus zahlreichen Gebäuden und grossen Gärten. Die Abtheilung der Männer besteht aus vier Höfen, von denen zwei

bepflanzt sind, drei Krankensälen, aus einem Saale für die Kranken, die Neigung zum Selbstmorde haben, aus einem Schlafsaale, aus einer Gallerie und sechs Corridors, wohin sich die Thüren der Zimmer öffnen, aus einem Badesaal, aus sechs Wärme- oder Versammlungssälen.

Die Abtheilung der Frauen hat einen besondern Garten, vier bepflanzte Höfe, zwei Krankensäle, eine Stube für Frauen, die Neigung zum Selbstmorde haben, zwei Badesäle, sieben Schlafsäle, sechs Gallerien und Corridors, auf die die Zimmer ausgehen, fünf Wärmesäle.

Die Anstalt steht unter der unmittelbaren Leitung des Ministers des Innern, wird durch eine Special-Commission beaufsichtigt, und durch einen Director, der einen Oeconomen, einen Cassirer, einen Generalsecretair und Bureaubeamte unter sich hat, verwaltet. Dem Arzte stehen zwei Aerzte und zwei Eleven der Medizin zur Seite, dem Chirurgen ein Adjunct und ein Eleve der Chirurgie. Ein Pharmaceut bereitet und vertheilt die Arzneimittel. Es sind in der Anstalt zahlreiche Wärter vorhanden, die durch einen Oberwärter inspicirt werden; die Wärterinnen stehen unter einer Oberwärterin und zwei Unterwärterinnen.

Die Pensionnaire der ersten Klasse essen täglich, die der zweiten Klasse zweimal wöchentlich an der gemeinschaftlichen Tafel, die unter dem Vorsitze des Directors steht. Der Arzt modificirt das Regimen der Pensionnaire der dritten Klasse, und verbessert es, wenn er es für nützlich findet.

Alle Pensionnaire versammeln sich, je nachdem es ihr Zustand erlaubt, in einem Saale, wo sie verschiedene Spiele unternehmen, musiciren, tanzen, u. s. w. Sie haben ein Billard zu ihrem Gebrauche und einen grossen Garten zum Spazierengehen. Die Reconvalescenten machen Spaziergänge ausser dem Hause; die Individuen, die noch krank sind, thun zwar dasselbe, werden aber dann durch einen Diener begleitet. Die Frauen dürfen nie allein ausgehen. Mehrere Kranke verrichten einige Dienste im Innern des Hauses; eine sehr geringe Anzahl beschäftigt sich mit Erdarbeiten. Im Jahre 1834 haben sich mehr als 30 von unsern Kranken mit dem Exerciren beschäftigt, und ich hoffe, dass für die Folge diese Zerstreuung besser organisirt werden wird. Die Frauen haben ihre Spaziergänge, Gärten, und werden ausser den Zerstreuungen, die sie auf den bepflanzten Höfen und im grossen Versammlungssaale finden, zum Nähen angehalten.

XVIII.

Notizen über Gheel.

Seit undenklichen Zeiten besteht mitten in Belgien in der Commune Gheel eine Colonie von Geisteskranken, die noch von keinem Arzte besucht und über die bis jetzt noch wenig bekannt geworden ist.

Im Jahre 1803 liess v. Pontecoulant, damaliger Präfect d. Dep. d. Dyle, wovon Brüssel die Hauptstadt ist, die Geisteskranken, die in Brüssel eingesperrt waren, nach Gheel bringen. Er drückt sich über diesen Gegenstand in der Beschreibung der administrativen Lage des Departement der Dyle vom 1sten Germinal XIII. auf folgende Weise aus.

«Die Geisteskranken zu Brüssel waren sonst in einem engen und ungesunden Locale, dessen Unbequemlichkeiten schon hinreichten, die Krankheit unheilbar zu machen, zusammengehäuft. Ich glaubte eine Pflicht der Menschenliebe und zugleich eine Verbindlichkeit meiner Stellung zu erfüllen, als ich diesen Unglücklichen einen Zufluchtsort anwies, der für ihren Zustand sich durch lange Erfahrung als zweckmässig bewährt hat. Als ich erfuhr, dass die Commune zu Gheel in dem Departement der Deux-Nèthes ein offener Zufluchtsort für diese Art von Kranken sei, verständigte ich mich mit dem Präfecten dieses Departements und liess die Geisteskranken aus dem Brüsseler Hospital nach dem Dorfe Gheel bringen, wo sie eine Freiheit geniessen, die die Sorgfalt, die ihr Zustand erfordert, nicht ausschliesst. Commissaire werden von Zeit zu Zeit von dem Verwaltungsrath der Hospitäler hingesandt, um sich zu überzeugen, ob man auch wirklich alle die Verpflichtungen, die man schriftlich gegen diese Unglücklichen eingegangen ist, erfülle.»

«Es ist unmöglich,» sagt Herbouville, *) «die Commune Gheel mit Stillschweigen zu übergehen. Gheel ist eine Colonie von Geisteskranken, die man von allen Enden der benachbarten Departements dorthin schickt. Diese Unglücklichen sind bei den Einwohnern in Pension, gehen auf freier Strasse spazieren, essen mit ihren Wirthen und schlafen in ihrem Hause. Begehen sie Excesse, so legt man ihnen ein Eisen an den Fuss, wodurch sie aber nicht am Ausgehen verhindert werden. Dieses merkwürdige Pensionnat ist seit langen Zeiten die einzige Erwerbsquelle von Gheel, und nie hörte man, dass irgend Unannehmlichkeiten daraus entstanden wären.»

André spricht folgendermassen von Gheel: «Bei Antwerpen, sagt man, giebt es ein Dorf, das Gheel heisst, und welches berühmt ist, weil die Geisteskrankheit, oder vielmehr der Blödsinn dort endemisch herrscht. Das Wetter war zu schlecht, fügt André hinzu, als ich in diesem Lande war, daher wurde ich verhindert zu ergründen, ob diese Volkserzählung wahr sei.»

Noch eine Menge Schriftsteller sprechen über das Dorf Gheel, ohne es gesehen zu haben. Ich begab mich am 29sten August 1821 mit dem Dr. F. Voisin nach Gheel. Vanertbon, Münzdirector in den Niederlanden, hatte die Güte, mich dahin zu begleiten, und diente mir als Dolmetscher bei den Einwohnern, die flamländisch sprechen und wenig französisch verstehen.

Wir blieben 24 Stunden zu Gheel, durchgingen das ganze Dorf, besuchten mehrere Wohnungen, unterhielten uns mit den Einwohnern und mit den Geisteskranken, und vernachlässigten nichts, um diese fremdartige Anstalt genau kennen zu lernen.

Die Commune von Gheel gehörte ehemals zu Bolduc, später zu dem Departement der Deux-Nèthes und zum Arondissement von Thurnhoot. Sie besteht aus der Stadt Gheel, einigen Dörfchen und einigen Pächtereien. Sie hat eine Bevölkerung von 6—7000 Einwohner, und es befinden sich dort 4—500 Geisteskranke, die in dem Dorfe und in den Wohnungen der Pächter vertheilt sind.

Gheel hat eine Hauptstrasse, die breit und gepflastert ist; die Häuser sind im Allgemeinen nur einen Stock hoch und ziemlich gut gebaut. Als wir auf dem Wege von Antwerpen ankamen, führte uns ein Geisteskranker, dem wir begegneten, nach der Kirche des Sprengels, nach dem Hospital und nach der Kirche von Saint-Amans, die im 13ten oder 14ten Jahrhunderte erbaut zu sein scheint. Man bewahrt dort in einer silbernen Kapsel die Gebeine einer heiligen Märtyrin, N y m p h n a genannt, auf. Mitten

*) *Statistique du Département des Deux-Nèthes.* 1804.

in dem Heiligthume erhebt sich die Grabstätte der alten Grafen von Gheel; an jeder Seite des Hauptaltars sind zwei Gruppirungen in Lebensgrösse angebracht, welche die heilige Nymphna vorstellen, wie sie für zwei Geisteskranke betet, die neben ihr an Händen und Füssen mit Ketten beladen stehen. Hinter dem Hauptaltare bemerkt man die Heilige, wie sie den Teufel, der ruhig zu ihren Füssen liegt, besiegt hat.

Hinter der Chorhaube bewahrt man die Steine auf, die der Heiligen zum Sarge gedient haben, und die man auf wunderbare Weise gegen das 7te Jahrhundert wiedergefunden hat. Der Kasten, in dem diese Steine aufbewahrt werden, ist von Holz. Es befinden sich auf demselben Malereien, die die Befreiung Besessener vorstellen.

Seit dem siebenten Jahrhundert kam die heilige Nymphna in grossen Ruf, die Besessenen vom Dämon befreien zu können, und hiermit beginnt zuerst die Colonisirung der Geisteskranken in dieser Commune. Bei unserer Ankunft statteten wir dem Prediger, der 73 Jahr alt ist, einen Besuch ab. Dieser ehrwürdige Geistliche war erstaunt, dass man auf diese alte Einrichtung so viel Gewicht lege. Er versicherte uns im Tone der vollsten Ueberzeugung, dass er durch die Vermittlung der heiligen Nymphna mehrere Geisteskranke habe genesen sehen. Die Heilungen, fügte er hinzu, werden täglich seltener, weil der Glaube allmälig mehr erlischt.

Wir waren begierig zu wissen, welche Ceremonien man anwandte, um den Beistand der heiligen Nymphna zu erlangen und gingen nach der Kirche Saint-Amans, kauften uns dort ein kleines Büchelchen, das flamländisch geschrieben ist, und einen kurzen Abriss des Lebens der Heiligen und die Geschichten einiger grossen Wunder, die durch sie bewirkt wurden, enthielt. Die Anverwandten des Geisteskranken lassen in der Kirche ein neuntägiges Gebet verrichten. Während dieser neun Tage wird der Kranke in ein der Kirche nahe stehendes Haus gebracht, dort allein oder mit andern Unglücksgefährten in einem Zimmer eingeschlossen, und von zwei alten Frauen bewacht. Der Priester kommt täglich zu ihm, und liest die Messe, so wie verschiedene Gebete. Die ruhigen Geisteskranken machen, von einigen Kindern und Gläubigen begleitet, während dieser neun Tage dreimal einen Umgang inner- und dreimal ausserhalb der Kirche. Wenn die Geisteskranken sich bei diesem Umgange hinter dem Hochaltare befinden, so knien sie dreimal nieder, d. h. einmal, wenn sie jedesmal den Umgang machen. Ist der Geisteskranke wüthend, so bezahlt man eine Person, die statt seiner die Procession macht.

Während der Geisteskranke die drei Processionen macht, sind seine Anverwandte in der Kirche und beten zur Heiligen.

Am neunten Tage liest man die Messe, treibt den Exorcismus mit dem Geisteskranken, und beginnt, wenn dies nichts geholfen, zum zweiten Male neuntägige Gebete. Früher wurde bei jedem Geisteskranken dieselbe Ceremonie angewandt, jetzt aber nur noch bei sehr wenigen.

Obgleich täglich der wunderbare Einfluss der Heiligen schwächer wird, und die Anzahl der Heilungen nur gering ist, so sind dennoch die Häuser, die der Kirche Saint-Amans nahe liegen, sehr gesucht.

Hier geschah es also, wie es in andern Ländern und unter andern Umständen häufig genug geschah, dass Sachen, die auf Glauben gestützt waren, die Veranlassung zu oft sehr nützlichen Einrichtungen gaben.

Die Geisteskranken werden den Einwohnern der Commune von Gheel anvertraut, und die Verwandten der Kranken gehen mit ihnen eine Art von Contract ein. Die Einwohner nehmen einen, zwei, drei, ja auch fünf Pensionnaire, aber nie mehr, auf. In dem Hospital, das für Arme der Commune bestimmt ist, nimmt man acht bis zehn Geisteskranken auf, die durch Nonnen, welche auch die armen Kranken bedienen und pflegen, abgewartet werden.

Sind diese Unglücklichen aufgeregt oder unreinlich, so werden sie auf Stroh oder einen Sack, der mit Häcksel gefüllt ist, gelegt. Sind sie reinlich, so liegen sie in eben solchen Betten, wie ihre Wirthe, und essen auch mit ihnen. Die, die in der Stadt wohnen, sind besser aufgehoben, als die, die bei den Bauern wohnen. Ich sah hier, dass ihre Wohnung und Bett ganz gut waren, aber meist werden sie schlecht versorgt.

Die Geisteskranken, die von den Hospitälern in Brüssel und Mecheln nach Gheel geschickt werden, sind mit wollenen Stoffen bekleidet, die übrigen tragen die Kleidungsstücke, die ihnen von ihren Verwandten geliefert werden. Die meisten dieser Unglücklichen nähren sich wie die Bauern von Milch, Butter und Erdtoffeln. In der Stadt ist die Nahrung besser, und die Kranken essen gewöhnlich mit ihren Wirthsleuten zusammen.

Die geisteskranken Männer und Frauen gehen frei in den Strassen und auf dem Lande umher, ohne dass Jemand auf sie Acht zu haben scheint; wenn sie zu entfliehen suchen, so legt man ihnen Ketten an die Füsse; sind sie wüthend, so legt man ihnen Ketten an Hände und Füsse an, und sie dürfen dann nicht ausgehen, falls sie nicht in einem sehr entfernt liegenden Hause wohnen. In allen Häusern sieht man am Kamin und oft am Bett einen Ring, woran man die Ketten, womit die Geisteskranken gefesselt sind, befestigt. Ungeachtet dieser Zwangsmaassregel kommt es doch oft vor, dass Geisteskranke sich verirren oder

entfliehen, und die Gendarmen führen sie dann nach ihren Wohnungen zurück.

Von den Männern treiben ungefähr funfzig Ackerbau; sie dienen als Knechte, und die Landarbeiter haben einen grossen Nutzen durch sie. Beinahe alle Frauen spinnen, machen Spitzen, oder sie verrichten die Arbeiten eines Dienstmädchens in den Häusern, wo sie in Pension sind. Einige erhalten dafür etwas Zulage an Nahrungsmitteln. Diese Zulage ist aber so gering, dass die bei den Bauern Lebenden zufrieden sind, wenn sie Sonntags eine Kanne Bier erhalten.

Nach einer Polizeiverordnung ist es bei drei Gulden Strafe verboten, die Geisteskranken Abends umherlaufen zn lassen, und ihnen das Ausgehen zu gestatten, wenn sie wüthend sind.

Die Verwaltungen zahlen 200, 250 bis 300 Franken jährliche Pension für einen Kranken, die Familien bezahlen 600, 1000, ja selbst 1200 Franken.

Die Verwaltung der Hospitäler von Brüssel hat zu Gheel einen besondern Director, der die Zahlung der Pension leistet. Unter diesem Director steht ein Inspector, der über die Pflege, die man diesen Kranken angedeihen lässt, wacht. Bemerkt dieser irgend einen Missbrauch, so benachrichtigt er den Director und die beiden Aerzte davon, die zusammen eine Commission bilden. Werden die Geisteskranken schlecht versorgt, oder schlecht durch ihre Wirthe behandelt, so werden sie durch diese Commission anderweitig untergebracht. Wird eine Geisteskranke schwanger, so bringt sie die Commission nach Brüssel.

Der Polizeicommissair von Gheel ist besonders verpflichtet, über die Kranken zu wachen, die von Mecheln aus dorthin gebracht werden.

Wir hatten mit dem Dr. Backer, der seit 32 Jahren zu Gheel practicirt, eine mehrstündige Unterredung, in welcher er uns folgende interessante Notizen gefälligst mittheilte.

Die Geisteskranken, die man nach Gheel bringt, werden im Allgemeinen schon seit sehr langer Zeit für unheilbar gehalten, und sind gewöhnlich schon behandelt worden. Ehemals verlangte man ein Wunder, jetzt einen letzten Zufluchtsort für die Geisteskranken. Die Aerzte werden nur zu intercurrenten Krankheiten gerufen; nichts desto weniger haben doch Backer und seine Collegen einige Kranke behandelt, wenn sie von der Familie dazu beauftragt waren.

Die allgemeinsten Ursachen der Geisteskrankheit waren häuslicher Kummer, übertriebener Ehrgeiz, zu grosse Frömmigkeit und unglückliche Liebe.

Am häufigsten kommt die Verwirrtheit vor; Selbstmorde geschehen sehr selten. Maniaci genesen in grösserer Anzahl, als

die übrigen Geisteskranken, jedoch verfallen sie durch ihre Aufregung gewöhnlich in Verwirrtheit. Es genesen wenige Monomaniaci, und zwar am wenigsten, wenn sie von religiösen Ideen befallen sind.

Man sah intermittirende Geisteskrankheiten aufhören, wenn man den Kranken während der Intermission bestimmen konnte, Landarbeiten zu verrichten, und es genesen auch beträchtlich mehr Geisteskranke, die bei den Bauern wohnen, obgleich sie schlechter gepflegt werden, als bei den Bürgern in der Stadt wohnende.

Die Monomanie, die in Folge des Wochenbetts ausbricht, wird manchmal mit einem Queckendecoct und einem Neutralsalze mit Erfolg behandelt. Der Weinessig wird für nützlich gegen die Wuth gehalten.

Die religiösen Ceremonien, die in der Kirche Saint-Amans ausgeführt werden, bringen manchmal Heilung hervor, indem sie die Einbildungskraft des Geisteskranken exaltiren. Man darf dies Mittel in einer Gegend nicht verachten, wo die Einwohner so religiös und die meisten von der Macht der heiligen Nymphna überzeugt sind. Uebrigens, sagt Backer, werden diese Heilungen täglich seltener. Es genesen fast jährlich 12 — 15 Geisteskranke, und man sieht noch Genesungen nach 2 — 3 Jahren erfolgen.

Die Sterblichkeit der Geisteskranken verhält sich fast wie die der andern Einwohner, obgleich sie etwas stärker ist. Die Frauen leiden oft an galligen Durchfällen, die dann schwarz werden und den Tod herbeiführen.

Vor der Revolution von 1789 waren in der Commune von Gheel 400 Geisteskranke; im Jahre 1803 stieg die Bevölkerung auf 600; im Jahre 1812 betrug sie 500, im Jahre 1820 und 1821 nur 400 Individuen, von denen fast eben so viel Männer als Frauen waren.

Das Dasein, die Genossenschaft der Geisteskranken, das Schauspiel dieser frei oder gefesselt in den Strassen und auf den Feldern von Gheel herumirrenden Unglücklichen hat keinen bösen Einfluss auf die dortigen Einwohner ausgeübt. Uebrigens bilde man sich nicht ein, dass die Strassen von Gheel und die Felder von Geisteskranken überfüllt sind; man begegnet nur wenigen. Die Frauen gehen wenig aus. Höchstens haben von 400 nur 100 die völlige Freiheit zu gehen und zu kommen, wie es ihnen gefällt. Da die Einwohner von Gheel mit diesen Unglücklichen vertraut und bekannt sind, so ist es ihnen ganz gleichgültig, wenn sie ihnen begegnen. Nie sind die Geisteskranken ein Gegenstand der Neugier erwachsener Personen, nie werden sie von Kindern geneckt. Entsteht irgend ein Streit in den Wirthshäusern, wo man so unvorsichtig ist, ihnen berauschende Getränke zu geben,

so ist dieser bald beigelegt. Werden sie bei ihren Wirthen einmal heftig, so beruhigt man sie bald. Die Nachbarn beeilen sich, dem beizustehen, der mit einem Geisteskranken handgemein ist, und die Einwohner sind daran so gewöhnt, dass sie den Wüthendsten nicht fürchten und ihn wie ein Kind leiten. Ich drückte gegen einen Einwohner Besorgnisse wegen der Folgen, die zuweilen die Wuth dieser Unglücklichen nach sich ziehen müsste, aus, aber er lachte über meine Furcht, und sagte: «Sie kennen diese Leute nicht; ich bin nicht stark, aber der Wüthendste ist nichts für mich.»

Obgleich die Kranken frei sind, so thun sie doch schwangeren Frauen und den eingebornen Kindern nichts, und die Einwohner von Gheel leben mitten unter ihnen in der grössten Sicherheit.

Obgleich die geisteskranken Männer und Frauen unter sich und unter den Einwohnern frei leben, so entsteht hieraus doch nie ein Verstoss gegen die guten Sitten, und äusserst selten ist es, dass geisteskranke Frauen schwanger werden, denn kaum war dies in zehn Jahren bei fünf der Fall.

Die Einwohner von Gheel haben denselben Character, dieselben Sitten, dieselben Gewohnheiten, wie die andern Bewohner des Kempenlandes, und es werden von ihnen nicht mehr geisteskrank, als von den Bewohnern der benachbarten Communen.

Ohne Zweifel könnte man diese sonderbare Anstalt weit nützlicher machen. Ich machte dem niederländischen Minister des Innern, dem ich das, was ich gesehen, erzählte, den Vorschlag, einen Zufluchtsort zu erbauen, wo man die Geisteskranken aufnähme, die wegen ihrer Aufregung, Heftigkeit und Unreinlichkeit einer schlechten Behandlung von Seiten ihrer Wirthe ausgesetzt sind, während man die ruhigen und reinlichen bei den Einwohnern lassen könnte. Zugleich müssten der Director, der Arzt und die oberen Beamten dieses Zufluchtsorts beauftragt werden, äusserst wachsam auf die isolirten und in der Commune vertheilten Geisteskranken zu sein.

Ich kann diese Notiz nicht endigen, ohne von einem Geisteskranken zu sprechen, der, als wir gerade bei Tische sassen, um Erlaubniss bat, Musik machen zu dürfen. Dieser Kranke ist ein alter Musikus aus Brüssel; er ist 50 Jahre alt, von sanguinisch-cholerischem Temperament, und hält sich für eine wichtige Person, mit Fürsten aliirt, im Besitze von Millionen, zu den höchsten Würden bestimmt, für den grössten Musikus in der Welt u. s. w. Diese Ideen von Hochmuth sind in seinem Kopfe unordentlich durch einander geworfen; eben so, aber mit grosser Lebhaftigkeit drückt er sie auch aus. Die Physiognomie dieses Kranken, so wie sein ganzes Aeussere drücken die vollkommenste Zufriedenheit

aus; er ist sehr glücklich, hat vollkommene Freiheit, singt an den Tagen, wo grosse Messe ist, im Chor, und begiebt sich mit einem seiner Kameraden, der Horn bläst, in die Weiler, wo die Landleute nach dieser Musik tanzen. Er spielte wohl eine Viertelstunde lang Melodien und schwere Stücke auf der Geige, ohne eine Note zu verfehlen, jedoch beschleunigte er zu sehr den Takt. Während der ganzen Zeit, wo er bei uns war und die Violine spielte, hörte er nicht auf, halblaut und zuweilen laut die ungereimtesten Dinge zu sprechen. Obgleich er überzeugt war, unermessliche Reichthümer zu besitzen, so nahm er doch begierig eine Geldmünze an, die wir ihm reichten. Der Wirth, bei dem wir logirten, sagte uns, dass unser Musikus den Abend im Wirthshause zubringe, und dass er viel Lärm mache, übrigens aber nicht gefährlich sei.

XIX.

Abhandlung über die Frage:

Giebt es heut zu Tage mehr Geisteskranke als vor vierzig Jahren?

(Vorgelesen in der öffentlichen Sitzung der *Académie royale de Médecine* den 23sten Juli 1824.)

Diese Frage ist wichtiger, als es anfangs scheint, wenn es wahr ist, dass ihre Lösung die öffentliche Meinung berichtigen und die Ideen auf einen wichtigen Punkt hinlenken kann.

Es ist nicht zu läugnen, dass die Zunahme der Bevölkerung und die von den Fortschritten der Civilisation unzertrennlichen Excesse die Zahl der Geisteskranken vermehrt habe, aber diese Vermehrung schreitet langsam und schrittweise vor. Sie wäre eben so, wie die einiger andern Krankheiten unbemerkt geblieben, wenn sich nicht mehrere Umstände vereinigt hätten, diese Vermehrung mehr scheinbar als wirklich zu machen.

Es ist wahr, dass in demselben Lande, in derselben Stadt die Zahl der Geisteskranken und der Character der Geisteskrankheit nach den zufälligen leicht abzuschätzenden Ursachen veränderlich ist; auch ist es wahr, dass die gewöhnlichen Verhältnisse nach dem Aufhören der Ursachen bald wieder eintreten. Ich will aber hier nicht von der schrecklichen Vermehrung der Geisteskranken sprechen, von der Frankreich wie von einem, der gegenwärtigen Zeit eigenen, Unglück bedroht wird.

Ich muss bemerken, dass diese Furcht nicht neu ist, dass die Aerzte sie anfangs ausposaunten, und dass die Behörden später dazu beitrugen, sie allgemeiner zu verbreiten.

Die Klagen über die Vermehrung der Anzahl der Geisteskranken brachen zuerst in England im Jahre 1788, zur Zeit, wo Georg III. krank war, aus. Heberden zeigte im Jahre 1801 das Seichte dieser Klagen, und zerstreute die Furcht, die sich bei unsern Nachbarn eingewurzelt hatte, wie sie sich heut zu Tage bei uns einzuschleichen scheint. Die Furcht erneuerte sich in den Jahren 1812, 1813, als das brittische Parlament befahl, dass eine gerichtliche Untersuchung über das Schicksal der Geisteskranken in den drei Königreichen eingeleitet werden sollte. Burrows suchte in einem Werke, das im Jahre 1821 erschien, die Gemüther zu beruhigen, und stellte durch Zählungen fest, dass vom Jahre 1801 bis zum Jahre 1819 inclusive die Zahl der Geisteskranken in der Stadt London sich nur um fünf Individuen vermehrt hatte.

Langermann, der sich vielfach mit den Geisteskrankheiten beschäftigt hatte, liess im Jahre 1797 drucken, dass die Zahl der Geisteskranken in Deutschland sich vermehre, und stellte als Beweis für seine Meinung auf, dass in den Besserungsanstalten und Hospitälern zu Waldheim und Torgau nicht mehr genügend Platz für die Geisteskranken sei, obgleich man seit 25 Jahren, d. h. seit 1772 bis 1797 die Aufnahmestellen für diese Kranken von 308 bis 630 vermehrt hatte.

Seit vierzig Jahren höre ich unaufhörlich die Frage wiederholen: Giebt es heut zu Tage mehr Geisteskranke, als ehemals?

Der Zuwachs der Geisteskranken hat in den öffentlichen Anstalten zu Paris seit dem Jahre 1804 begonnen, später fehlte es in mehreren grossen Städten Frankreichs an Raum, und seit einiger Zeit bemerkt man eine grössere Anzahl von Geisteskranken in einigen Städten Deutschlands. Aus diesen Thatsachen schliesst man nun, dass die Zahl der Geisteskranken sich auf eine schreckliche Art vermehre. Man suchte nach Beweisen für diese Vermehrungen, ehe man genau untersucht hatte, ob sie auch wirklich statt gefunden haben, und die merkwürdigen Umstände, unter denen wir lebten, schienen genügend diese traurige Vermehrung zu motiviren.

Sehen wir zuerst auf das Studium und die Abschätzung der Ursachen der Geisteskrankheit, die zur Auflösung des Problems führen, vielleicht finden wir dann irgend eine Ursache, die einen allgemeinen permanenten Einfluss ausübt, und so eine Krankheit hervorruft, die nicht nur Frankreich, sondern auch ganz Europa bedroht. Man hat es gesagt, man hat es gedruckt, aber hat man es auch bewiesen?

Die physischen Ursachen, die Erblichkeit, Scropheln, die Epilepsie, die Fortschritte des Alters wirken mächtig ein, aber ihre Wirkung blieb sich fast zu allen Zeiten gleich. Man kann das-

selbe von den Leidenschaften sagen. Sie sind zu abhängig vom Organismus, um nicht fast einen constanten und in denselben Grenzen beschränkten Einfluss auszuüben; jedoch ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, dass die Furcht während der Revolution einzelnen Individuen Unheil bringend war. Aber die Individuen, die durch diese Ursache zur Geisteskrankheit praedisponirt wurden, gehören Provinzen an, die längere Zeit den Schrecken eines Bürgerkrieges ausgesetzt waren. Im Jahre 1814 und 1815 hatte der Schreck über die Annäherung der fremden Truppen einige Geisteskranke hervorgerufen, aber seit langer Zeit findet sich hiervon keine Spur mehr.

Die Indifferenz für die Religion ist in Frankreich so gross, dass bei uns keine Geisteskrankheiten mehr durch religiösen Fanatismus oder Mysticismus hervorgerufen werden, und wenn man seit 30 Jahren in drei verschiedenen unwichtigen Fällen einige Monomaniaci gesehen hat, die es durch religiöse Ueberspannung geworden sind, so waren es doch nur sehr wenige, die man jetzt auch kaum wohl noch finden wird.

Wenn die allgemeine Erziehung auch in vielfacher Beziehung sich verschlechtert hat, so ist es andrerseits auch wahr, dass die Erziehung von der ersten Kindheit an jetzt besser geleitet wird, und dass wir jetzt nicht mehr solche Fehler begehen sehen, die die Einbildungskraft des Menschen von der Wiege an verderben, und so sehen wir auch nicht mehr die Dämonomanie, die drei Jahrhunderte hindurch eine Plage der civilisirten Welt war.

Die Leidenschaften, wie der Ehrgeiz, die Ehrsucht, der Geiz haben zu allen Zeiten gewirkt; das Glück oder Unglück wirkten zwar zu unserer Zeit heftiger und unerwarteter ein, aber die Uebel, die hieraus entstehen, befallen nur wenige Individuen, und verlieren sich in der Masse der Bevölkerung.

Die Gesellschaft ist so constituirt, dass die Leidenschaften, die auf die menschliche Vernunft wirken, verschiedenartig sein können, aber sie halten sich gegenseitig das Gleichgewicht, und wirken auf die Völker fast in gleicher Zahl zu allen Zeiten ein. Durch den politischen Fanatismus und die Uebel, die er mit sich führt, brachen einige Geisteskrankheiten aus, aber alle Aerzte haben bemerkt, dass während er mit grösserer Wuth unser Vaterland betraf, es weniger Nervenübel und weniger Geisteskrankheiten bei uns gab. Gab es in Frankreich je eine grössere Aufregung beim politischen Fanatismus, als in den Jahren 1786 — 1792? Die ganze Gesellschaft schien von Schwindel befallen zu sein.

In welchen Städten, in welchen Provinzen war die Aufregung, die Leidenschaften energischer, als in Lyon, Marseille, Nismes und im ganzen mittägigen Frankreich? Und als ich im Jahre 1810 zum ersten Male die Hospitäler dieser Städte und

dieser Gegenden besuchte, fand ich daselbst nicht einen Geisteskranken mehr, als ein halbes Jahrhundert zuvor. Ich werde später den Zeitraum bestimmen, wo die Zahl der Geisteskranken in den Hospitälern sich scheinbar vermehrt hat.

In welchem Lande waren die Leidenschaften mehr entfesselt, als in Spanien seit dem ersten Einfall der Franzosen? Und dennoch fand man im Jahre 1817 nicht, dass die Zahl der Geisteskranken sich vermehrt habe; denn aus genauen, ganz sicheren Angaben, die ich vor mir liegen habe, weiss ich, dass sich am Ende des Jahres 1817 nur 509 Geisteskranke in den Hospitälern von Madrid, Cadix, Valencia, Toledo, Barcelona, Tarragona, Saragossa und Cordova befanden.

Dr. Anceaume besuchte im Jahre 1818 Italien, und wollte dort Untersuchungen über den Zustand der Geisteskranken machen. Nirgends hörte er, dass sich die Anzahl dieser Kranken vermehrt habe, und nirgends hatte man sich in Italien, mit Ausnahme von Florenz und Aversa, mit der Verbesserung des Zustandes dieser Unglücklichen beschäftigt.

L. Valentin, dieser unermüdliche Beobachter, spricht in seiner medizinischen Reise, die er im Jahre 1820 nach Italien machte, auch von den Geisteskranken. Er giebt die Anzahl der Geisteskranken an, die sich damals in dem Hospital jeder Stadt befanden; er giebt Rechenschaft von der Zahl der geisteskranken Männer in Beziehung zu der der geisteskranken Frauen, und Valentin würde nicht vergessen haben, von der Vermehrung der Geisteskranken in Italien zu sprechen.

Obgleich also die politischen Erschütterungen die Anzahl der Geisteskranken weder in Frankreich, noch in Spanien und Italien vermehrt haben, so kann man doch daraus schliessen, dass die politischen Bewegungen, die Reiche erschüttern und die Leidenschaften erregen, auf unsere Vernunft nach Art der allgemeinen Ideen, die in jedem Jahrhundert die Geister beherrschen, einwirken. Es sind nicht die praedisponirenden Ursachen, sondern die excitirenden, die diese oder jene Leidenschaft hervorrufen, diesen oder jenen Character der Geisteskrankheit aufprägen, aber auch sie sind von temporärem Einfluss. Wenn die Geisteskrankheiten, die durch die geselligen Leidenschaften hervorgerufen werden, heut zu Tage zahlreicher in Frankreich sind, so findet man dagegen die Form der Geisteskrankheit, die durch Liebe oder religiösen Fanatismus hervorgebracht wird, seltener; und wenn man in neuerer Zeit mehr Selbstmorde findet, so kommt dafür die Dämonomanie fast gar nicht mehr zum Vorschein.

Wenn die geselligen Aufregungen die grosse Zahl der Geisteskranken, über die man erschrickt, hervorbringen würde, so hätte diese Ursache während der Restauration ihren Einfluss auf

einen sehr geringen Theil der Bevölkerung ausgeübt; denn nie war die Volksmasse ruhiger und weniger zur Aufregung geneigt, und dennoch wurde eine Vermehrung der Geisteskranken in den untern Klassen sowohl, als in den höheren wahrgenommen.

Man muss slso nicht in dem Studium der durch die Umstände modificirten Ursachen der Geisteskrankheit die uns gestellte Frage aufzulösen suchen, und in der That haben die englischen Aerzte auch den Zuwachs der Geisteskranken bei ihnen uns ganz fremden Ursachen zugeschrieben. Die Deutschen erläutern diese Frage durch Erklärungen, die weder in England, noch in Frankreich anwendbar sind, während man bei uns den Umständen schuld giebt, die weder in England, noch in Deutschland statt gefunden haben. *)

Dennoch vermehrt sich die Zahl der Geisteskranken überall, die Hospitäler sind überfüllt, die Armendirectionen schreien über diesen Zuwachs der Bevölkerung und die dazu erforderlichen Ausgaben. Was ist denn nun die Ursache dieses Zuwachses? Besteht diese Vermehrung wirklich, oder ist sie nur scheinbar? Um darüber zu urtheilen, genügt es, Thatsachen aufzustellen.

Als man auf die beste Abhandlung über den Croup einen bedeutenden Preis setzte, wurde der Croup mit allgemeiner Vorliebe studirt. Diese Krankheit wurde von allen Aerzten untersucht, alle Kinder starben am Croup, und die Mütter befürchteten bei ihnen nur den Croup. Die Furcht vor dem Croup wich dem Schrecken, den die Gehirnentzündungen und die Gehirnwassersuchten verursachten. Diese Krankheiten schienen sich vermehrt zu haben, weil man sie besser studirte, und mehr davon sprach. Eben so war es mit den Krankheiten des Herzens, als Corvisart seine gelehrten klinischen Vorlesungen in der Charité hielt.

Der Verfasser des Werkes: *Institution des sourds et muets* (1776) beginnt das erste Kapitel mit folgender Frage: Warum sieht man heut zu Tage mehr Taubstumme, als früher? — Werden seit dreissig Jahren mehr taubstumme Kinder geboren? — Die Stadt Paris enthält deren eine grosse Anzahl; man meldet von allen Seiten der Provinz Taubstumme an, und wir hören, dass es auch viele in andern Ländern giebt. Ich glaube, antwortet der Verfasser, dass dieses Gebrechen immer im Verhältniss mit den übrigen Uebeln stand, und wenn es jetzt scheinbar mehr Taubstumme giebt, so kommt es wohl nur daher, weil man bis jetzt die taubstummen Kinder förmlich von der Gesell-

*) *Recherches sur l'état actuel en Allemagne des doctrines médico-légales, relatives aux aliénations mentales, par Taufflieb.* (*Annales d'Hygiène publique et de Médicine légale.* 1835. *T. XIV. p.* 154.)

schaft ausschloss. Man hielt das Uebel für unheilbar, und die Eltern glaubten sich entehrt, ein taubstummes Kind zu haben, und glaubten ihre Schuldigkeit zu erfüllen, wenn sie dem Kinde die zum Unterhalte nöthigen Nahrungsmittel geben, es für immer den Augen der Welt entziehen, und es in Pension in ein Kloster oder ein unbekanntes Haus geben. Heut zu Tage aber schliesst man die Taubstummen nicht mehr ein, u. s. w.

Was der Abbé de l'Epée vor 50 Jahren von den Taubstummen sagte, kann man heut zu Tage vollkommen auf die Geisteskranken anwenden. Diese Unglücklichen wurden als Opfer der Vorurtheile, der Unwissenheit für unheilbar gehalten, aus der Gesellschaft verbannt, und in Gefängnisse eingeschlossen. Als Pinel die Ketten der Geisteskranken zerbrach, begann eine neue Aera für diese unglücklichen Kranken; sie wurden wie Kranke behandelt, man interessirte sich speciell für sie, die bestandenen Vorurtheile verminderten sich, man hoffte sie heilen zu können, und rief die Hülfe der Aerzte herbei. Hierdurch machte das Studium der Geisteskrankheit grosse Fortschritte, man suchte neue Heilmethoden und veränderte sie nach den besser erkannten Ursachen und besser abgeschätzten Symptomen. Heut zu Tage wendet man neben den pharmaceutischen Hülfsmitteln noch die psychischen Heilmittel an, die man ehemals gar nicht kannte, und die von grösserem Erfolge sind, als man es im Allgemeinen denkt.

Die von allen Seiten eingesandten Thatsachen beweisen die glücklichen Wirkungen, die die neuen Prinzipien bei der Behandlung der Geisteskrankheit ausüben.

v. Pastoret *) giebt folgende Resultate von der Behandlung der Geisteskranken in der Salpetrière und im Bicêtre an. Von dem 1sten Januar 1804 bis zum 1sten Januar 1814 wurden 3943 Geisteskranke beiderlei Geschlechts in diesen beiden Hospitälern aufgenommen, und hiervon mehr als die Hälfte, 2149 als geheilt entlassen.

Desportes, Mitglied der Verwaltungs-Commission der Hospitäler von Paris, sagt, dass in der Salpetrière und im Bicêtre ein Drittel der von 1801 bis 1833 aufgenommenen Geisteskranken aus diesen beiden Häusern als geheilt entlassen worden sind, und wenn Desportes hierbei die Idioten, Epileptischen und Greise, die in Verwirrtheit verfallen waren, abgerechnet hätte, so hätten die Heilungen die Hälfte der Aufnahmen überstiegen. Diese Resultate müssen die Familie, die betrübt ist, einen geisteskranken Verwandten zu haben, trösten; und wo giebt es auch in der That eine

*) *Rapport au conseil général des hospices sur les hôpitaux et hospices de Paris.*

heftige chronische Krankheit, bei der der Arzt zahlreichere Heilungen bewirkt?

Wenn man zu den in den beiden Hospitälern zu Paris erlangten Resultaten noch die Heilungen, die in Charenton und in mehreren Anstalten des Departements bewirkt wurden, hinzufügt, so muss man eingestehen, dass die Behandlung der Geisteskrankheit grosse Fortschritte gemacht, dass heut zu Tage eine grosse Anzahl von Geisteskranken genesen, während ehemals die Heilung der Geisteskrankheit für eine merkwürdige Erscheinung galt.

Die glücklichen Anstrengungen der Medizin, die glücklichen Erfolge, welche sie täglich erhält, haben eine grössere Anzahl von Aerzten dazu bestimmt, sich mit dem Studium der Geisteskrankheit, wie schwierig es auch sein mag, zu beschäftigen. Die unglücklichen Kranken, die noch vor einem halben Jahrhundert eingeschlossen, angekettet, geschlagen wurden, werden heut zu Tage mit Interesse, Einsicht und Sanftmuth gepflegt und durch mehrere Aerzte behandelt. Und hierin liegt ohne Zweifel eine der ersten Ursachen, weshalb man behauptet, dass die Zahl der Geisteskrankheit sich merklich vermehrt hat und noch täglich vermehre; denn seitdem die Geisteskranken den äussern Einflüssen entzogen sind, die ihre Existenz verkürzten, leben sie, wie natürlich, eine längere Reihe von Jahren.

Der glückliche Impuls, der zu Gunsten der Geisteskranken gegeben war, machte sich sogleich in Paris fühlbar; die Verwaltung verbesserte die Wohnungen, das Regimen, den ärztlichen Dienst, und Bicêtre, die Salpetrière und Charenton füllten sich mit Geisteskranken. Ihre Bevölkerung hat sich seit dem Jahre 1792 mehr als verdreifacht, und dasselbe fand zu Rouen, Nantes, Lyon und Bordeaux statt; denn bis dahin kamen in die Salpetrière und in den Bicêtre nur die sehr geringe Anzahl von wüthenden Geisteskranken, die als nicht geheilt aus dem Hôtel-Dieu entlassen wurden, da man aus Abscheu vor diesen Häusern einen andern Kranken nicht hingeben wollte.

Diese heilsamen Reformen erstreckten sich, wie gesagt, auch über die übrigen grossen Städte Frankreichs, wo man den Zustand der Geisteskranken verbesserte, worauf denn auch diese Kranken in grösserer Anzahl herbeikamen.

Im Jahre 1817 schenkte der Minister des Innern diesem Gegenstande eine besondere Aufmerksamkeit. Eine Commission wurde erwählt, um den Zustand der Geisteskranken zu verbessern, Instructionen wurden nach den Departements geschickt, Befehle gegeben, um diese Unglücklichen den Gefängnissen zu entreissen, in denen sie mit Uebelthätern und Verbrechern vermischt waren. In allen Departements wurden mehr oder minder beträchtliche

Ausgaben gemacht, und in mehreren verbesserte man die alten Anstalten und richtete anch neue ein. Ueberall wurden die Geisteskranken auf das Regimen der armen Kranken gesetzt, Aerzte wurden mit ihrer Behandlung beauftragt, und endlich erweckte die Sorgfalt, die man auf diese verlassen gewesenen Unglücklichen verwandte, Hoffnungen in der Familie, sie regte mächtig das öffentliche Interesse zu Gunsten der Geisteskranken an, und zog eine grosse Anzahl derselben in die Hospitäler. Seit der Zeit glaubte man, dass die Zahl der Geisteskranken sich wirklich vermehre, aber man dachte nicht daran, dass ihre Verwandten, da sie von dem Aufenthalte in den Hospitätern nichts mehr zu befürchten hatten, es eben so in den Provinzen machen, wie in Paris. Sie vertrauten ihre Kranken den öffentlichen Anstalten an, da sie sicher waren, dort eine gute Behandlung zu finden. Uebrigens geschah es in Paris, wie in der Provinz, was stets geschehen wird, wenn man Anstalten verbessert; die Menschen gingen dahin, wo sie sich, sei es während der Gesundheit oder Krankheit, besser zu befinden glaubten, und wir sahen das nur für die Geisteskranken in Erfüllung gehen, was man jedes Mal beobachtet hat, wenn man irgend eine Abtheilung der öffentlichen Unterstützung verbesserte.

Wenn das Hôtel-Dieu, sagt Bailly, im Namen der Academie sprechend, nicht ein Schreckensort für die Armen wäre, so würde die Zahl der Kranken sich dort sehr vermehren. Aber, wird man uns sagen, wenn diese Verbesserung der Wohnungen, des Regimens, der ärztlichen Behandlung die Ursache der Vermehrung der Geisteskranken in den Hospitälern wäre, warum haben sich nicht auch die Aufnahmen in den Hospitälern von Paris so bedeutend vermehrt, die seit mehr als dreissig Jahren so merklich verbessert wurden? Weil die häuslichen Hülfsquellen, Kranke zu pflegen, beträchtlicher geworden sind und besser verwaltet werden, und weil man heut zu Tage in den Hospitälern nicht mehr Faulenzer aufnimmt, und die Aufnahme bei den Geisteskranken leicht geblieben ist, und wegen der guten Behandlung sich hier Individuen melden, die eigentlich gar nicht aufgenommen werden sollten. Es giebt Arme, die eine Geisteskrankheit simuliren, um in unsere Hospitäler zu treten. Oft bringt man Kranke, selbst von den Hospitälern, hin, die nur ein fieberhaftes Delirium haben, und die Taugenichtse, die während der Betrunkenheit die öffentliche Ordnung stören, werden uns auch durch die Polizei zugeschickt.

Ich sagte schon, dass man ehemals in den Hospitälern nur wüthende Geisteskranke hatte, oder auch solche, die die öffentliche Ordnung störten. Man sah früher nie in den Irrenanstalten diese grosse Anzahl friedliebender Monomaniaci, Greise und Para-

lytische, die heut zu Tage die Masse der Bevölkerung dieser Hospitäler ausmachen. Sobald ein Greis, Mann oder Frau, irgend eine Störung der Verständniss zeigt, sobald er, wie man im gewöhnlichen Leben sagt, kindisch wird, bringt man ihn in die Irrenanstalt. Hiergegen sträubt sich nicht die Liebe, die Achtung des Sohnes gegen seinen alten Vater, da er weiss, dass er dort die beste Pflege erhält; während vor 50 Jahren ein solcher Entschluss empörend gewesen sein würde, und die öffentliche Meinung den Sohn verfolgt hätte. Heut zu Tage gehört zu solchem Entschlusse nicht viel; die Vorurtheile gegen die Hospitäler haben aufgehört.

Diese Bevölkerung von Greisen und Paralytischen, die hauptsächlichste Ursache der Anhäufung und der grossen Sterblichkeit der in den Pariser Hospitälern aufgenommenen Geisteskranken, die man auch später in allen Anstalten wahrgenommen hat, wuchs so schnell, dass sie schon im Jahre 1838 die Hälfte ausmacht, während sie 1815 nur ein Viertel und vor 50 Jahren gar nur ein Zehntel betrug. Auch hat das Ansehen der Irrenanstalten sich gänzlich verändert. Man fand sonst darin nur wüthende Maniaci oder noch gefährlichere Monomaniaci, während heut zu Tage die Hälfte ihrer Bevölkerung aus paralytischen Geisteskranken oder aus Verwirrten aus Alterschwäche und unschädlichen Monomaniacis besteht.

Ich habe nun die Ursachen der vermehrten Anzahl der Geisteskranken in den Hospitälern Frankreichs, und den Zeitpunkt, wo dieser Zuwachs begann, angegeben. Die Geisteskranken haben sogleich die Anstalten angefüllt, als diese für sie bequemer eingerichtet wurden, als man sie besser pflegte und die Aerzte mit ihrer Behandlung beauftragt wurden. Dieser Zuwachs in den öffentlichen Hospitälern hat Jeden befremdet, und man hat, ohne die Sache genau zu untersuchen, geglaubt und wiederholt gesagt, dass die Anzahl der Geisteskranken sich auf eine schreckliche Weise vermehre. Alte Listen fehlen uns leider, um direct beweisen zu können, ob es heut zu Tage mehr Geisteskranke als vor funfzig Jahren giebt. Die vorhergehenden Betrachtungen scheinen mir zu beweisen, dass diese Vermehrung nur scheinbar und nicht wirklich sei.

Hier drängt sich natürlich die Frage auf: Wie verhält sich die Zahl der Geisteskranken zu der der Bevölkerung? Um diese Frage zu lösen, müsste ich genau bearbeitete statistische Werke haben, und diese fehlen überall, ausser in Norwegen. Im Jahre 1825 befahl der Storthing, dass in ganz Norwegen eine Statistik über die Geisteskranken aufgenommen werden solle. Das Resultat

dieser Untersuchungen wurde durch den Dr. Holtz veröffentlicht. *) Der Dr. Halliday machte im Jahre 1829 eine Statistik der Geisteskranken in England und Schottland bekannt. **) Dr. Brière de Boismont untersuchte die Zahl der Geisteskranken in zwanzig italienischen Anstalten, die in den grössten italienischen Städten waren, und die er im Jahre 1830 besuchte. ***) Bei einer Reise, die ich in demselben Lande 1833 machte, fand ich 1,100 mehr, als der Dr. Brière angab, aber beide Untersuchungen sind nicht genau, da viele Geisteskranke sich bei ihren Familien befinden, und eben so ist es mit meinen Angaben über Frankreich, wo die Zahl auch nicht ganz genau sein kann, da uns noch eine gute Statistik der Geisteskranken Frankreichs fehlt. Wollten wir aus der Zahl der Geisteskranken, die sich in dem Departement der Seine befinden, auf die Zahl der übrigen Geisteskranken in ganz Frankreich schliessen, so würden wir hierbei einen grossen Irrthum begehen, da Geisteskranke aus allen Departements nach Paris kommen. In diesen Irrthum verfielen Burrows und Casper, die da fanden, dass das Verhältniss der Geisteskranken in dem Departement der Seine sich zur Bevölkerung dieses Departements wie 1 : 350 verhalte, und hieraus schlossen, dass es in Frankreich mehr Geisteskranke als irgendwo gäbe. Ich lasse hier eine kleine statistische Uebersicht folgen, die als Anregung zu einer allgemeinen Statistik dienen möge.

Tabelle

der Zahl der Geisteskranken in verschiedenen Ländern.

Länder.	Zahl der Geisteskranken.	Bevölkerung.	Verhältniss.
England	17,222	12,700,000	1 : 783
Wallis	895	817,148	1 : 911
Schottland	3,651	2,093;454	1 : 573
Rheinprovinzen (Jacobi)	2,015	2,067,104	1 : 1,000
New-York	2,240	1,616,458	1 : 721
Norwegen	1,909	1,051,318	1 : 551
Frankreich	25,000	36,000,000	1 : 1,750
Italien	4,541	16,779,000	1 : 3,785

*) *Statistique des aliénés de la Norwège.* (*Annales d'Hygiène et de Médicine légale.* 1830. *Bd. IV. S.* 332.)

**) *Letter to Lord R. Reymour, with a report of the number of Lunatics and Idiots in England and Wales. London.* 1829.

***) *Des établissemens d'Aliénés en Italie.* (*Journal complémentaire des sciences médicales. Bd.* 43.)

Aus diesen verschiedenen Verhältnissen muss man schliessen, dass die Anzahl der Geisteskranken im Vergleich zur Bevölkerung sich wie 1 : 550, 1 : 1500 und 1 : 3785 verhält, und dass es in Norwegen und Schottland weit mehr Geisteskranke giebt, als in Frankreich, England und Italien. Dieser Unterschied entsteht dadurch, dass Norwegen und Schottland Gebirgsländer sind, wo es weit mehr Idioten als in den Ebenen giebt. Diese Thatsache beweist, dass die Idiotie, die man nicht mit der Geisteskrankheit verwechseln darf, vom Boden und den materiellen Einflüssen abhängt, während die Geisteskrankheit durch die Gesellschaft, intellectuelle und psychische Einflüsse erzeugt wird. Bei der Idiotie sehen wir die Entwickelung der Organe, folglich auch die Manifestation der Intelligenz verhindert, während bei der Geisteskrankheit das überreizte Gehirn seine physiologischen Kräfte überschritten hat.

Abhandlungen
über die
Geisteskrankheiten in Beziehung zur gerichtlichen Medizin.

XX.
Abhandlung über die Isolirung der Geisteskranken.

(Vorgelesen am 1sten Octbr. 1832.)

Die durch die Täuschungen ihrer Sinne und Hallucinationen betrogenen, durch das Delirium ihrer Leidenschaften fortgerissenen und durch die Ohnmacht, ihre Aufmerksamkeit zu leiten, getäuschten Geisteskranken begehen oft Handlungen, die verbrecherisch wären, wenn sie von vollkommen geistig gesunden Personen begangen würden.

Das Glück, das Leben, die Ehre dieser Geisteskranken, ihrer Verwandten, der sie umgebenden Personen, selbst die öffentliche Ruhe würden compromittirt werden, wenn man die Geisteskranken nicht unschädlich machte, indem man sich ihrer Person versichert.

Die Dispositionsfähigkeit ist ein so heiliges Recht, dass man erstaunt, dass Aerzte und besonders Gesetzgeber nicht auf eine positive Weise die Fälle angegeben haben, in denen ein Geisteskranker seine Freiheit geniessen kann, und in denen diese Freiheit aufhören muss. Man ist erstaunt, dass die allgemeinen Landesgesetze nicht Regeln vorgeschrieben haben, wie man sich in einem solchen Falle benehmen soll.

Alle Gesetzgebungen schreiben die Festsetzung der Geisteskranken, die die öffentliche Ruhe stören, vor, aber hierbei scheint

mehr auf die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung, auf die Bewahrung des Vermögens des Bevormundeten gesehen worden zu sein, als auf die Freiheit des Kranken und das unmittelbare Interesse, welches sein Gesundheitszustand erheischt. Bevor die Vormundschaft durch die Familie verlangt wird, bevor sie ausgesprochen ist, ist der Geisteskranke seiner Freiheit, der Verwaltung seines Vermögens beraubt, bei sich oder in einem fremden Hause eingesperrt, um traurigen Handlungen, die er begehen könnte, vorzubeugen, oder um ihm die Pflege zukommen lassen zu können, die er meist nicht annehmen will. Diese ganze Handlung ist gegen das gemeine Recht, und alle Gesetzgebungen sagen nichts darüber, was man mit Geisteskranken beim Beginn der Krankheit bis zum Ausspruch der Bevormundung thun soll. Hier ist eine Lücke auszufüllen. Sollte wohl diese Lücke durch die Gleichgültigkeit der alten Gesetzgeber gegen die individuelle Freiheit entstanden sein, oder durch die Schwierigkeiten, die ein ähnliches Gesetz darbietet?

Die Isolirung der Geisteskranken besteht darin, dass man den Kranken seinen Gewohnheiten entzieht, indem man ihn von dem Orte, den er bewohnt, entfernt, ihn von seiner Familie, seinen Freunden, seinen Dienern trennt, ihn mit Fremden umgiebt, mit einem Worte, indem man seine ganze Lebensart ändert.

Der Zweck der Isolirung ist die fehlerhafte Richtung der Intelligenz und der Neigungen der Geisteskranken zu modificiren; und sie ist das energischste und gewöhnlich das nützlichste Mittel zur Bekämpfung der Geisteskrankheit.

Die Isolirung betrifft die theuersten Rechte des Kranken als eines Familienglieds und eines Staatsbürgers. Sie widerspricht seinen Wünschen und beraubt ihn seiner bürgerlichen Rechte und seiner persönlichen Freiheit. Beleuchten wir zuerst die Isolirung vom medizinischen Standpunkte und aus dem Verhältnisse zur Gesundheit des Individuums, und dann wird es leichter sein, die Rechtsprinzipien anzugeben, und das zu bezeichnen, was der Gesetzgebung über einen so wichtigen Gegenstand fehlt. Wenn die Isolirung zur Heilung und Erhaltung des Geisteskranken unumschränkt nothwendig ist, so muss sie durch das Gesetz autorisirt werden. Wenn die Heilung aber nicht immer die Isolirung erfordert, so darf auch das Gesetz nur die Isolirung mit Einschränkung zugestehen.

Diese Frage ist sehr wichtig, denn es giebt allein in Frankreich mehr als 15,000 Individuen, die ihrer bürgerlichen und politischen Rechte, ihrer Freiheit ohne eine gesetzliche Autorisation beraubt sind. — Was lehren uns Thatsachen und die Erfahrung über die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Isolirung?

§. 1.
Von der Nothwendigkeit der Isolirung.

Schon die Alten hatten die Vortheile einer speciellen Behandlung der Geisteskranken eingesehen, und Cullen hat unter den Neueren über die Nothwendigkeit, diese Kranken von ihren Verwandten und Freunden zu trennen, gesprochen. Willis liess die Zimmer des Königs Georg III. anders meubliren, entfernte seine Hofleute und seine Diener, und liess ihm durch fremde Bedienten aufwarten. Auch versicherte er, dass die Geisteskranken des Continents, die seine Hülfe in Anspruch nehmen, eher genesen, als seine Landsleute.

Alle deutschen, englischen und französischen Aerzte, die sich mit dem Studium der Geisteskrankheiten beschäftigten, rathen die Isolirung der Geisteskranken an, und stimmen alle über den grossen Nutzen derselben überein.

Die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Isolirung wird noch mehr empfunden werden, wenn man wohl überzeugt ist, dass die Geisteskranken weder ihrer ganzen Sensibilität, noch Intelligenz beraubt sind; denn die Maniaci, und selbst die Wüthenden denken und urtheilen noch, und wenn man die Verbindungen ihrer Urtheile analysirt, wenn man tiefer in ihr Herz dringt, ihre Bestimmungen erforscht, so begreift man, weshalb sie hassen, lieben, weshalb sie dieses thun, jenes unterlassen, und erlangt die Ueberzeugung, dass die Geisteskranken nicht so unverständige Menschen sind, als es die Menge glaubt.

Wie viele Geisteskranke giebt es nicht, die lange und heftig gegen ihre Verirrungen, gegen ihre Exaltation, gegen ihren traurigen Trieb gekämpft haben, ehe sich ihr Delirium durch irgend eine Handlung offenbarte. Die folgende Beobachtung zeigt, bis zu welchem Punkte ein Geisteskranker sein Delirium verbergen kann. Und kann man ihm eine Intelligenz absprechen, wenn er seinen Zustand den Personen, mit denen er lebt, verheimlichen kann?

Ein 55jähriger Kaufmann, der von starker Constitution war, einen sehr umgänglichen Character hatte, war als Kaufmann in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens gekommen. Er hatte eine starke Familie, und hatte einige häusliche Unannehmlichkeiten, die aber für jeden Mann leicht zu ertragen waren. Seit ungefähr einem Jahre hatte M. ein grosses Geschäft für einen seiner Söhne eingerichtet; kurze Zeit darauf wurde er thätiger, und bezeugte gegen seine Gewohnheit eine grössere Freude an seinen wachsenden Vermögensumständen.

Eines Tages, als M. ausgegangen war, kommt ein Kaufmann zu ihm, bringt zwei Portraits und verlangt dafür den behandelten

Preis von 50 Louisdors. Der Sohn des Kranken nimmt die Portraits nicht an. Als der Vater zurückkehrt, sprechen die Kinder von den Bildern und von der Spitzbüberei des Kaufmanns. M. wird hierüber ärgerlich, versichert, dass die Bilder herrlich seien, dass sie nicht theuer sind und dass er sie kaufen will. Am Abend beginnt er diesen Streit von Neuem, wird hierbei heftig, droht, und das Delirium bricht aus. Gleich am folgenden Tage wird M. meiner Behandlung anvertraut, und seine Kinder, die aufs heftigste durch die Krankheit und den Ankauf des Vaters erschreckt waren, untersuchen seine Handlungsbücher, finden diese in einem fürchterlich unordentlichen Zustande und ein bedeutendes Deficit in der Kasse. Alle diese Unordnungen fanden schon seit sechs Monaten statt, und wäre diese Streitigkeit nicht dazwischen gekommen, so wäre eins der achtbarsten Handlungshäuser compromittirt gewesen, da in einigen Tagen ein Wechsel von einer bedeutenden Summe präsentirt werden sollte, zu dessen Bezahlung gar keine Anstalten getroffen worden waren.

Es giebt Individuen, die, sobald sie ihre Wohnung verlassen, ihre Vernunft wieder erlangen, und die sie wiederum verlieren, sobald sie in ihr Haus treten. Ich sah in der Salpetrière mehrere Frauen, die nur im Hospitale verständig waren, und die, sobald sie sich bei ihrer Familie befanden, sehnlichst baten, wieder in die Anstalt zu treten, da sie fühlten, dass ihr Delirium wieder beginne. Dasselbe fand ich auch in Charenton.

A., 47 Jahr alt, von sanguinisch-nervösem Temperament, litt häufig an Hämorrhoiden, die seit einiger Zeit nicht flossen. Er war gewohnt, sich häufig Blutegel an den After setzen zu lassen, um hierdurch Kopfschmerzen, an denen er litt, zu vertreiben. Er machte bis zum Jahre 1830 gute Geschäfte, und war innerlich ganz glücklich. Von dieser Zeit an ward er oft trübe gestimmt, und strengte sich sehr an, um sein Geschäft aufrecht zu erhalten. Nach einem geringen Verlust wird er traurig, verfällt in Melancholie. A. weint heftig und wiederholt unaufhörlich, dass er verloren ist, und macht am folgenden Tage mehrere Versuche, sich selbst das Leben zu nehmen. Nach sechs Tagen wurde der Kranke nach Paris gebracht und meiner Behandlung anvertraut. Gleich nach seiner Ankunft hören die Versuche zum Selbstmorde auf, und der Kranke scheint ganz vernünftig zu sein. Er sagte mir: «Der Eindruck, den ich empfunden habe, als ich in ein fremdes Haus gebracht wurde, hat mich geheilt.» Und in der That konnte auch sein Schlaf, Appetit, seine folgerechte und zuweilen heitere Unterhaltung seine Heilung glauben lassen. Drei Wochen schienen zur Reconvalescenz hinreichend. Seine Frau und sein Sohn holten ihn ab, und er brachte noch zwei Tage in Paris zu, verrichtete dort noch einige

Geschäfte und reiste dann nach der Provinz ab. Kaum war er zu Hause, so fühlte er denselben Trieb zum Selbstmorde wieder, kam hierauf nach Paris zurück, blieb hier einige Tage, ordnete einige Geschäfte, und reiste vollkommen gesund wieder ab. Als er in seinem Hause wieder angekommen war, machte er von Neuem Versuche, sich das Leben zu nehmen, und nichts konnte ihn hier bewegen, seinen traurigen Trieb zu besiegen. Er brachte mehrere Tage zu, ohne Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, band sich mit einem Stricke, wollte sich erhängen, täuschte dann die Wachsamkeit seiner Verwandten, und stürzte sich in einen Fluss. Hierauf wird er sogleich mit einer Zwangsjacke in den Wagen gesetzt, und, von seiner Frau begleitet, nach Paris gebracht, wo er auf dem Wege noch, ungeachtet der Zwangsjacke, alle mögliche Versuche zum Selbstmorde machte. Als der Kranke nach Paris gebracht und von Neuem isolirt wurde, war er vollkommen verständig, und machte während der sechs Wochen seiner Isolirung keinen Versuch, sich das Leben zu nehmen Ich frage ihn, weshalb er nicht seinen traurigen Antrieb zu Hause eben so gut wie in Paris zügeln könne, und er versichert mir, dass er jetzt vollkommen gesund sei, dass er darauf bestehe, nach Hause zurückzukehren, da er ohne seine Frau und seinen Sohn der unglücklichste aller Menschen sei und so nicht leben könne. Aber, sagte ich ihm, wenn Sie hier so unglücklich sind, warum versuchen Sie nicht, sich das Leben zu nehmen, um so mehr, da Sie hier doch nicht daran verhindert werden? «Ich weiss es nicht,» erwiderte er, «aber ich bin geheilt; lassen Sie mich nur abreisen.» Der Kranke genoss die grösste Freiheit, und nirgends war scheinbar eine Vorsicht genommen, um ihn zu verhindern, sich das Leben zu nehmen, jedoch hatte er nie einen Versuch dazu gemacht. Niemals hatte er irre gesprochen, und nie wollte er mir gestehen, warum er in seinem Hause sich das Leben nehmen wolle, während er doch in der Fremde nie daran denke. Als er zum vierten Male zu seiner Familie zurückkehrte, traten dieselben Erscheinungen mit derselben Heftigkeit wieder ein; später bekam er aber wichtige Geschäfte, womit seine unglücklichen Ideen aufhörten.

Die Sensibilität der Geisteskranken ist gestört. Diese Kranken stehen mit der äussern Welt nur in anomalen, folglich schmerzhaften Verhältnissen; Alles schmerzt, verwundet sie, Alles ist ihnen verhasst. Da sie immerwährend mit ihrer Umgebung in Opposition stehen, da sie das, was man ihnen sagt, nicht verstehen, und die Vernunftschlüsse nicht begreifen, so schliessen sie daraus, dass man sie täusche, und halten die offenste, ernsthafteste und liebevollste Sprache für Beleidigung oder Ironie. — Die Wachsamkeit, die ihr Zustand erfordert, scheint ihnen eine uner-

trägliche Verfolgung; mit einem Worte, der Geisteskranke ist im höchsten Grade argwöhnisch, und dies bemerkt man sogar bei den Maniacis, die so kühn und verwegen zu sein scheinen. Dieses Symptom, das durch eingebildete oder wirkliche Widersprüche, durch eine unpassende Behandlung zunimmt, vermehrt sich noch immer mehr bei fortschreitender Krankheit, weil noch eine grössere Störung oder Schwächung der Intelligenz eintritt. Es giebt der Physiognomie der Geisteskranken einen spezifischen Character, der besonders in der Melancholie und in der Verwirrtheit hervortritt, wenn diese noch nicht die letzte Stufe erreicht hat.

Das Misstrauen ist allen schwachen Geistern eigen. Alle Völker, deren Intelligenz wenig entwickelt ist, sind misstrauisch. Der geschwächte Mensch, der Greis ist misstrauischer als der Mann, der in der Blüthe seiner Jahre steht; grosse Künstler, Gelehrte, Weise sind sehr zuvorkommend. So gross ist also die moralische Kraft, die durch die Cultur des Geistes, durch entwickeltere Verstandeskräfte erzeugt wird. Ungeachtet des Misstrauens sind die Geisteskranken durchaus unvorsichtig; sie sorgen nicht, werden durch nichts für den zukünftigen Moment beunruhigt, sondern sie erstrecken ihr Misstrauen nur auf Alles, was in dem Augenblicke geschieht. Vom Misstrauen kommen diese Kranken bald zur Furcht, zum Hasse, und dann stossen sie ihre Verwandten und Freunde zurück, empfangen gern Fremde, geben sich ihnen hin, sehen sie als Beschützer oder Befreier an, sind bereit mit ihnen zu fliehen, und verlassen ihre Wohnung, ihre Familie.

Was kann man von der Heilung dieser Unglücklichen erwarten, wenn man ihre Vorurtheile nicht zerstört? Und wer von uns hat nicht schon den Unterschied empfunden, von seinen Verwandten, Freunden oder von fremden, gänzlich gleichgültigen Menschen hintergangen zu werden? Und hier ahnt man schon den grossen Vortheil der Isolirung.

Dieser Unglückliche, der plötzlich Herr der Erde geworden, erwartet, dass ihm die gehorchen, die aus Achtung oder Liebe früher seinem Willen folgten. Seine Frau, seine Kinder, seine Bedienten sind seine Unterthanen. Dürfen sie es wagen, sich seinem Willen entgegenzusetzen? Man bringe ihn nach einem fremden Orte; da ist er ausser seinem Reiche, nicht mehr mitten unter seinen Unterthanen, und seine Illusion ist zerstört.

Die Isolirung der Maniaci ist nicht minder absolut nothwendig; die Maniaci sind ausserordentlich empfindlich, alle ihre physischen und psychischen Eindrücke reizen sie zum Zorn, und der Zorn des Deliriums ist — Wuth. Der Wüthende überlässt sich gefährlichen Handlungen; er zerschlägt, zerbricht, schlägt und tödtet. Er bewaffnet sich mit Allem, was ihm in die Hände fällt,

um sich zu rächen oder zu vertheidigen. Will man ihn zurückhalten, so wendet er Gewalt und List an. Nichts ist ihm heilig, wenn er nur die Freiheit wieder erlangen kann, die ihm Verwandte, ungerechte oder barbarische Freunde rauben wollen.

N., 27 Jahr alt, der ein sanguinisches Temperament hatte, und an Kopfschmerzen litt, macht bei sehr warmer Witterung eine Reise zu Pferde. Von Freunden seiner Familie auf dem Wege angehalten, verwahren sie ihn bis zur Ankunft seiner Verwandten in einem Zimmer. N. glaubt in eine Räuberhöhle gekommen zu sein, weil man bei seinem Eintritt in des Freundes Haus das Pferd in den Stall und seinen Mantel in Sicherheit gebracht hatte. Nach allen möglichen Anstrengungen, die Freiheit wieder zu erlangen, zündet der Kranke das Haus an, um den Händen derer zu entfliehen, die er für Diebe hält.

Wird man wohl Monomaniaci, die wilde und schreckliche Neigungen haben, bei ihrer Familie lassen? Es giebt welche, die ein blinder, instinctartiger, unwiderstehlicher Impuls antreibt. Pinel, Gall, Hoffbauer*) erzählen Thatsachen von Leuten, die durch einen krankhaften Impuls zum Diebstahl getrieben wurden. Henke und Marc**) haben Erzählungen von Brandmonomanie angeführt, und andere Schriftstellnr führen Beispiele eines Antriebes zum Morde und Selbstmorde an. Alle Aerzte sprechen von den Gefahren, die man läuft, wenn man die zum Selbstmorde geneigten Geisteskranken frei umhergehen lässt. Diese traurigen Neigungen sind zuweilen motivirt, manchmal auch ohne allen Beweggrund. Gewöhnlich treten sie mit intermittirendem Typus auf, und die Individuen, die solche Triebe haben, sind gewöhnlich in allen ihren Reden und Handlungen, die nicht zu der krankhaften Ideenreihe gehören, ganz vernünftig. Solche Monomaniaci müssen ebenfalls der öffentlichen Sicherheit wegen isolirt werden.

Zuweilrn ist auch die Ursache des Deliriums in der Familie selbst. Häuslicher Kummer, Unglücksfälle, Eifersucht, die Gegenwart von Individuen, die schwach erloschene Leidenschaften wieder aufwecken oder anfachen, rufen eine Störung der Vernunft hervor und sind unübersteigliche Hindernisse zur Heilung.

R., 27 Jahr alt, erleidet einige Unglücksfälle, und verfällt in Lypemanie mit Neigung zum Selbstmorde. Die Erhöhung des Zimmers, das er bewohnt, die Lage der Treppe seines Hauses,

*) *Médecine légale relative aux aliénés et aux sourds-muets trad. par Chambeyron. Paris.* 1827.

**) *Annales d'Hygiène publique et de Médecine légale.* 1833. *Bd. X. S.* 357. — *Mémoires de l'Académie royale de Médecine. Paris.* 1833. *Bd. III. S.* 29.

die wiederholten Besuche seiner Freunde, die sein Unglück anzusehen kommen, die Verzweiflung und Sorgfalt seiner Frau, dies alles sind Umstände, die den Kranken bestimmen, seinem Leben ein Ende zu machen. Obgleich er eingesteht, dass er hierzu keinen Beweggrund hat, dass er es für schändlich und verbrecherisch hält, sich selbst zu entleiben, so lässt er doch einen Monat hindurch kein Mittel unversucht sich das Leben zu nehmen. Als er isolirt und aus seinem Hause entfernt worden war, wohnte er par terre, von wo aus er sehr leicht in einen Garten gehen konnte, und von der Zeit an machte er keinen Versuch mehr sich zu entleiben, indem er sagte: dies würde zu nichts nützen; ich werde hier nie meinen Zweck mich zu tödten erreichen, denn man hat alle Vorsichtsmaassregeln angewandt, mich daran zu verhindern.

Eine 50jährige Dame von lymphatischem Temperament, furchtsamen Character, hatte ihre klimakterische Zeit überstanden, und war vollkommen gesund, obgleich sie seit einigen Jahren etwas eifersüchtig auf eine Niece war, die sie zu sich genommen hatte. In dieser psychischen Disposition verliert diese Dame beinahe plötzlich ein Kind, und ihr Mann wird gefährlich krank. Der Kummer, die Ermüdung machen sie mürrisch, die Gegenwart der Nichte wird ihr unerträglich. Madamn N. giebt ihr Geld unbedachtsam aus, verlässt oft ihr Haus, und beklagt sich überall, wo sie hinkommt. Endlich bricht sie in Beleidigungen aus, will ihre Nichte erwürgen, verfällt in ein allgemeines Delirium und wird wüthend, hat aber auch lichte Augenblicke. Bei Tage ist sie ruhiger als des Nachts. Der Arzt lässt Blutegel appliciren, verordnet Fussbäder und Molken. Den vierten Tag wird sie meiner Behandlung anvertraut. Ihr Gesicht ist bleich, die Lippen sind trocken, die Augen funkelnd, beweglich oder stier, die Sprache ist kurz, die Zunge belegt, das Epigastrium schmerzhaft, und sie leidet an Aufstossen und Verstopfung. Um ein Uhr des Nachts wird die Kranke plötzlich aufgeregt, verlässt ihr Bett, schreit, stösst eine Menge Verwünschungen aus, und schäumt vor Wuth. Das Gesicht ist ausserordentlich roth und der Körper von Schweiss triefend. Drei Frauen haben Mühe, sie zu bändigen. Sie macht Anstrengungen, sich den eingebildeten Gegenständen, die sie erschrecken, zu entziehen. Ich komme zu ihr, beklage mich über so viel Lärm und Störung, lasse die Frauen hinausgehen, und befehle der Kranken sich schlafen zu legen. Diese sieht mich erstaunt an, ich fixire sie und wiederhole meinen Befehl, worauf sie sich niederlegt, und den übrigen Theil der Nacht ruhig bleibt. Die folgende Nacht treten dieselben Zufälle wieder ein, und ich wiederhole dasselbe Mittel mit gutem Erfolge. In der fünften Nacht kehrt das Delirium, aber ohne Wuth, wieder. Jedes

Mal, wenn ich Sie sehe, sagte mir die Kranke, fühle ich mich beruhigt. Ich verordne lauwarme Bäder, Molken mit Nitrum und erweichende Klystiere. In der sechsten Nacht bricht die Wuth wieder aus, hört aber nach demselben Mittel auf, wie die beiden ersten Male. Uebrigens ist Madame N. den ganzen Tag hindurch ruhig, vernünftig, aber traurig. Den siebenten Tag kündige ich ihr an, dass ihre Nichte das Haus verlassen solle. Diese Nachricht wirkte, es stellte sich Schlaf ein, und die Stühle wurden leichter. Den zwölften Tag kehrt das Delirium wieder, sie ist beunruhigt, und fürchtet, dass man sie über die Abreise ihrer Nichte getäuscht habe; es tritt Schlaflosigkeit ein. Den 16ten Tag kommen die Eltern der Kranken, und bestätigen die Abreise des Gegenstandes ihrer Eifersucht. Seitdem hört das Delirium auf; nur eine geringe Unruhe und einiges Misstrauen bleibt zurück; dies hindert die Kranke aber nicht, einige Tage darauf wieder ihr Haus zu beziehen. Sie nimmt dort ihre gewöhnlichen Beschäftigungen wieder auf und ist vollkommen gesund. Nach einigen Monaten bittet sie ihren Mann um die Wiederkehr ihrer Nichte, indem sie eingesteht, dass sie krank war, als die Eifersucht in ihr erwachte.

Die der Vernunft beraubten Individuen verfallen zuweilen in Abspannung und Muthlosigkeit; sie sind so geschwächt, dass sie ihre Geistesträgheit nicht besiegen, noch ihren Widerwillen vor jeder Arbeit und Zerstreuung überwinden können. Ganz durchdrungen von dieser physischen und moralischen Schwäche machen sin sich Vorwürfe darüber, und diese sind ein Beweggrund ihrer Verzweiflung. Dieser Zustand ist um so trauriger, weil die Kranken sehen, was sie thun sollten, und Zeugen dessen sind, was Andere für sie thun.

Die Geisteskranken, die oft ihren Zustand fühlen, verlieren selten die Erinnerung an ihre Handlungen. Sie erinnern sich an alle Zufälle, die das Auftreten der Krankheit bezeichnet haben; es sind in der Regel aufbrausende, heftige Handlungen, deren Erinnerung sie aufregt. Die Reue, die Gewissensbisse werden unaufhörlich dadurch angefacht, dass sie an den Orten ihrer Verirrungen sind, und sich in Gegenwart der Personen befinden, die die Opfer ihrer Wuth waren. Weil sie sich selbst anklagen, so glauben sie, dass sie von Andern verdammt werden; deshalb wird der Eine beim Anblick seiner Frau, die er schlecht behandelt zu haben glaubt, der Andere dagegen beim Anblicke eines Freundes, dessen Glück er gefährdet zu haben glaubt, aufgeregt. Oft sind, wenn die Geisteskrankheit ausbricht, die Verdauungswerkzeuge in schlechtem Zustande; die Geisteskranken finden Alles, was man ihnen reicht, schlecht schmeckend, es mögen Getränke oder feste Nahrungsmittel sein; sie glauben, man habe sie vergiften wollen,

und klagen diejenigen deshalb an, von denen sie am meisten gepflegt worden sind. Sie werden wüthend oder niedergeschlagen, sobald sie ihre Verwandten oder die Personen, die ihnen beim Beginn der Krankheit beigestanden haben, sich nahen sehen.

Ein 21jähriger junger Mann war seit einigen Tagen melancholisch; seine Freunde führen ihn aufs Land, um ihn zu zerstreuen. Beim Mittagessen bricht plötzlich ohne irgend ein Motiv das wüthendste Delirium aus; der Kranke überhäuft seine Freunde mit Verwünschungen und will sie schlagen, indem er sie ruchlose Menschen nennt. Er wird isolirt, meiner Behandlung übergeben, und nach einer dreimonatlichen Behandlung gesund. Als sich die Krankheit ihrem Ende nahte, erwachte durch den Anblick eines seiner Freunde zuweilen die Aufregung, ja sogar die Wuth. Nachdem dieser junge Mann vollständig geheilt war, versicherte er mir, dass der Wein, als er mit seinen Freunden speiste, ihm unerträglich geschmeckt und er geglaubt habe, dass sie Gift hineingethan hätten.

Ein 46jähriger Emigrant, von sanguinischem Temperament und halsstarrigem Character, wird nach vielen Unglücksfällen festgesetzt, aber bald darauf wieder freigelassen. Durch diesen neuen Kummer verzweifelt er ganz, wird wüthend, und dieser Zustand dauert zwei Monate. Während seines Deliriums sah und sprach der Kranke von weiter nichts, als von Gefängnissen, Gendarmen, Ketten, u. s. w. Nach diesem Anfalle blieb M. melancholisch und hypochondrisch. Im folgenden Jahre brach ohne veranlassende Ursache das Delirium und die Wuth aus, und der Kranke wurde am folgenden Tage meiner Behandlung anvertraut. Obgleich sein Delirium allgemein ist, so spricht M. doch oft, wie in dem ersten Anfalle, von Gefängniss, Soldaten, u. s. w., so dass sein Delirium augenscheinlich durch die Verhaftung, die den ersten Anfall hervorgerufen hatte, unterhalten wird. Ich rede jedesmal den Kranken in sehr freundschaftlichem Tone an, reiche ihm freundlich die Hand, und erinnere an die Pflege, die ich ihm im vorigen Jahre zukommen liess. Sein Sie nicht unruhig, wiederholte ich ihm oft, Sie können auf meinen ganzen Beistand rechnen, Sie werden hier nicht zurückgehalten, und können ausgehen, wann es Ihnen beliebt. Am vierten Tage endige ich meine gewöhnlichen Ermahnungen mit den Worten: «Gehen wir mit einander spazieren,» worauf der Kranke unangekleidet mit mir gehen will. Ich bitte ihn, sich anzukleiden, und wir gehen zusammen aus. Kaum hatten wir mit einander einige Schritte gemacht, so sprach der Kranke schon folgerecht, und war vollkommen verständig, ehe wir nach Hause zurückkehrten.

Eine 50jährige Dame wurde durch eine Feuersbrunst, die im gegenüber stehenden Hause ausbrach, heftig erschreckt. Während

drei Tage und drei Nächte sah diese Dame nur Flammen, die sie und ihr Haus verschlingen wollten. Sobald sie aus ihrem Hause gebracht wurde, hörten ihre Hallucinationen und ihre Furcht sogleich auf, und die Frau war vollkommen verständig.

Die Rückerinnerungen, die der Krankheit vorangehen, haben einen grossen Einfluss auf die Ideen der Geisteskranken. Die Ideen der Geisteskranken stehen fast im steten Veehältniss mit ihren alten Gewohnheiten, mit den vergangenen Begebenheiten, mit ihren Studien, Neigungen, und mit Personen, die gar nicht mehr existiren. Diese Rückerinnerungen sind so lebhaft, dass der Geisteskranke sie wirklich vorhanden glaubt, und hierdurch werden sie aufgeregt, wüthend; sie fassen gefährliche Abneigungen gegen die Personen, über die sie sich ehemals zu beklagen hatten. Ein Offizier hasste mich, weil er fand, dass ich einem Generale ähnlich sah, der früher sehr streng gegen ihn gewesen war.

A., 40 Jahr alt, hatte in seiner Jugend mit seinem Bruder einen Streit wegen einer Erbschaft. Die Angelegenheit war gänzlich beigelegt, und die beiden Brüder lebten aufs Innigste mit einander. A. wird geisteskrank und stets wüthend, sobald er seinen Bruder sieht, den er anklagt, ihn ins Verderben gestürzt zu haben.

B., 35 Jahr alt, verfällt in Manie. Sobald er seinen Vater sieht, wird er aufgeregt und wüthend, weil dieser ihn in seiner Jugend wegen einiger Fehler heftig getadelt hatte.

Die Geisteskranken fühlen das Böse, das sie thun, und dennoch bricht ihr Delirium durch das Beisein ihrer Verwandten, die sie unglücklich machen, heftiger aus. Der Kummer, die Thränen, die eine Mutter, eine Frau, ein Sohn nicht zurückhalten können, vermehren den psychischen Schmerz des Melancholischen. Die unruhige und erschreckte Physiognomie der tief betrübten Verwandten ergreift noch mehr den vielgequälten Kranken, der in diesen Schrecken nur neuen Anlass zum Entsetzen findet.

Ich bin ein Gegenstand des Schreckens für meine Frau und meine Kinder, wiederholt mir ein während der Paroxysmen des Deliriums höchst unglücklicher Maniacus; ihr Anblick bringt mich in Verzweiflung, weil ich ihnen so viel Böses zufüge; weil mein Delirium die Personen, die mich pflegen, zwingt mich anzuketten, so führe man mich in ein Hospital. Dieser Kranke hat Paroxysmen, die drei bis vier Monate dauern, und während dieser Zeit, und selbst noch einige Wochen nachher, wollte er weder seine Frau noch seine Kinder sehen, da ihr Anblick ihn tief schmerze.

Ich sah Geisteskranke, besonders Monomaniaci, deren Ungeduld und Delirium durch die grosse Sorgfalt ihrer Anverwandten

zunahm. Ach, meine Mutter, Du quälst mich! Bei Dir werde ich nie geheilt werden! sagte ein Melancholischer, der durch die fortwährenden Fragen seiner Mutter nach seinem Gesundheitszustande beunruhigt wurde.

§. 2.

Von der Nützlichkeit der Isolirung.

Ich habe bis jetzt nur von der Nothwendigkeit der Isolirung gesprochen, und muss nun die Nützlichkeit derselben beweisen. Hierbei muss ich der innern und gegenseitigen Verhältnisse der Intelligenz mit den Neigungen der Geisteskranken erwähnen, Verhältnisse, die bei diesen Kranken nie ganz aufgehoben sind.

Jeder kennt wohl die Gemüthsbewegung, die sich unser bemächtigt, wenn wir plötzlich unsern Gewohnheiten, unsern Neigungen entrissen werden. Der Geisteskranke, der dem Einfluss der Sachen und Personen, unter denen er lebte, entzogen wird, ist im ersten Augenblicke der Isolirung sehr erstaunt, wird hierdurch in seinem Delirium erschüttert, und richtet seine Intelligenz auf die neuen Eindrücke.

Madame B., 23 Jahr alt, von nervöser Constitution, hatte einen sehr lebhaften Character, uud überstand, nachdem sie zwei Jahre verheirathet war, glücklich ihr Wochenbett. Drei Monate nachher zeigen sich Kupferfinnen im Gesicht. Ohne bekannte Ursache fürchtet sie Kupfer anzufassen, und diese Furcht vermehrt sich so, dass sie beim Anblick, besonders aber bei der Berührung des Kupfers in Ohnmacht fällt. Sie glaubt, dass ihre Kleidungsstücke Kupfer verbergen; beim Aufstehen reinigt sie sich drei Stunden lang die Haut, und verlangt, dass man sie genau untersuche; eben so macht sie es mit ihren Kleidern. Auf der Strasse fürchtet sie sich vor einem Laden vorüberzugehen, in dem Kupfer ist. Bei Tag und Nacht wird sie von Furcht, dass Stücke von Kupfer sich an sie befestigen, beunruhigt. Sie verlangt, dass ihr Mann häufig seine Kleidungsstücke wechsele, sie ausschütteln und ausklopfen lasse. Ausserdem hat die Kranke vollständigen Appetit, leidet aber an Verstopfung, ist aufgeregt, vernachlässigt ihre Kinder, ihren Hausstand, zersreut sich nicht, beschäftigt sich mit nichts. Nachdem sie so sechs Monate fruchtlos in ihrem Hause behandelt war, wird sie mir anvertraut. Sobald sie isolirt war, fürchtet sie nicht mehr das Kupfer, und denkt nur daran, dass sie von ihrer Familie getrennt ist, ja am folgenden Tage fasst sie selbst Kupfer an, und badet sich in einer kupfernen Wanne. Am folgenden Tage schreibt sie ihrem Manne einen Brief, und versichert ihm, dass sie von ihrer lächerlichen Abneigung geheilt ist. Am neunten Tage seit der Isolirung kommt der Mann und findet seine Frau

so wohl, dass er ihrem Wunsche, in ihr Haus zurückzukehren, nicht widerstehen kann. Nachdem Madame B. einen Monat vollkommen gesund gewesen war, bekommt sie dieselbe Abneigung, die sie früher gegen Kupfer hatte, jetzt gegen Talg, und braucht gegen dasselbe die schon oben beschriebenen Vorsichtsmaassregeln. Dieser neue Anfall dauert ungeachtet langer Reisen, aller möglichen Zerstreuungen und trotz der grössten Sorgfalt ihres Mannes zwölf Jahre lang. Nach dieser Zeit wird Madame B. meiner Behandlung anvertraut, und sämmtliche Symptome hören am ersten Tage der Isolirung gänzlich auf, und die Kranke war geheilt. Nachdem die Kranke einen Monat isolirt war, kehrte sie wieder zu ihrer Familie zurück, wo sie sich seit drei Monaten ganz wohl befindet. Dieses Beispiel zeigt augenscheinlich den grossen Nutzen der Isolirung.

N., 56 Jahr alt, war von sehr nervösem Temperament, und erlitt vielfaches Unglück in seiner politischen Stellung, worauf er sich den Studien ergab, und sein Gehirn durch lange geistige Anstrengungen schwächte. Im Anfange des Winters wird er von einem Anfalle von Monomanie befallen, und meiner Behandlung anvertraut. N. ist sehr gesprächig, schreibt unaufhörlich, und ist von dem Wunsche, Staatspapiere zu kaufen, beseelt, obgleich er viele Ländereien besitzt, und sich nie auf eine Speculation eingelassen hatte. Nachdem der Kranke sechs Monate behandelt worden war, und hierauf eine dreimonatliche Reise gemacht hat, ist er vollkommen wieder hergestellt. Vier Jahre später kommt N. eines Tages, und zwar wieder zu Anfange des Winters, zu seiner Frau, und sagt ihr in einem sehr zufriedenen Tone, dass er an der Börse für eine sehr bedeutende Summe Staatspapiere gekauft habe. Die Frau N's., die seit einigen Tagen bemerkt hatte, dass ihr Mann aufgeregt war und nicht schlafen konnte, bestimmt ihn, eine Reise zu unternehmen. Gleich am folgenden Tage macht er sich auf den Weg, vergisst in wenigen Tagen den Ankauf der Staatspapiere, und wird wiederum vollkommen gesund.

Die ungewohnten Eindrücke, die die Geisteskranken, wenn sie isolirt sind, aufnehmen, rufen neue Ideen hervor, brechen die falschen Ideen, die ihr Delirium characterisiren. Die neuen Eindrücke bestimmen oder erregen ihre Aufmerksamkeit, die alsdann ihre Macht über ihre Verständniss ausübt, und wenn auch die Illusionen der Sinne, die Hallucinationen nicht gänzlich zerstört sind, so ist doch ihr Einfluss wenigstens während einer kürzern oder längern Zeit unterbrochen. Da sie die Personen, von denen sie plötzlich umgeben sind, nicht kennen, da sie nicht wissen, was sie von ihnen zu denken, zu hoffen haben, so suchen die Geisteskranken den Character ihrer Mitgenossen zu studiren, um sich mit ihnen in Einklang zu setzen. Die erste Wirkung der

Isolirnng ist also, den Geisteskranken ruhiger und manchmal vernünftiger zu machen, und die ersten Augenblicke der Isolirung sind für den verständigen Arzt von grossem Werthe, da hier schon die Heilung einiger dieser Kranken beginnt.

B., 40 Jahr alt, war von sanguinisch-nervösem Temperament; er hatte einen melancholischen Character, war Handwerker und besass ein grosses Vermögen. Er war gerade mit Vorbereitungen, die zu der Einsetzung Bonaparte's gemacht wurden, beschäftigt, als er hierbei einen leichten Widerspruch erfuhr, der seine Eigenliebe verletzte. B. erlitt einen Fieberanfall, der nach 14 Tagen aufhörte. Am folgenden Tage brach Delirium, Aufregung und Wuth aus, und vier Tage später will der Kranke seine Frau und seine Kinder tödten. Sein Arzt brachte ihn in einer Privatanstalt unter und bat mich, ihn zu behandeln. Der Kranke wohnte hier zu ebner Erde in einem Zimmer, wo sich nur sein Bett befand. Er war in dem Zimmer allein und wurde durch Bedienten, die draussen standen, bewacht. Der Kranke, der heftig schwitzte, war schlaflos, aber ruhig, und gerieth am folgenden Morgen in Zorn, weil man ihn für geisteskrank hielt. Von Zeit zu Zeit brach sein Delirium wieder aus. Während der Paroxysmen ist der Kranke sehr gesprächig, zuweilen aber auch traurig, niedergeschlagen. In der dritten Nacht schläft er, und verlangt am vierten Tage nach seiner Isolirung seine Frau und seine Kinder zu sehen. Am neunten Tage empfängt er den Besuch seiner Frau, nimmt sie zärtlich auf, und legt über die Ursachen seiner Krankheit vollkommen Rechenschaft ab. Er ist zwar noch ein wenig geschwätzig, aber es ist keine Spur von Delirium mehr vorhanden. Er wird noch an demselben Tage entlassen, aber anstatt aufs Land zu gehen, wie es verabredet war, kehrt er nach seiner Wohnung zurück. Kaum ist er in derselben, so wird er aufgeregt, macht seiner Frau Vorwürfe und erklärt, dass er seinen Arzt, einen seiner alten Freunde, nicht mehr sehen wolle. Kurze Zeit darauf beruhigt er sich, erkundigt sich nach seinen Geschäften, und beschäftigt sich mit denselben, als wenn er nie krank gewesen wäre. Am folgenden Morgen geht er zu einem Notar, sagt ihm, dass er sich wolle scheiden lassen, da seine Frau ihn für geisteskrank ausgegeben habe. Obgleich er zahlreichen Geschäften vorzustehen hatte, so leitete er sie mit dem glücklichsten Erfolge, und ohne dass Jemand den Zustand, in dem er war, im entferntesten hätte ahnen können. Von Zeit zu Zeit ging er zu seinem Notar, um seine Scheidung zu beschleunigen. Nach drei Monaten waren seine grossen Unternehmungen beendet, und er geht nun von Neuem zu seinem Notar und fragt ihn mit lebhaftem Tone, wie es denn mit seiner Scheidung stehe. Morgen kann Alles vollendet sein, erwiderte der Notar. Ach, ich Un-

glücklicher, erwiderte der Reconvalescent, gleichsam als erwache er aus einem tiefen Traume, konnten Sie glauben, dass ich meine Frau verlassen werde? Sahen Sie nicht ein, dass ich noch geisteskrank war? Ich wusste es, sagte der Notar, und habe auch Ihre Scheidung nicht eingeleitet. Von dieser Zeit an war B. vollkommen gesund, und gestand mir, dass die Isolirung auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht und dass die Furcht, dass man ihn für geisteskrank halte, ihm allmälig den Verstand wiedergegeben habe. —

Madame A., 19 Jahr alt, die eine grosse Praedisposition zu Gehirnkrankheiten hatte, wurde zum ersten Male glücklich entbunden. Die Lochien wurden acht Tage nachher nach einer leichten Gemüthsbewegung unterdrückt, worauf sogleich das Delirium ausbrach. Man liess der Kranken zur Ader, setzte Blutegel, aber die Aufregung nahm zu, das Delirium wurde allgemein und vermehrte sich durch das Beisein des Mannes. Nach einigen Tagen werde ich zu einer Consultation gerufen, und rathe die Isolirung an. Es wird ein Haus mit einem Garten in den Champs Elysés gemiethet, die Kranke dorthin gebracht, die zu Hause unaufhörlich schrie und kaum mit der Zwangsjacke gebändigt werden konnte. Gleich an demselben Tage ist die Kranke ruhiger, hat einige Augenblicke Schlaf, ist am folgenden Tage auf die sie umgebenden Gegenstände aufmerksamer, und hört eher auf die Rathschläge, die man ihr giebt. Am zweiten Tage nach der Isolirung spricht die Kranke schon von ihrem Manne und von ihren Eltern, aber sie geht noch lebhaft im Garten spazieren und schreit manchmal heftig. Am achten Tage wünscht die Kranke sehnsüchtig, ihren Mann zu sehen, und ich erlaube einen Besuch desselben. Während einer halben Stunde spricht sie mit demselben ganz verständig, wird aber nach und nach aufgeregt, das Delirium bricht aus, und sie wird fast wüthend. Die Isolirung wird mit neuer Strenge wieder begonnen, und nach zwölf Tagen erlaube ich einen neuen Besuch des Mannes, der zur Wiederherstellung ihrer Gesuneheit sehr wirksam war.

Die Entbehrungen, die die Isolirung mit sich führt, sind zur Heilung höchst nothwendig. Jeder kennt die Wirkung, die die Abwesenheit eines geliebten Gegenstandes auf uns ausübt. Jeder weiss, um wie viel theuerer uns die geliebten Gegenstände werden, wenn man sie nicht sehen kann. Wenn man die Personen, die einem seit der Krankheit gleichgültig oder selbst gehässig geworden sind, nicht sehen kann, so werden hierdurch die alten Empfindungen wieder angefacht, und so die natürlichen Wünsche an die Stelle der Abneigung, die durch das Delirium hervorgerufen wurde, wieder gesetzt. Ausserdem wirkt die Langeweile bei der Isolirung auf die Gedanken und Neigungen der Geistes-

kranken sehr wohlthätig, und ruft, wenn sie nicht zu anhaltend ist, den Wunsch hervor, die missfällige Lage zu verändern, und giebt so den intellectuellen und moralischen Fähigkeiten eine neue und heilsame Thätigkeit.

Madame A., 27 Jahr alt, erleidet nach einem glücklichen Wochenbette eine heftige Gemüthsbewegung. Sie wird melancholisch, will keine Nahrungsmittel zu sich nehmen, und wiederholt unaufhörlich, dass sie verloren ist. Allmälig magert sie sehr ab, und wird sehr schwach. Nachdem sie sechs Monate vergeblich behandelt worden war, wird sie meiner Behandlung anvertraut. Sie wird isolirt, und ich versuche in den ersten Tagen alle möglichen Mittel, sie zu beruhigen, und ihr Zutrauen einzuflössen. Da ich jedoch sehe, dass sie nicht wirken, so überlasse ich die Kranke ihrem eigenen Nachdenken. Jetzt drückt sie den Wunsch aus, wieder zu ihrer Familie zurückzukehren. Ich sage ihr: Wenn Sie sich vernünftig benehmen werden, werden Ihre Verwandten Sie besuchen, und Sie wieder mit nach Hause nehmen, und wiederhole dies, so oft die Kranke ihre Verwandten zu sehen wünscht. Nach vierzehn Tagen kam die Kranke mit einem Male aus ihrem Zimmer, und sagte, dass sie jetzt mit ihren Mitgenossen leben wolle. Da ich sie nach der Ursache dieser plötzlichen Veränderung fragte, erwiderte sie: «Ich habe mich während der letzten vierzehn Tage schrecklich gelangweilt, und da ich es nicht mehr aushalten konnte, entschloss ich mich, mich wie die übrigen Bewohner des Hauses zu benehmen. Werden Sie auch das mir gegebene Versprechen halten? Werde ich bald nach Hause kommen? Ich wünsche es sehnlichst, denn die Langeweile tödtet mich hier.» Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, dass die Isolirung aufhörte, und dass die vollkommene Heilung bald statt fand.

Im Allgemeinen sind die Geisteskranken überzeugt, dass sie vollkommen gesund sind, und dass sie sich nie besser befunden haben. Durch diese Ueberzeugung werden sie bestimmt, jede Pflege, jede Behandlung zurückzustossen. Einige, die förmlich durch den Wunsch, ihre Verwandten und Freunde zu quälen, beherrscht sind, thun alles, was ihnen schadet, ohne Rücksicht auf die Bitten und Thränen der Personen, die sie umgeben. — Die Rathschläge der Aerzte sind Schimpf, Verfolgungen. — Und welches Familienglied wird es nun wagen, der so entarteten Neigung in den Weg zu treten? Welcher Verwandte wird es wagen, einen Kranken zu zwingen, ein Arzneimittel zu nehmen, welches derselbe nicht nur für unnütz, sondern auch für schädlich hält. Was eine Mutter, eine Frau, ein Freund nicht erlangen konnte, wird einem Fremden leicht.

Zuweilen wird der isolirte Geisteskranke von Furcht ergriffen,

indem er sich an einem unbekannten Orte und von Fremden umgeben sieht. Steigt diese Furcht nicht bis zum Schrecken, dann kann sie schnell und heilsam wirken; sie wirkt nach Art der beruhigenden Mittel, mindert den Nervenreiz, beruhigt und disponirt den Kranken, die neuen Eindrücke besser zu empfinden, und macht ihn für Rathschläge empfänglicher. Zuweilen, und zwar besonders in der Lypemanie, halten sich die argwöhnischen und misstrauischen Kranken von ihren Verwandten und Freunden verlassen; sie überreden sich, dass man sie zu einer schlechten Behandlung, zu Qualen, Proben, Experimenten und zum Tode bestimmt habe. Die Sorgfalt, die Rücksichten, die Gefälligkeiten, die Zusicherung einer glücklichen Zukunft, das Versprechen, ihnen die Freiheit wieder zu geben, führen den Kranken von der Verzweiflung zur Hoffnung und erwecken Zutrauen. Der Contrast zwischen dem eingebildeten Verlassensein, der Furcht vor einem bevorstehenden traurigen Schicksal und der liebevollen Behandlung unbekannter Leute verursacht einen innern Kampf, in dem die Vernunft siegt.

P., 58 Jahr alt, von sanguinischem Temperament, war in Folge der Revolution durch den Verlust seines Vermögens und seiner Stellung melancholisch geworden, und lebte zurückgezogen auf dem Lande. Seine Frau drang oft in ihn, den Winter in Paris zu verbringen; er hatte dies immer verweigert, endlich aber gab er den dringenden Bitten nach, und man glanbte, dass das lebhafte Treiben die Melancholie verscheuchen würde, jedoch fand das Gegentheil statt. Paris erweckte in ihm alle alten Rückerinnerungen, gab seinem Kummer noch mehr Nahrung, und durch eine leichte Widerwärtigkeit verlor er den Verstand. Es wurden Blutentleerungen gemacht, aber kalte Bäder zu nehmen weigerte er sich hartnäckig. Nachdem man alle Ueberredungsmittel erschöpft hatte, nahm man zum Zwang seine Zuflucht, und der Kranke wurde wüthend, weil er überzeugt war, dass seine Familie ihn opfern wollte. Von dieser Zeit versuchte er alles Mögliche, um sich zu tödten, und machte den Versuch, sich aus dem Fenster zu stürzen. Er musste täglich ein kaltes Bad nehmen. Jedes Bad verursacht neue Widersprüche, neue Kämpfe, neue Heftigkeit. P. wird ans Bett gebunden, verweigert acht Tage hindurch Nahrung zu sich zu nehmen, wird endlich isolirt und meiner Behandlung anvertraut. Die Augen sind hohl und wild, das entfärbte Gesicht ist convulsivisch bewegt. Der Kranke beobachtet ein hartnäckiges Stillschweigen, stösst Seufzer aus, und zittert vor Schreck, wenn man sich ihm naht. Ich trete auf ihn zu, rede ihn liebreich an, äussere das Verlangen ihm nützlich zu sein, und das Versprechen, ihm Gesundheit und Glück wiederzugeben. Während dieser Anrede wiederholt oder stottert er vielmehr unbedeutende Worte, weigert sich die ihm dargereichten Nahrungsmittel zu nehmen,

geht langsam fort und wirft sich auf sein Bett. Ein alter Soldat wird ihm zum Bedienten beigesellt; dieser erzählt ihm vom Kriege, von Feldzügen, vom Militairdienst; endlich, nachdem er mehrere Stunden hindurch kriegerische Thaten erzählt hat, worauf der Kranke nicht antwortet, bietet ihm der Bediente Bouillon an, die er, obgleich zitternd, annimmt und geniesst. Am dritten Tage der Isolirung rathe ich ein Bad an, aber das ganze Aeussere des Kranken drückt, als er sich hin begiebt, Schrecken aus, gleichsam als wenn ein Verbrecher zum Richtplatz geführt würde. Nach einem halbstündigen Bade und einer liebreichen Unterhaltung scheint P. weniger unruhig, nimmt die ihm dargebotene Nahrung an, und verspricht sich behandeln zu lassen. Er nimmt auch in der That von diesem Tage an einen abführenden Trank, ein Fussbad, und die folgenden Tage verlängerte laue Bäder. Den sechsten Tag besucht ihn sein Bruder, der ihm verspricht, dass sie wieder aufs Land zurückkehren würden, sobald seine Kräfte es erlaubten. Von nun an sucht der Kranke die Gesellschaft und Zerstreuungen wieder auf, geht gern spazieren, und nach 14 Tagen ist er vollkommen gesund. Er versicherte mir nachher, dass er zu den ärgsten Qualen bestimmt zu sein geglaubt habe, dass die Betrübniss seiner Verwandten seine Furcht, die anfangs wuchs, dann aber durch die Sorgfalt, die man in dem fremden Hause, in das man ihn gebracht hatte, schwand, rechtfertigte.

Ich führe hier nicht alle Umstände an, die da beweisen, dass die Isolirung ein mächtiges Mittel zur Heilung der Geisteskranken ist, sondern ich hatte nur ihren Nutzen darzuthun. Ich glaube diesen Zweck dadurch erreicht zu haben, dass ich Beobachtungen erzählte, die denselben beweisen; ich hätte jedoch eine weit grössere Anzahl derselben anführen können. Aus dem Vorhergehenden lassen sich folgende Schlüsse ziehen.

Die Geisteskranken müssen isolirt werden:

1) Zu ihrer eigenen Sicherheit, zu der ihrer Familie und zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung.

2) Um diese Kranken der Einwirkung der äussern Ursachen zu entziehen, die das Delirium hervorgebracht haben und es unterhalten können;

3) Um ihren Widerwillen gegen die Heilmittel zu besiegen;

4) Um sie einem Regimen zu unterwerfen, das zu ihrem Zustande besser passt;

5) Um zu bewirken, dass sie ihre intellectuellen und psychischen Gewohnheiten wieder annehmen.

Ich habe also hier die Nothwendigkeit und den Nutzen der Isolirung der Geisteskranken bewiesen. Jetzt beginnen aber die Einwürfe. Ist nur von einem Wüthenden die Rede, so sieht ein Jeder die Nothwendigkeit der Isolirung sowohl zur Sicherheit

des Kranken, als auch zu der seiner Famie ein. Die Intelligenz des Maniacus ist so gestört, seine psychischen Neigungen sind so verkehrt, dass er kaum die Veränderung seiner Lage wahrnehmen wird. Der Verwirrte, dessen Fähigkeiten geschwächt sind, der gleichgültig gegen jeden fremden Eindruck ist, wird weder durch die Veränderung der Wohnung, noch durch die Abwesenheit seiner Verwandten und Freunde etwas leiden, da er weder Bedauern, noch Widerwillen fühlt.

Aber soll man auch den Geisteskranken isoliren, der fast ganz im Besitze seiner Vernunft ist, nur an einem partiellen Delirium leidet und fast seine ganze psychische Sensibilität besitzt? Wird der Widerspruch, den er erfährt, nicht noch den übrigen Theil seiner Vernunft rauben? Und ist es nicht eine Barbarei, einen Kranken der Sorgfalt zu entziehen, die ihm durch die Zärtlichkeit seiner Familie gewidmet wird? Warum soll man einen Unglücklichen, der durch Kummer verzehrt wird, von dem Gegenstande seiner Neigung trennen? Warum den von Schrecken Erstarrten seinen Freunden und Verwandten entziehen, die er für seine natürlichen Vertheidiger ansieht? Die Erfahrung hat auf diese und auf alle übrigen Einwürfe geantwortet; sie hat bewiesen, dass die Geisteskranken selten in ihrer Familie genesen und dass ihre Heilung schneller und sicherer von statten geht, wenn sie ausser dem Hause behandelt werden. Man fürchtet das Zusammensein mit ihren Unglücksgefährten, wie die Wirkungen des Nachahmungstriebes, glaubt, dass die Ideen und Handlungen der Einen auf die Andern wirken und ihr Delirium vermehren, aber man vergisst, dass die Sensibilität der Kranken gestört ist, und dass sie nicht wie die Individuen empfinden, die im vollen Besitze ihrer Vernunft sind.

Aber wer würde die Behauptung wagen, dass die Isolirung nie schädlich sei? Ich gestehe offen, dass die Isolirung manchmal geschadet, weil es in der Natur der Dinge liegt, dass selbst die besten Dinge ihre Schattenseite haben. Aber hieraus schliesse man, dass man die Isolirung nicht überall anwenden darf, und dass nur ein erfahrner Arzt sie anordnen muss.

Jedes Individuum, welches delirirt, darf nicht isolirt werden, denn das acute und fieberhafte Delirium nimmt oft die Gestalt einer Geisteskrankheit an, und man kann so leicht in einen Irrthum verfallen, der nicht gleichgültig ist, auf die Gesundheit des Kranken schädlich wirkt, und dem Arzte den höchsten Tadel zuzieht. Wird man zu einem Kranken gerufen, der delirirt, so darf man nicht voreilig mit seinem Ausspruche sein. Oft wurde ich in ähnlichen Fällen gerufen, und ich rieth die Isolirung ab, die wegen der Heftigkeit des Deliriums dringend nothwendig schien. Diese Vorsicht ist aber beim Beginn des zweiten Anfalls von Geisteskrankheit

oder beim Beginn eines Anfalls von intermittirender Geisteskrankheit unnütz, und kann selbst gefährlich werden, wenn der Kranke Neigung zum Selbstmorde oder zum Menschenmorde hat.

Es genügt nicht, dass der, dem die Isolirung vorgeschrieben wird, geisteskrank sei, denn nicht alle Geisteskranke dürfen isolirt werden. Ist das Delirium partiell oder flüchtig, bezieht es sich auf gleichgültige Gegenstände, wird es nicht durch eine heftige Leidenschaft unterhalten, fühlt der Kranke keinen Widerwillen oder keine Abneigung gegen die Orte, die er bewohnt, und die Personen, mit denen er lebt, ist sein Delirium von seinen häuslichen Gewohnheiten unabhängig, befinden sich in der Familie keine wirkliche oder eingebildete Ursachen zur Aufregung, ist das Vermögen, das Leben des Geisteskranken und der Familie nicht in Gefahr, geht endlich der Kranke auf die Mittel der Heilung ein, dann kann in allen diesen Fällen die Isolirung nützlich sein, ist aber nicht unumgänglich nothwendig. Hat der Geisteskranke, indem er einen Theil seiner Intelligenz bewahrt, eine grosse Anhänglichkeit an die Seinen, dann muss man befürchten, dass die Isolirung das Delirium vermehre.

Die Isolirung ist in der Manie unumgänglich nothwendig, eben so in der Monomanie mit herrschenden Ideen von Hochmuth, Liebe und Eifersucht.

Man muss die Lypemaniaci, die von Furcht und eingebildeten Schrecken verfolgt werden, und die Kranken, die Neigung zum Selbstmorde haben, isoliren. Die letztern sind verschmitzt, arglistig, und verstehen die grösste Wachsamkeit zu hintergehen. Die Isolirung kann nur Beruhigung über ihr Leben geben, und dennoch hat man immer noch für ihre Existenz zu fürchten.

Die Verwirrten brauchen nur beobachtet zu werden, und können in ihrer Familie bleiben, wenn nicht besondere Umstände zur Isolirung zwingen. So würde z. B. eine schwangere Frau, die sehr reizbar ist, Gefahr laufen, wenn sie mit einem Verwirrten, wenn er auch ganz friedfertig ist, zusammen leben müsste. Befinden sich in der Familie mehrere Kinder, besonders junge Mädchen, so muss man hier auch zur Isolirung schreiten, weil der immerwährende Anblick eines Geisteskranken zur praedisponirenden Ursache der Geisteskrankheit werden kann.

Bei den Idioten kann man nichts von der Isolirung hoffen; isolirt man sie, so geschieht es nur deshalb, um sie dem Spotte der niedern Klasse zu entziehen, und um zu verhindern, dass nicht Missethäter sie gebrauchen, um ihre verbrecherischen Versuche auszuführen.

Arme Geisteskranke müssen deshalb isolirt werden, weil es ihren Verwandten nicht nur an den gehörigen Mitteln, sie zu be-

wachen und zu behandeln fehlt, sondern weil ihre Wohnungen oft zu klein sind.

Wurde ein Geisteskranker, wie auch der Character seines Deliriums beschaffen sein mag, während einer längern oder kürzern Zeit in seiner Familie behandelt, so erheischt sein Interesse, dass man die Isolirung versuche, da sie ein mächtiges Mittel zur Heilung ist.

Es ist nicht leicht, den Zeitpunkt zu bestimmen, wo die Isolirung aufhören soll, denn wie viele Individuen, die man für geheilt hielt, sind nicht wieder krank geworden, weil sie zu früh zu ihrer Familie zurückkehrten. Bei wie vielen wurde nicht ihr Zustand durch dieselbe Uebereilung unheilbar, und wie viele Geisteskranke verbergen nicht ihr Delirium, um ihre Freiheit, die sie dann missbrauchen, zu erlangen. Ich kann aus Erfahrung versichern, dass ich viel üblere Folgen durch die zu früh aufgegebene Isolirung, als durch die länger währende gesehen habe. Es giebt Individuen, die, sobald sie im Besitz ihrer Vernunft sind, wieder zu ihrer Familie zurückkehren wollen, andrerseits muss ich aber hinzufügen, dass die meisten Reconvalescenten den entgegengesetzten Wunsch haben.

Mademoiselle C., 21 Jahr alt, war von sanguinischem Temperament, sehr reizbar, hatte eine sehr lebhafte Einbildungskraft, und verliebte sich während ihrer Pubertätsjahre. Ihr Bräutigam war genöthigt in die Provinz zu reisen, worauf Mademoiselle C. düster, traurig wurde, sehr abmagerte, und ihre Periode verlor. Nachdem dieser Zustand einige Monate gedauert hatte, verfällt sie in Manie, und macht mehrere Versuche, sich das Leben zu nehmen. Dieser erste Anfall dauerte nur zwei Tage. Im folgenden Monat erfolgte ein zweiter Anfall, wobei sich die Kranke vom ersten Stockwerk hinunterstürzte, Versuche sich zu erwürgen, sich zu ersticken machte, und keine Nahrungsmittel zu sich nehmen wollte. Die Kranke wird meiner Behandlung anvertraut, und ich rathe die Isolirung an. Als dies geschehen war, antwortete sie mir stets, sobald ich sie bat, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen: «Ich werde nicht eher essen, ehe ich nicht L. gesehen habe; das Leben ist mir ohne ihn zuwider.» Da alle Mittel, sie durch Güte zu bewegen, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, erschöpft wären, so nahm man zum Zwange seine Zuflucht. — «Man hat es bei mir zu Hause nicht gewagt, sagte sie mit Stolz, man wird es hier hoffentlich auch nicht versuchen.» Mehrere Frauen wurden in das Zimmer der Kranken geführt, und erhielten den Befehl, Gewalt zu gebrauchen. Anfänglich trotzte die Kranke gegen diese Drohung, aber sobald sie sah, dass man Ernst machte, willigte sie ein, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen. Kurze Zeit darauf

schickte sie sich willig in die Behandlung, die ihr Zustand erforderte, worauf das Delirium allmälig nachliess und am 5ten Tage gänzlich verschwunden war. Am 15ten Tage nach der Isolirung sieht die Kranke ihre Mutter, und wünscht aus dem Hause entlassen zu werden. Ich verweigere es anfänglich, aber die Verwandten verlangen es, und so kehrt die Kranke am 25sten Tage wieder zu ihrer Familie zurück. Kaum war sie in ihre Wohnung getreten, so rief sie aus: Diese Mauern, diese Möbel, diese Bäume machen einen bösen Eindruck auf mich; ich habe Unrecht gethan, wieder zurückzukehren! Am dritten Tage erschien das Delirium wieder, und am 12ten Tage musste die Kranke isolirt werden. Die Isolirung wirkte schnell günstig ein, die Regeln stellten sich wieder her, die Kranke wurde diesmal vollständig geheilt entlassen, und blieb auch ungeachtet vieler Unglücksfälle vollkommen gesund.

Ein Krieger, der an einem tiefen Anfall von Melancholie gelitten hatte, kam durch die Isolirung in einen bessern Zustand. Nachdem er ungefähr 17 Tage gesund gewesen, verlangte seine Frau seine Entlassung, und hoffte, dass Zerstreuungen auf den Gesundheitszustand ihres Mannes einen günstigen Einfluss ausüben würden. Seine Kameraden freuen sich herzlich über seine Wiederherstellung, und laden ihn zu Festlichkeiten ein, um seine Genesung zu feiern. Der Kranke isst und trinkt viel, am folgenden Tage bricht das Delirium wieder aus und der Kranke muss von Neuem isolirt werden.

Bedürfen nicht alle Kranken eine längere oder kürzere Zeit zur Reconvalescenz? Und dennoch fürchtet man nicht, einen Geisteskranken, der Reconvalescent ist, allen möglichen Nachtheilen auszusetzen, ehe noch sein Nervensystem vollkommen gestärkt ist. Wer die Macht der Ideenverbindungen mit den äussern Gegenständen kennt, kann sich leicht die Gefahr erklären, die die Geisteskranken laufen, wenn sie zu schnell ihre alten Gewohnheiten wieder annehmen. Die ersten Besuche, welche die Geisteskranken von ihren Verwandten und Freunden erhalten, machen immer einen sehr lebhaften und manchmal sehr traurigen Eindruck auf sie.

Eben so wie die Isolirung nicht für alle Geisteskranke taugt, eben so wenig müssen auch alle Geisteskranke auf dieselbe Weise isolirt werden, eben so wie der Practiker in der allgemeinen Therapie die Form der Arzneimittel nach den Individuen und dem Stadium der Krankheit ändern muss.

Man isolirt einen Geisteskranken unvollständig, wenn man ihn in seiner Wohnung lässt, und sich begnügt, seine Familie, Freunde und Diener zu entfernen.

Man isolirt einen Geisteskranken, wenn man ihn in ein fremdes Haus bringt und ihn von unbekannten Personen bedienen lässt. Die Iolirung, die man am gewöhnlichsten anwendet, und die wohl schon deshalb am heilsamsten ist, weil hier alle Mittel zur Behandlung vereint sind, besteht darin, den Kranken in ein Haus unterzubringen, das für die Behandlung der Geisteskranken bestimmt ist.

Endlich ist das Reisen mit Verwandten oder Freunden, oder besser noch mit Fremden, eine Isolirungsart, die in einzelnen Fällen, besonders in der Monomanie und Lypemanie, von gutem Erfolge ist. Ich verlängere die Isolirung der Reconvalescenten, indem ich sie reisen lasse, und halte dies für das beste Mittel, die Gesundheit gänzlich wieder herzustellen, denn das Reisen ist ein vortrefflicher Uebergang zwischen der Entbehrung der Freiheit und ihrem vollständigen Gebrauch, zwischen der Entbehrung der Gesellschaft und dem Wiedereintritt in dieselbe. Es ist hier nicht der Ort, über die beste Isolirungsart zu sprechen, es genügt mir, sie im Allgemeinen angegeben zu haben. Die Erfahrung hat uns die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Isolirung, wenn sie klug und mit Unterschied angewandt wird, erwiesen.

Soll das Gericht, da die Isolirung zuerst die Beraubung der Freiheit zur Folge hat, nicht in einem so wichtigen Falle einschreiten? Ja, ohne Zweifel. Aher wollte man hieraus schliessen, dass jeder Geisteskranke unter Vormundschaft stehen müsse, so wäre dies ein grosser Irrthum. Müsste die Bevormundung vor der Isolirung da sein, so wäre dies für die Kranken viel trauriger, als die Maassregeln, die man jetzt ergreift.

Dubois, der Polizeipräfect war, erliess im Jahre 1803 einen Befehl, wonach jeder Geisteskranke erst unter Vormundschaft stehen müsse, bevor er in einem Hospitel oder einer Irrenanstalt aufgenommen werden könne. Ich schrieb gegen diese Maassregel, die überdies anch nicht befolgt wurde, eine Abhandlung, worin ich folgende Punkte hervorhob:

1) Es ist beim Beginn der Geisteskrankheit nicht leicht zu sagen, ob das Delirium fieberhaft oder chronisch ist. Man muss also bei der Bevormundung befürchten, ein Individuum für geisteskrank zu erklären, welches nur ein fieberhaftes Delirium hat.

2) Die Isolirung der Geisteskranken ist oft schnell und absolut nothwendig, sobald die Wuth ausbricht, sei es nun zur Erhaltung des Kranken selbst, oder zur Sicherheit seiner Familie, oder der öffentlichen Ruhe; und diese Nothwendigkeit ist um so dringender, wenn die Kranken zur armen Klasse gehören.

3) Zahlreiche Thatsachen beweisen, dass die Isolirung allein die Geisteskranken geheilt habe, und die Kranken genesen manchmal von dem Augenblicke an, wo sie isolirt werden. Sollen sie

dieses Heilungsmittel entbehren, das um so nützlicher ist, je schneller es angewandt wird? Soll man die so kostbare Zeit verlieren, um Förmlichkeiten einzuleiten, die die Vormundschaft erfordert?

4) Soll bei den intermittirenden Geisteskrankheiten die Bevormundung bei jedem Anfalle eintreten? Soll der Bevormundete jedes Mal genöthigt sein, vor dem Tribunal zu erscheinen, um zu erklären, dass er seine Vernunft wieder erlangt hat?

5) Will man eine Mutter, einen Vater, einen Ehemann zwingen, ihre Tochter, Frau unter Vormundschaft zu setzen, während ihr eigenes Interesse es erheischt, die Krankheit zu verbergen? Eine Ehe, eine gemeinschaftliche Geschäftsunternehmung wird durch einen vorübergehenden Anfall von Delirium aufgeschoben, durch die Bevormundung aber gebrochen. Kann man einen Melancholischen, der die öffentliche Ordnung nicht stört, aber dessen schrecklicher Zustand seinen Kindern oder Verwandten schaden kann, nicht isoliren, bevor er unter Vormundschaft steht?

6) Es giebt Geisteskranke, die so verständig sind, dass man mit ihnen leben und ihnen in allen Augenblicken ihres Lebens folgen muss, um aussprechen zu können, dass sie geisteskrank sind. Es giebt Einige, die so gut ihren Zustand zu verheimlichen wissen, die so gut ihre Handlungen rechtfertigen, dass es dem Richter sehr schwer wird zu bestimmen, ob sie geisteskrank sind oder nicht.

7) Die Discussionen des Gesundheitsrathes über den Code civil beweisen, dass der Gesetzgeber das Geheimniss der Familien achten will, dass er fürchtet, zum Kummer, den die schrecklichste Krankheit bereitet, noch den Schmerz hinznzufügen, den die Bevormundung, da sie fast öffentlich geschieht, unumgänglich nach sich ziehen würde. Nach dem Artikel 489 und 490 des Codex soll man zuerst für die Individuen, die von Blödsinn, Verwirrtheit oder Wuth befallen sind, die Bevormundung einleiten, ehe man gesetzlich Maassregeln gegen die Krankheit nehmen darf, und nach dem Artikel 490 und 491 haben nur die Verwandten des Geisteskranken, oder wenn er keine hat, der Minister des Innern das Recht, auf die Bevormundung anzutragen. Und weil nun ein Sohn vor dem Gedanken zurückschreckt, seinen Vater bevormunden zu lassen, weil eine Frau fürchtet, die Bevormundung über ihren Mann zu fordern, sollen sie gehindert sein, durch die Isolirung einen Kranken behandeln zu lassen, der ihnen theuer ist.

8) Die Verwandten haben eine fürchterliche Scheu gegen die Bevormundung; und wenn diese Förmlichkeit unumgänglich nothwendig ist, so steht es zu befürchten, dass die Familien nie in die Isolirung willigen, oder dieselbe so lange als möglich verzögern. Wer war nicht schon in einem ähnlichen Fall Zeuge der grossen

Unruhe in einer Familie, der Vorsichtsmaassregeln, die sie gebraucht, um einen Anfall der Geisteskrankheit eines ihrer Mitglieder zu verbergen, wie man den Arzt unter einem falschen Namen in das Haus führt, u. s. w.

Dennoch aber muss man gesetzliche Sicherheit haben, damit der Zustand der Geisteskranken nicht gemissbraucht wird, damit man nicht unter dem Vorwande, dass Jemand geisteskrank ist, die individuelle Freiheit verletze, da Thatsachen beweisen, dass man Individuen, die ganz gesund waren, unter dem Vorwande geisteskrank zu sein, eingeschlossen hat. Sind diese Thatsachen aber zahlreich? Und giebt es, um einem ähnlichen Missbrauche vorzubeugen, kein anderes Mittel als die Bevormundung?

Ich habe schon gesagt, dass diese Vorstellungen bewirkten, dass der Befehl des Präfecten wieder aufgehoben wurde, aber wir bedürfen jetzt noch eines Gesetzes, das die Maassregeln der Isolirung regulirt, das den Geisteskranken zwischen dem Ausbruch der Geisteskrankheit bis zur Bevormundung sicher stellt, mit einem Worte, eines Gesetzes zum Schutze der Gesundheit des Geisteskranken, wie das Gesetz der Bevormundung die Erhaltung des Vermögens der Geisteskranken bezweckt.

Ich habe oft Gelegenheit gehabt, über diesen Gegenstand mit berühmten Juristen zu sprechen. Alle sahen die Nothwendigkeit eines solchen Gesetzes ein, aber Alle meinten auch, dass dasselbe sehr schwer zu geben sei, da man einerseits der Wiederherstellung in den Weg treten, andrerseits aber das Gefühl der Familie verletzen könne.

Bei der jetzt bestehenden grossen Unordnung wäre es wohl sehr wünschenswerth, dass man ein solches Gesetz erlasse. Man hat sich so oft mit dem Schicksale Gefangener beschäftigt, will man denn stets die Unglücklichen vernachlässigen, die von der schrecklichsten Krankheit befallen sind? Und ein Gesetz ist in Frankreich um so wünschenswerther, als die Maassregeln, die man ergreift, bei uns durch Localverhältnisse verändert werden.

In vielen Departements braucht man sich nur mit der Verwaltung der Hospitäler zu verständigen, um die Aufnahme eines Geisteskranken zu erlangen; in andern braucht man nur die Zustimmung des Maire, weil die Anstalt städtisch ist, anderswo die Zustimmung des Präfecten, weil die Anstalt zum Departement gehört. In andern Departements muss erst die Bevormundung nachgesucht werden, ehe der Geisteskranke in eine Anstalt kommen kann. Diese Einrichtung ist, wie ich schon bewiesen habe, am schlechtesten, und ich gebe hier zur Unterstützung meiner Meinung folgendes Beispiel:

M., 37 Jahr alt, von nervösem Temperament, verfiel nach einer langen Arbeit, die er während der grossen Sommerhitze auf

dem Felde hatte, in Manie. Der Kranke wurde sogleich 30 Stunden von seinem Wohnorte nach der Irrenanstalt zu Bordeaux gebracht, wo er aber, da er noch nicht bevormundet war, nicht aufgenommen werden konnte. Er wurde von dort einen 60 Stunden langen Weg während eines sehr warmen Wetters nach Paris gebracht. So waren drei Wochen durch das Hin- und Herreisen verloren, und die Krankheit hatte sich während der Zeit mit Paralysis complicirt. Sicherlich wäre zu der Krankheit, wenn sie in Bordeaux behandelt worden wäre, nicht eins der gefährlichsten Symptome hinzugetreten.

In Paris sind die Bedingungen zur Aufnahme in die Irrenanstalten verschieden. In Charenton wird man auf Requisition des Maire aufgenommen. Im Bicêtre und in der Salpetrière findet die Aufnahme auf einen Schein, den das Central-Bureau der Hospitäler ausstellt, statt. Dieser Schein wird gegeben, gleichviel ob die Verwandten oder die Polizei die Aufnahme verlangt haben, denn der Polizeipräfect lässt die Geisteskranken festhalten, die auf den Strassen umherirren. Monatlich wird eine Liste der Aufnahmen, die in den öffentlichen oder Privatanstalten statt gefunden haben, dem Generalprocurator übersandt, der eine gerichtliche Untersuchnng anbefiehlt, wenn er glaubt, dass die individuelle Freiheit verletzt worden ist. Unter allen Fällen muss aber jeder Kranke ein Attest eines Arztes haben, wobei bemerkt ist, dass die Isolirung nothwendig ist.

Beinahe in ganz Europa genügt es, mit den Directoren der Anstalt oder des Hospitals, wo man den Geisteskranken hinbringen will, in Unterhandlung zu treten, um seine Aufnahme zu bewirken. In den meisten Städten Deutschlands ist ein Zeugniss, das die geistige Störung bescheinigt, und das der Physikus des Orts oder die Ortsbehörde ausstellt, dazu erforderlich. In England ist ein Zeugniss von zwei Aerzten, Chirurgen oder Pharmaceuten, das den Zustand der Geisteskrankheit und die Nothwendigkeit der Isolirung bezeugt, hinreichend, um einen Geisteskranken einzusperren. Auch die Comités eines Kirchspiels können die Isolirung eines armen Geisteskranken befehlen, das Kirchspiel muss aber dann die Kosten tragen. Der Lordkanzler, der unter Auctorität des Königs natürlicher Vormund der Geisteskranken in England ist, befiehlt ebenfalls die Einsperrung dieser Kranken, und ernennt Commissionen zur Verwaltung ihres Vermögens. Eine Bill hatte für London und das Walliserland eine Commission aus fünf Mitgliedern des Collegii medici zu London ernannt; diese hat sich seitdem bis auf zehn Mitglieder vermehrt, und ist mit der unmittelbaren Aufsicht über Alles, was sich anf die Gesundheit und die Freiheit der Geisteskranken bezieht, beauftragt; sie revidirt die Anstalten, hat regelmässige Sitzungen und legt dem Lord-

kanzler Rechenschaft von ihren Arbeiten ab. Der Lordkanzler Schottlands hat dieselben Rechte über die Geisteskranken in diesem Reiche.

Ein Gesetz über die Isolirung der Geisteskranken muss die Gesundheit und Freiheit derselben zum Zweck haben, weil schon Gesetze vorhanden sind, die ihr Vermögen beschützen und der öffentlichen Störung vorbeugen, die sie bewirken können. Dies Gesetz muss, um der Heilung des Geisteskranken nicht zu schaden, den Familien die grösste Unabhängigkeit, aus Furcht, das Familiengeheimniss zu verletzen, gestatten. Es hat nur im ganzen Königreiche die Maassregeln der Isolirung allgemein zu verbreiten, die schon in mehreren Departements und besonders in Paris gebräuchlich sind. Eine mehr als dreissigjährige Anwendung dieser Maassregeln beweist ihre Zweckmässigkeit. Auf diese Weise würde kein Geisteskranker isolirt und eingesperrt werden können, wenn man nicht ein Zeugniss, das von zwei Aerzten unterschrieben ist, beibrächte, das die Nothwendigkeit der Isolirung bewiese. In jedem Departement müssten dann die Mitglieder des Gesundheitsraths von Zeit zu Zeit die Geisteskranken während der Dauer der Sequestration besuchen, bis die Unmündigkeit, wenn sie für unumgänglich nothwendig gehalten wird, ausgesprochen wäre. Die besuchenden Aerzte müssten einen Bericht über ihren Besuch dem Präfecten abstatten, der dann dem Präsidenten des Tribunals erster Instanz eine Abschrift davon zukommen liesse. Mehrere Beweggründe haben uns bewogen, diese Behörde anzugeben:

1) weil in jedem Arondissement Tribunale erster Instanz bestehen;

2) weil diese Beamten zeitlebens ihr Amt bekleiden und folglich unabhängiger sind.

XXI.

Abhandlung über die Mordmonomanie.

Spricht man von einem Geisteskranken, so versteht die Menge darunter einen Kranken, dessen intellectuelle und moralische Fähigkeiten gänzlich verkehrt oder geschwächt sind. Man denkt sich darunter einen Menschen, der stets falsch über seine äussern Verhältnisse, über seine Lage, über seinen Zustand urtheilt; der unaufhörlich die unordentlichsten, lächerlichsten, heftigsten Handlungen ohne Motiv begeht.

Das Publikum, und selbst sehr unterrichtete Männer wissen nicht, dass eine sehr grosse Anzahl von Geisteskranken das Bewusstsein ihres Zustandes haben und ihre Verhältnisse zur äussern Welt kennen. Wenn die Geisteskranken geheilt sind, so erinnern sie sich des Geschehenen, der Eindrücke, die sie gehabt haben, und der Beweggründe zu ihren ungeregelten Handlungen.

Einige fassen während der Krankheit ihre Ideen zusammen, halten sehr sinnige Reden, vertheidigen ihre Meinungen mit Scharfsinn, und selbst mit einer strengen Logik, geben sehr verständige Erklärungen, und rechtfertigen ihre Handlungen durch plausible Motive. Wollen sie hierdurch einen Zweck erreichen? Sie verbinden ihre Massregeln, ergreifen die Gelegenheiten, entfernen die Hindernisse, nehmen zu Drohungen, zum Zwange, zur List, zur Verstellung, zu Bitten, zu Versprechungen, zu Thränen ihre Zuflucht und täuschen so die Erfahrendsten. Ihre Beharrlichkeit ist unüberwindlich.

Da sie überzeugt sind, dass das, was sie fühlen, die richtige Wirkung eines Eindruckes ist; dass das, was sie wollen, gerecht und verständig ist, so kann man sie ihres Irrthums schwer über-

führen. Ihre Ueberzeugung ist manchmal stärker als ihr Urtheil. «Sie haben Recht, sagte mir ein Geisteskranker, aber Sie können mich nicht davon überzeugen.» Nichts desto weniger begreifen doch Einige das Unzusammenhängende ihrer Ideen, ihrer Neigungen, ihrer Handlungen; sie seufzen darüber, sie schämen sich derselben und verabscheuen sie sogar. Aber ihr Wille ist ohnmächtig, sie sind nicht Herr über sich selbst. Dies beobachtet man bei der Manie, mit Ausnahme einer sehr kleinen Anzahl von Fällen; noch merkwürdiger tritt es jedoch in der Monomanie hervor, wo der Geisteskranke fast den Gebrauch seiner ganzen Vernunft bewahrt, und wo sein Delirium sich nur auf Einen Gegenstand oder auf eine kleine Anzahl von Gegenständen bezieht.

Die partielle Geisteskrankheit hat nicht immer die Störung der Intelligenz zur Folge. Manchmal sind nur die afficirten Fähigkeiten verletzt, und manchmal beobachtet man nur Störungen in den Handlungen. Die partielle Geisteskrankheit ist zu allen Zeiten, an allen Orten beobachtet worden; sie ist durch Dichter, Philosophen, Historiker, Gesetzgeber und Aerzte beschrieben. Man hat die partielle Geisteskrankheit mit der Manie oder der Verwirrtheit mit Wuth verwechselt, wenn sie nämlich zu wüthenden Handlungen Veranlassung gab. Andrerseits wurde sie mit der Melancholie verwechselt, wenn sie sich durch Traurigkeit, üble Laune, Langeweile oder durch Furcht characterisirte.

Die Arten der Monomanie bekommen ihren Namen von dem Gegenstande, um den es sich beim Delirium handelt. So sprechen wir von einer hypochondrischen Monomanie, wenn das Delirium die Gesundheit des Kranken zum Gegenstande hat, von einer religiösen Monomanie, wenn das Delirium sich auf religiöse Gegenstände bezieht, von einer erotischen Monomanie, wenn das Delirium sich auf verliebte Neigungen bezieht, von einer Selbstmordmonomanie, wenn die Intelligenz durch den Wunsch sich zu tödten beherrscht wird, und endlich von einer Mordmonomanie, wenn der Kranke zum Morde geneigt ist.

Die Mordmonomanie ist also ein partielles Delirium, welches sich durch einen mehr oder minder heftigen Antrieb zum Morde characterisirt; ganz eben so wie die Selbstmordmonomanie ein partielles Delirium ist, welches sich durch eine mehr oder minder heftige Neigung zur Selbstzerstörung characterisirt.

Diese Monomanie zeigt zwei sehr verschiedene Formen. In einigen Fällen wird der Mord durch eine innere aber delirirende Ueberzeugung, durch eine Exaltation der verirrten Einbildungskraft, durch ein falsches Raisonnement, oder durch Leidenschaft im Delirium hervorgerufen. Der Monomaniacus wird durch ein unverständiges Motiv zu seiner Handlung bewegt; er zeigt stets genügende Zeichen des partiellen Deliriums, der Intelligenz oder

der Neigungen. Manchmal zeigt ihm sein Gewissen die Abscheulichkeit der Handlung, die er begehen will, aber der kranke Wille wird durch die Heftigkeit, mit der er fortgerissen wird, besiegt. Der Mensch ist der moralischen Freiheit beraubt; er ist in ein partielles Delirium verfallen.

In andern Fällen zeigt die Mordmonomanie keine merkliche Störung der Intelligenz, oder der Neigungen. Der Kranke wird zum Tödten durch einen blinden Instinkt, durch irgend etwas Unerklärbares gezwungen.

Alle Schriftsteller erzählen Beispiele von Mordthaten, die durch Monomaniaci begangen wurden. Manchmal nehmen diese Kranken sorgfältig jede Vorsicht wahr, sicher ihre Pläne zu vollführen, und sich dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen. Oft freuen sie sich über den begangenen Mord oder klagen sich selbst an, oder bleiben ganz ruhig bei ihrem Schlachtopfer.

Pinel führt das Beispiel eines Fanatikers an, der die Menschen durch die Bluttaufe reinigen wollte. Er fing damit an, seine Kinder zu erwürgen und seine Frau hätte dasselbe Schicksal getheilt, wenn sie nicht entflohen wäre. Sechzehn Jahre nachher erwürgte er am heiligen Abende zwei Geisteskranke, die mit ihm im Bicêtre eingeschlossen waren, und er hätte, fügt Pinel hinzu, alle Bewohner des Hospitals erwürgt, wenn man nicht seiner Mordwuth Zügel angelegt hätte.

Eine Frau, von trauriger Gemüthsstimmung, warf sich vor, einige Diebstähle begangen zu haben. Sie geht zur Predigt, ihre Einbildungskraft wird exaltirt und nachdem sie in ihre Wohnung zurückgekehrt ist, tödtet sie eins ihrer Kinder, welches sie sehr liebte, um einen Engel aus ihm zu machen.

Auch werden die Monomaniaci häufig durch Hallucinationen zum Morde gereizt. Ein preussischer Bauer glaubt einen Engel zu sehen und zu hören, der ihm im Namen Gottes befiehlt, seinen Sohn auf dem Scheiterhaufen zu opfern. Er befiehlt seinem Sohne, ihm Holz nach einem bestimmten Orte tragen zu helfen, und daraus einen Scheiterhaufen zu machen. Dieser gehorcht. Sein Vater legt ihn auf den Scheiterhaufen und opfert ihn. — Es war sein einziger Sohn.

Ein junger Mann, der nach einem Anfalle von akuter Manie kein Wort gesprochen, noch irgend freiwillig eine Bewegung gemacht hatte, ergreift eine volle Flasche und wirft sie einem Bedienten an den Kopf. Er bleibt unbeweglich und still. Nach einigen Monaten ward er geheilt. Ich fragte ihn, warum er diese Flasche geworfen hätte. «Weil, erwiderte er mir, ich eine Stimme hörte, die mir sagte: wenn Du Jemand tödtest, wirst Du gerettet sein. Ich hatte den Menschen, den ich erreichen wollte, nicht getödtet; mein Schicksal sollte also nicht geändert werden. Ich

blieb deshalb still und unbeweglich, denn dieselbe Stimme wiederholte mir täglich seit sechs Monaten: Wenn Du Dich bewegst, so stirbst Du.»

Die Geisteskranken tödten aus Unwillen, aus Rache. Madame de Genlis spricht von einem sehr friedfertigen Geisteskranken zu Charenton, der an der Tafel des Directors der Anstalt ass. Dem Kranken wurde widersprochen; er stahl sich ein Messer, erwartete den, der ihm widersprochen hatte, auf einem engen Durchgange, brachte ihm mehrere Stiche bei und tödtete ihn.

Die Geisteskranken tödten die, die sich ihnen nähern, da sie über die Eigenschaften dieser Personen getäuscht sind. Mein Leben war in der Salpetrière oft durch ein junges Mädchen in Gefahr, das, als es in dem Hospital aufgenommen wurde, an Manie und Nymphomanie litt. Nach einigen Monaten hörte die Manie auf, aber ich wurde der Gegenstand ihres Zornes. Sie war in der Regel ruhig und sprach nicht irre, aber sobald sie mich sah, überhäufte sie mich mit Injurien. Wenn sie sich nicht auf mich stürzen konnte, so hewarf sie mich mit Allem was ihr unter die Hände kam, mit Steinen, Nachtgeschirr, Pantoffeln u. s. w. Sie wollte mir den Leib öffnen, um mich für meine Geringschätzung gegen sie zu bestrafen. Eines Tages war sie wegen eines Unwohlseins auf dem Reconvalescentenzimmer. Sie lässt mich unter dem Anscheine von Sanftmuth herankommen. Sobald ich ihr nahe war, ergreift sie meine Halsbinde und würde mich erwürgt haben, wenn sie nicht daran verhindert worden wäre. Diese Kranke hielt mich für einen Mann, den sie geliebt hatte.

C., von cholerischem Temperamente, hatte einen träumerischen, schweigsamen und eifersüchtigen Character. Er bewirbt sich um eine junge Person von 13 Jahren, die später seine Frau wurde. Die Eltern nehmen die Bewerbung an, aber sie schieben die Heirath bis zum 17ten Jahre der Tochter hinaus. Von dieser Zeit an stellt C. jeden Besuch ein, vermeidet jede Begegnung mit der jungen Person und ihren Eltern. Die Heirath findet zur bestimmten Zeit statt und Alles lässt eine glückliche Zukunft voraussagen. Aber der eifersüchtige Character des Mannes wird für seine Frau sehr peinlich. Er verlangt, dass sie jeden Augenblick in seinem Cabinette gegenwärtig sei. Er war bei einem Tribunale angestellt und oft schickte er Klienten fort, da er meinte, sie kämen zu ihm, um seine Frau zu sehen. Ausserdem zeigte er gegen diese die innigste Zärtlichkeit, und war Vater von zwei Kindern.

Im Alter von 32 Jahren gesellen sich zu dem ungerechten Verdachte hypochondrische Unruhen; das Uebel vermehrt sich. C. leidet an Cardialgie, Koliken, Ziehen in den Gliedern. Er liest medizinische Bücher und überzeugt sich endlich, dass er an einer alten syphilitischen Affection sterben muss. Im Alter von 33 Jahren

giebt ihm ein befreundeter Arzt die trefflichsten Rathschläge, und seine Frau verwendet auf ihn die zärtlichste Sorgfalt. In der Hoffnung, dass religiöse Tröstungen seine Beängstigungen beruhigen werden, überredet man ihn, einigen Missionspredigten beizuwohnen. Dieses Mittel gelingt schlecht. Der Kranke verschlimmerte sich nach einigen Tagen, und wünschte eine Consultation von mehreren Aerzten. Diese brachte eine so glückliche Wirkung hervor, dass man die Einbildungskraft des Kranken beruhigt und an eine vollständige Heilung glaubte. Aber in der folgenden Nacht war der Schlaf durch lebhaftere Unruhe unterbrochen; Klagen und Seufzer fingen wieder an. Am andern Morgen, am 7ten December 1818, geht C. zum Tribunale; einige Augenblicke nachher kommt er in seine Wohnung zurück und sagt seiner Frau, dass er aus Furcht in seinen Reden auszuschweifen den Audienzsaal verlassen habe, dass sein Gedächtniss verloren sei und dass er ganz verkehrte Ideen habe. Einige Stunden später macht er sein Testament, ist sehr still, oder antwortet nur sehr einsilbig. Während der Nacht ist die Aufregung sehr gross; C. will sein Bett verlassen, versucht aus dem Fenster zu springen und stösst gegen den Arzt, der ihn vor zehn Jahren an einen Tripper behandelt hatte, die heftigsten Beleidigungen aus. Nach einigen Stunden wird er ruhiger, aber verbringt die ganze Nacht schlaflos. Am andern Morgen tritt ein neuer Paroxysmus ein. Er ist in Verzweiflung über das Schicksal seiner Frau und Kinder, die er unglücklich gemacht.

Am 19ten kommt C. im 33sten Jahre in Paris an. Er will sich durchaus nicht bewegen. In der Nacht ist er schlaflos; am andern Morgen, als am 20sten, sind seine Antworten kurz, aber verständig. Seine Farbe ist gelb, sein Puls langsam und schwach; er leidet an Verstopfung. Am Mittage verweigert er zu sprechen und Nahrungsmittel zu sich zu nehmen. Am 22sten wird ihm ein Brechmittel in einem Lavement beigebracht, worauf hinreichende Ausleerungen erfolgen. C. spricht jetzt lieber, er geht spazieren, es tritt Schlaf ein, sein Gesicht ist minder gelb, er wünscht zu essen. Am 24sten verweigert er von Neuem, aus Furcht vergiftet zu werden, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen. Bald klagt C. seine Frau der Untreue an, bald glaubt er sich verdammt. Am 9ten Januar macht er Versuche sich das Leben zu nehmen; seine Augen sind wild; er ist mit Allem unzufrieden, und verweigert zwei Tage hindurch jede Nahrung. Das Delirium wurde allgemeiner und es traten Paroxysmen von Wuth ein. Die Aufregung hielt bis zum Ende des Monats an. Während der drei folgenden Monate war sein Stillschweigen hartnäckig; er verweigerte oft Nahrungsmittel zu sich zu nehmen und hatte zu den widrigsten Dingen Appetit. In den ersten Tagen des Monats Mai

1819 verlangt C. plötzlich ohne merkliche Krisis Nachrichten von seiner Frau und von seinen Geschäften. Man beruhigt ihn, man tröstet ihn, und man verspricht ihm, dass seine Frau ihn nächstens besuchen wird. Nach und nach stellen sich alle Functionen wieder her, aber sein Aussehen bleibt traurig und sein Blick verdächtig. C. kommt in die Abtheilung der Reconvalescenten, isst mit ihnen und macht mehrere Ausflüchte auf das Land und in Paris. Am folgenden 3ten Juni kommt die Gemahlin C's. von ihrer Mutter begleitet in Paris an. C. kam gerade vom Tische. Ich kündigte ihm die Ankunft seiner Frau an und war über die plötzliche Veränderung seiner Physiognomie frappirt. In meinem Zimmer angekommen, bleibt C. bestürzt stehen und scheint weder seine Frau, noch seine Schwiegermutter wieder zu erkennen. Die Thränen, die Liebkosungen dieser Damen schienen ihn nicht zu bewegen. Der Kranke macht bei seiner Frau alle mögliche Versuche, um sich zu vergewissern, ob sie es auch sei. Von Zeit zu Zeit wiederholt er: «Sie sehen ihr sehr ähnlich.» Nach einer halben Stunde sagte ich: «Madame, da Ihr Mann Sie nicht wieder erkennt, so ist es augenscheinlich, dass er noch nicht geheilt ist und Sie müssen ohne ihn abreisen.» Sogleich stürzt sich C. in die Arme seiner Frau, vergiesst Thränen und ruft aus: «Ach, sie ist es wohl!» Er umarmt mehrere Male mit vieler Zärtlichkeit sowohl seine Gattin, als seine Schwiegermutter, führt sie, nachdem er sich eine Stunde eben so verständig als liebreich mit ihnen unterhalten hatte, in ihr Gasthaus und verspricht, am andern Morgen ganz früh zurückzukehren. Die beiden folgenden Tage macht C. mehrere Ausflüchte in Paris, bezeugt seiner Gattin viele Zuneigung und drückt den Wunsch aus, zu ihr zurückzukehren; aber er verfällt oft in tiefe Traurigkeit. Als seine Frau ihn deshalb um den Beweggrund fragte, antwortete er: «Alles muss zu Hause zerstört und in Unordnung sein. Wenn ich erst zurück bin und Alles so in Ordnung ist, wie man es mir sagt, so habe ich keinen Grund mehr, unruhig zu sein und ich bin dann vollkommen geheilt.» C. bezeigt sich oft gegen die Personen, die während seiner Krankheit vielfache Sorgfalt auf ihn verwendet, misstrauisch und undankbar. Endlich reist er am 17ten Juni 1819 mit der Diligence ab. Auf der Tour erregt ein Reisender, der seiner Frau gegenüber sass, seine Eifersucht. Hierdurch wird er sehr aufgeregt, wird aber durch die Sorgfalt seiner Frau und durch die Gefälligkeit des Reisenden, der den Platz wechselt, beruhigt. Endlich kommen sie an. C. drückt mehr sein Erstaunen als seine Freude aus, als er sein Haus und sein Cabinet in der grössten Ordnung sieht. Am folgenden Morgen nach seiner Ankunft tritt sein zwölfjähriger Schwager in sein Cabinet. C. fasst ihn, als wollte er mit ihm spielen, bei den Haaren, führt ihn

spielend zu seinem Bureau, lässt dort den Knaben los, indem er die Worte sagt: «Es lohnt nicht der Mühe.» Am dritten Tage geht C. von seiner Frau begleitet nach seinem Keller, unter dem Vorwande, ihn zu besichtigen. Einige Augenblicke nachher geht die Schwägerin des Kranken, ein junges Mädchen von 20 Jahren, ebenfalls in den Keller, da sie ihre Schwester und ihren Schwager nicht herauskommen sieht. Niemand kommt zurück. Dieses lange Ausbleiben beunruhigt eine Magd, die, nachdem sie kaum einige Stufen hinunter gestiegen war, die jungen Damen in ihrem Blute schwimmend findet. Der Unglückliche geht auch auf sie los, aber sie läuft schnell zurück und schreiet um Hülfe. Alles stürzt herbei; man läuft zu dem Eingange des Kellers, aber Keiner wagt hinabzusteigen. Endlich fasst ein junger Mann den Muth dazu. C. hatte sich in einen Winkel des Kellers hinter Tonnen versteckt; das Rasirmesser lag einige Schritte von ihm. Er lässt sich ergreifen, man führt ihn nach dem Stadthospital und sein Prozess wird instruirt. Die Geisteskrankheit ist constatirt und der Kranke wird nach Charenton abgeführt. Hier spricht C. über die Ursache dieser beiden schrecklichen Mordthaten. Bald sagte er, dass der Keller auf eine glänzende Weise erleuchtet war und dass diese beiden Damen Teufel waren, die sich seiner bemächtigen wollten; bald erklärte er, dass er nicht gewusst habe, was er thue. Nachdem C. einige Zeit in der Anstalt verblieben war, schien es, als sei er wieder im vollen Besitze seiner Vernunft, aber er blieb für das Andenken dieser Begebenheit ganz unempfindlich. Er gesteht ein, dass das Dienstmädchen wahrscheinlich auch als Schlachtopfer gefallen wäre, wenn sie sich nicht so schleunig gerettet hätte. Auf Bitten des Curators wird C. in eine Aufbewahrungsanstalt untergebracht. Von da aus verfertigt und publicirt er Eingaben, um sein Curatel aufzuheben; er wiederholt, dass, wenn er geisteskrank gewesen sei, er doch jetzt gänzlich geheilt wäre, und dass er daher jetzt die Verwaltung über sein und seiner Kinder Vermögen haben müsse. In diesen Eingaben bringt er Anklagen gegen seine Richter vor, und giebt sie für Agenten seiner Feinde aus. Nach mehreren Jahren machte endlich C. an den Polizeipräfecten eine ganz formelle Bittschrift, durch die er seine vollkommene Freiheit wieder erlangen will. Dr. Marc wurde beauftragt, seinen Geisteszustand zu untersuchen. Obgleich dieser Arzt erkennt, dass C. im vollen Besitze seiner intellectuellen Fähigkeiten ist, so erklärt er doch, dass es sehr unvorsichtig sein würde, ihm die Freiheit wiederzugeben. Nichts desto weniger wird es C. erlaubt aus dem Hause auszutreten. Er lässt sich in Paris mit einer Frau nieder, und kündigte überall an, dass er ein Geschäftsbureau eröffnet habe. Zwei Jahre nach seiner Freilassung und ungefähr zehn Jahre nach dem Ausbruche der ersten

Krankheit bricht ein neuer Anfall von Wuth aus, und hätte die Frau, mit der er lebte, nicht den kräftigsten Widerstand geleistet, so hätte er sie aus dem Fenster gestürzt. C. wurde durch den Polizeikommissar nach einem Krankenhause geschickt und starb dort nach einigen Tagen im fürchterlichsten Delirium und in der schrecklichsten Verzweiflung. Er sah sich zu schrecklichen Qualen durch die göttliche Gerechtigkeit verdammt, klagte sich der schrecklichsten Missethaten an und wollte sich und die tödten, die sich ihm näherten.

Eine junge Dame von nervöser Constitution, von sehr exaltirter Einbildungskraft, wird wegen der langen Abwesenheit ihres Mannes sehr schwermüthig. Nichts kann sie zerstreuen; sie weint oft, will nicht essen und wiederholt, dass sie die unglücklichste aller Frauen sei. Sie verfällt in Melancholie. Ihr Mann kommt an; seine Gegenwart vermindert die Krankheit nicht, sondern verschlimmert sie noch. Mehrere Male hat die Kranke den Gedanken, ihre beiden kleinen Töchter, die sie zärtlich liebt, zu tödten. Indem sie sie umarmt, ist sie in Versuchung sie zu erwürgen. So oft sie sie sieht, verändert sich ihre Physiognomie und sie will nicht mehr allein mit ihnen bleiben. Eines Tages tritt eine ihrer Töchter allein in ihr Zimmer und nähert sich ihr. Sie fängt an zu schreien und bittet, dass man das Kind weghole. Die Dame wird meiner Behandlung anvertraut. Nach 9 Monaten befindet sie sich wohl, sieht ihren Mann, aber spricht, obgleich sie sehr vernünftig und heiter ist, nicht von ihren Kindern. Sie besucht Gesellschaften, benimmt sich dabei ausgezeichnet gut; sie macht eine ausgezeichnete Wirthin, aber sie spricht nie von ihren Kindern, die in der Provinz sind. Nach 9 Monaten fängt sie an, von ihren Kindern mit Interesse zu reden. Im folgenden Monate drückt sie den Wunsch aus sie zu sehen und sie zu sich zu nehmen. Endlich sieht sie ihre Kinder nach 18 Monaten wieder, überhäuft sie mit Liebkosungen und bricht in einen Strom von Thränen aus. Von diesem Augenblicke an beschäftigt sie sich mit ihnen fast ausschliesslich und leitet ihre Erziehung mit einer bewundernswerthen Zärtlichkeit und Hingebung. Während der 10 Monate, welche diese Dame mit ihrem Manne ohne ihre Kinder zubrachte, war sie im vollen Besitze ihrer Vernunft. Sie gestand mir ein, dass sie ihre beiden kleinen Töchter tödten wollte, um der Verzweiflung entgegen zu kommen, die sie eines Tages empfinden könnten, wenn sie sich in einer ähnlichen Lage, wie die ihre, befänden.

Eine ausgezeichnete Familienmutter glaubt sich in Folge eines psychischen Affectes während des Säugungsgeschäfts ruinirt. Es scheint ihr, als sähe sie ihre kleinen Kinder, wie sie in den Strassen umherlaufen, um zu betteln. Da sie ihnen diese Erniedrigung

ersparen will, so ist sie oft versucht sie zu tödten. Wäre ihr Mann nicht bei ihr gewesen, so hätte sie ihren kleinen Säugling aus dem Fenster gestürzt. Oft stellte sie sich, als wollte sie ihn umarmen und versuchte ihn zu erwürgen. Da sie über ihren Zustand, den sie sehr wohl fühlte, in Verzweiflung war, so machte sie sehr häufig den Versuch, sich zu ermorden. Diese Dame, die meiner Behandlung anvertraut wurde, ward nach einigen Monaten geheilt und wurde dann wieder die ausgezeichnetste Mutter.

Es giebt Individuen, die entschlossen ihrem Leben ein Ende zu machen einen Mord begehen und hierdurch hoffen den Tod zu erlangen, den sie aus verschiedenen Beweggründen sich nicht selbt geben wollen. Dem Einen fehlt der Muth dazu, der Andere will Zeit haben sich mit Gott zu versöhnen, ehe er die Strafe der Gerechtigkeit empfängt. Endlich giebt es Andere, die da tödten, um sich mit dem Gegenstande ihrer Zuneigung in einem andern Leben wiederzufinden. Eine Frau, die den Entschluss gefasst hatte, sich zu ersäufen, nimmt ihr Kind mit sich und stürzt sich, indem sie es umarmt hält, in den Fluss. — Eine Dame glaubt sich von der Polizei und den Tribunalen verfolgt. Sie macht unzählige Versuche zum Selbstmorde, um einem schimpflichen Tode zu entgehen. Mehrere Male versucht sie ihren Mann, den sie anbetet, zu tödten; sie versteckt die Messer, um ihre Absichten zu verbergen. Eines Tages versucht sie, einen grossen Stein, den sie sorgfältig auf sein Zimmer gebracht hatte, ihm an den Kopf zu werfen.

Alle diese Monomaniaci, von denen wir so eben gesprochen, werden durch ein partielles Delirium, durch eine fixe Idee, durch die Exaltation ihrer Empfindungen, durch die Verirrung der Leidenschaften, durch Verirrungen des Urtheils fortgerissen. Alle haben ein bekanntes und eingestandenes Motiv; sie gehorchen, ja sogar selbst mit Nachdenken, einem überlegten Impulse; mehrere haben sich getödtet oder haben Versuche zum Selbstmorde gemacht. Einige haben, um ihre Wünsche zu erfüllen, Vorsicht gebraucht; Andere suchten sich zu verbergen, da sie das Bewusstsein hatten, eine schlechte Handlung begangen zu haben oder begehen zu wollen. Andere sind nach der wilden That erfreut, ruhig und zufrieden, und dies sind besonders die, die einer religiösen Verirrung Genüge gethan. Indem man diese Kranken näher beobachtet, kann man einige physische Störungen bei ihnen wahrnehmen.

Aber wir sagten schon früher, dass es eine Art von Mordmonomanie gäbe, bei der man keine intellectuelle oder moralische Störung beobachten kann. Der Mörder wird durch eine unwiderstehliche Macht, durch einen blinden Antrieb, durch eine unerkannte Bestimmung, durch eine unbesiegbare Neigung dazu ge-

zwungen. Er begeht ohne Interesse, ohne Beweggrund, ohne Verirrung eine so wilde Handlung, die den Naturgesetzen gänzlich widerspricht.

Man sagte, dass dieser Zustand unmöglich sei; dass es ein neues und bequemes Mittel sei, um den Verbrecher der Strenge der Gesetze zu entziehen; dass jeder Mensch, der Bewusstsein habe, seinen Neigungen widerstehen könne, besonders wenn diese grässlich seien; er müsse Widerstand in der Religion, in den geselligen Pflichten, in der Furcht vor Strafe schöpfen. Wenn er nicht siegt, so ist er schuldig.

Der Mensch kann sein freies Urtheil nur verlieren, wenn seine Vernunft verirrt sei. Aber, antworte ich, wenn die Intelligenz gestört oder geschwächt sein kann, wenn ein Gleiches bei der moralischen Empfindung statt findet, warum soll nicht auch der Wille, dieses Ergänzungsstück des intellectuellen und moralischen Wesens, in Unordnung gerathen oder geschwächt sein? Erfährt nicht der Wille, wie die Verständniss und die Neigungen, tausend Wechsel, je nach den Umständen des Lebens? Hat das Kind und der Greis dieselbe Willenskraft, wie der Jüngling? Schwächt nicht jede Krankheit die Energie des Willens? Erweichen oder exaltiren nicht die Leidenschaften den Willen? Modificiren Erziehung und tausend andere Einflüsse nicht die Ausübung des Willens? Warum sollte nicht, wenn dem so ist, der Wille Störungen, krankhaften Schwächen unterworfen sein; so unverständlich dieser Zustand auch für uns sein mag. Aber brechen wir jetzt von diesen Streitigkeiten ab und sehen wir auf Thatsachen, die uns durch unbestreitbare Auctoritäten aufgeführt sind.

Platner und Michael Ethmüller erzählen einige Thatsachen von Mordmonomanie, die sie Mordmelancholie nennen. Sie sagen, es sei eine Störung des Geistes, ohne Verirrung des Verstandes.

Pinel drückt sich folgendermaassen aus: Ich war nicht wenig erstaunt, mehrere Geisteskranke zu sehen, die zu gewissen Zeiten keine Störung ihrer Geistesthätigkeit zeigten, aber durch eine instinkt-ähnliche Wuth beherrscht waren. Er rechtfertigt sein Erstaunen durch mehrere Beobachtungen.

Gall erzählt eine grosse Anzahl von Beispielen von Mordmonomanie *). Mayer, Regiments-Chirurgus, zeigte ihm einen Soldaten, dem der Kummer, seine Frau verloren zu haben, die er

*) *Sur les fonctions du cerveau et sur chacune de ses parties, avec des observations sur la possibilité de reconnaître les instincts, les penchans, les talens ou les dispositions morales et intellectuelles des hommes et des animaux par la configuration de leur cerveau et de leurs tête. Paris.* 1825.

sehr liebte, den Körper sehr geschwächt hatte, und zu einer ausserordentlichen Reizbarkeit Veranlassung gegeben. Er hatte alle Monate Anfälle von Convulsionen; er bemerkte, sobald sie ausbrachen, eine fast unwiderstehliche Neigung zu tödten und bat inständigst, ihm Ketten anzulegen. Nach Verlauf von einigen Tagen hörte der Anfall und die Neigung zu tödten auf, und der Kranke zeigte den Zeitraum an, wo man ihn ohne Gefahr in Freiheit lassen könne.

«Ich kenne,» sagt Gall, «eine Frau von 26 Jahren, die sich jetzt wohl befindet und die von Mordmonomanie befallen war. Sie litt besonders zur Zeit ihrer Menstruation an unbeschreiblicher Aengstlichkeit; sie war in Versuchung sich das Leben zu nehmen, ihren Mann und ihre Kinder, die sie ausserordentlich liebte, zu tödten. Nur mit Schrecken sah sie stets den Kampf vorher, der sich in ihrem Innern zwischen ihren Pflichten, ihren Religionsprinzipien und dem Antriebe der sie zur schrecklichsten Handlung zwang, entspann. Seit langer Zeit hatte sie nicht den Muth, das jüngste ihrer Kinder zu baden; denn eine innere Stimme sagte ihr unaufhörlich: «Lass es ertrinken! lass es ertrinken!» Oft hatte sie kaum die Gewalt und die nöthige Zeit, um ein Messer von sich zu werfen, welches sie versucht war, in ihr Herz und in das ihrer Kinder zu stechen. Trat sie in die Zimmer ihrer Kinder und ihres Mannes und fand sie eingeschlafen, so ergriff sie augenblicklich die Idee sie zu tödten. Oft schloss sie schnell die Thüre dieser Zimmer hinter sich zu, und warf den Schlüssel weit von sich fort, damit keine Möglichkeit vorhanden war, dass sie wieder eintreten könne.»

Ausser diesen Thatsachen, zu denen ich noch viele andere, besonders von deutschen Aerzten, hätte hinzufügen können, will ich nur noch die erzählen, die mir selbst begegnet sind, oder die durch glaubwürdige Zeugen bestätigt, oder die aus Dissertationen über die Mordmonomanie genommen sind, die zu unserer Zeit durch Aerzte bei Gelegenheit von unerhörten Mordthaten publicirt worden.

Dr. Marc theilt in seiner Consultation medico-légale folgende Beobachtung mit. In einem achtbaren Hause in Deutschland kommt eine Familienmutter nach Hause und findet ihr Dienstmädchen, gegen das man nie die geringste Klage hatte, in grosser Aufregung. Es verlangt mit ihrer Herrin allein zu sprechen, wirft sich ihr zu Füssen und bittet sie, ihr Haus verlassen zu dürfen. Die Dame, über ein solches Verlangen erstaunt, will den Beweggrund kennen und erfährt, dass jedesmal, so wie das unglückliche Dienstmädchen das Kind auskleidet, es durch die Weisse seines Fleisches frappirt wird, und den fast unwiderstehlichen Wunsch empfindet, dem Kinde den Bauch aufzuschneiden. Es fürchte die

That zu begehen und will deshalb entlassen sein. Diese Begebenheit geschah, fügt Dr. Marc hinzu, in der Familie des Herrn Baron von Humboldt.

Eine junge Dame, die in einer Irrenanstalt war, hatte ein grosses Verlangen zu tödten und konnte sich die Beweggründe dazu nicht angeben. Sie sprach über keinen Punkt irre und sobald sie fühlte, dass dieser traurige Antrieb sich erneuerte und ihrer sich bemächtigte, vergoss sie Thränen und bat, dass man ihr eine Zwangsjacke anlege, die sie geduldig anbehielt, bis der Anfall, der manchmal mehrere Tage dauerte, vorüber war.

Ein ausgezeichneter Chemiker, von sanftem und geselligem Character, kam in eine Krankenanstalt. Er war vom Wunsche zu tödten gequält; er betete am Fusse der Altäre und bat Gott, ihn von einer so wilden Neigung zu befreien, über deren Ursprung er nie Rechenschaft ablegen konnte. Als der Kranke merkte, dass sein Wille der Macht dieser Neigung nicht widerstehen konnte, lief er zum Director der Anstalt und liess sich mit einem Bande die Finger gegen einander binden. Dieser leicht zerreissbare Verband reichte hin, um den Unglücklichen zu beruhigen, der jedoch noch zuletzt einen Mordversuch auf einen der Wärter machte, und in einem Anfalle von Manie mit Wuth starb. (Marc, id.).

Eine Bauersfrau, *) 24 Jahr alt, von heftigem Temperamente, hatte gute Sitten und gute Gewohnheiten. Sie war von ihrem ersten Kinde seit zehn Tagen entbunden und empfand plötzlich, als sie es ansah, den Wunsch es zu ermorden. Vor dieser Idee schauderte sie zurück; sie trug sogleich das Kind in seine Wiege und ging hinaus, um diese traurige Neigung zu zerstören. Als sie wieder zu dem kleinen Wesen, welches ihre Sorgfalt erforderte, gekommen war, empfand sie denselben Eindruck wieder. Sie entfernte sich von Neuem, richtete ihre Blicke zum Himmel, ging zur Kirche und betete.

Der ganze Tag war für diese unglückliche Mutter nur ein Kampf zwischen der Idee, ihrem Kinde das Leben zu nehmen, und der Furcht ihrer Neigung zu unterliegen. Bis zum Abende bewahrt sie ihr Geheimniss. Ihrem Prediger, einem achtungswerthen Greise, macht sie das erste Geständniss. Dieser würdige Geistliche unterstützt sie mit den Tröstungen der Religion und da er eben so klug als unterrichtet war, räth er ihr, einen Arzt zu consultiren und lässt sie bis zum folgenden Tage bewachen. Zur Kranken angekommen, fährt Michu fort, fand ich sie traurig

*) *Discussion medico-légale sur la monomanie homicide par J. L. Michu. Paris.* 1826.

und ihre Miene schien die Schaam über ihre Lage anzudeuten. Ueber die Zärtlichkeit, die sie für ihr Kind haben sollte, befragt, antwortete sie uns: «Ich fühle wohl, dass eine Mutter ihr Kind lieben muss; wenn ich es nicht liebe, so hängt es nicht von mir ab.»

Nichts ist werth, fährt dieser Arzt fort, von diesem Examen aufgezeichnet zu werden, wenn wir nicht allenfalls eine Verstopfung und Verminderung des Appetits angeben wollen. Wir bestanden darauf, dass das Kind von seiner Mutter entfernt werde. Es waren kaum acht Tage verflossen, so kam die Kranke wieder zu glücklicheren Neigungen. Sie sah ihr Kind, aber man hielt für rathsamer, es bei der Amme zu lassen.

Am 7ten Octbr. 1826, sagt Georget*), kam die Frau eines Schuhmachers zu mir, um Rath über einen Zustand, der sie in Verzweiflung setzte, einzuziehen. Sie sah äusserlich gesund aus, schlief gut, hatte guten Appetit, ihre Periode war regelmässig und sie klagte über keinen Schmerz; aber sie beklagt sich, die grässlichen Ideen zu haben, die sie antreiben, ihre vier Kinder zu opfern, obgleich sie, wie sie behauptete, sie mehr liebt, als sich selbst. Sie fürchtet es zu thun, sie weint, ist in Verzweiflung und hat Lust sich aus dem Fenster zu stürzen. Sie hat gegen fremde Kinder nicht so böse Ideen; sie flieht die ihrigen, bleibt wenig zu Hause, hält sich meist bei einer Nachbarin auf und verbirgt Messer und Scheere. Ich bemerkte keine andere geistige Störung bei ihr. Die Frau konnte nicht mehr in der Fabrik arbeiten, wo sie beschäftigt war, da sie sich von zweien ihrer Kinder helfen lassen muss und sie dieselben nicht so nahe bei sich haben will. Indess bleibt sie nicht müssig. Wenn sie nichts zu thun hat, so steigt sie die Treppe auf und ab, um ihren Ideen eine andere Richtung zu geben. Dieser Zustand dauerte schon seit dem 8ten September 1826. Drei Monate vorher hatte die Kranke, als gerade ihre Periode floss, eine heftige Erschütterung erlitten, aber sie war nicht unterbrochen worden und erschien regelmässig wieder. Auch war ihr Geist nicht durch die Erzählung von ausserordentlichen Verbrechen frappirt. Lallemand, Director der Salpetrière, hatte Bäder, Valeriana und ein Vesicatorium zwischen den Schultern verordnet.

Madame C. G., 34 Jahr alt, von nervöser Constitution, hatte einen sanften Character, eine sehr lebhafte Einbildungskraft, war in einem Kloster erzogen worden und erfreute sich im Ganzen einer guten Gesundheit; sie verheirathete sich im 19ten Jahre. Sie hatte ein mässiges Vermögen, bekümmerte sich daher um die

*) *Discussion medico-légale sur la folie. Paris.* 1826.

Wirthschaft. Aber bald wird sie mit ihrer Beschäftigung unzufrieden, und plötzlich kommt ihr ohne Beweggrund die Idee ein, dass sie Hände habe, deren sie sich zum Morden bedienen könne, sie, die nicht im Stande sein würde, eine Fliege zu tödten und die in Ohnmacht fallen würde, wenn sie ein Huhn schlachten sähe. Diese Idee beschäftigt sie und verfolgt sie Tag und Nacht; sie wird zur fixen Idee, gegen die Madame aufs Heftigste ankämpft, und je mehr Anstrengungen sie macht, sie zu unterdrücken, desto stärker tritt sie hervor.

Madame G. leidet an Kopfschmerzen und an Brennen im untern Theile der Brust; sie hat Abneigung vor Speisen, leidet an Erbrechen, Digestionsbeschwerden und an hartnäckiger Verstopfung; kaum hat sie einen Augenblick Schlaf. Sie ruft den Tod als das einzige Mittel an, das sie von ihren schrecklichen Ideen, von ihrer fürchterlichen Angst befreien kann. Bei Tische sagt sie zu ihrer Umgebung: «Hier sind Messer. Ich könnte sie wohl nehmen, um Euch zu tödten.» Ihre Schwägerin sagte ihr eines Tages lachend: «Tödte mich, ich fürchte nichts.» Dieser Vorschlag machte auf die Kranke einen sehr übeln Eindruck und brachte einen Hass gegen ihre Schwägerin in ihr hervor. Es dauerte lange Zeit, ehe sie sich bestimmen liess, sie wieder zu sehen.

Nachdem hierauf einige Zeit ganz ruhig und in vollkommener Gesundheit vorübergegangen war, verspürte die G. wieder neue Qualen. Sie ist nie mit der Aufwartung ihrer Bedienten zufrieden, aber sie fühlt, dass sie nichts anders thun können und dass ihre Unzufriedenheit lächerlich ist; dennoch kann sie sich hiervon nicht befreien. Dieselben physischen Symptome, die die erste fixe Idee begleitet haben, entwickeln sich. Nach zwei bis drei Jahren verlässt Madame G. ihre unfreiwilligen und schlecht begründeten Vorurtheile, aber andere eben so schlechte, noch bizarrere bemächtigen sich ihrer Einbildungskraft. Nichts desto weniger bleibt sie im vollen Besitze ihres Verstandes. Zerstreuungen aller Art, Reisen, Arzneimittel, Alles kann nicht dazu beitragen, ihre Vorurtheile, die eine wahrhafte Monomanie bilden, zu bekämpfen.

Madame G. wird im 32sten Jahre, nachdem sie 13 Jahre verheirathet war, zum ersten Male schwanger. Sie freuet sich darüber, überzeugt, dass wie man ihr die Hoffnung eingeflösst, die Schwangerschaft, die Entbindung, die Sorge für ihr Kind sie gänzlich von ihren Qualen befreien werde. Eitle Hoffnung! Dieselben Plagen dauern fort, jedoch vermindern sie sich ein wenig während der Entbindung, nach welcher Madame G. aufs Land geht. Eine Bäuerin räth ihr, eine heilige Jungfrau auszuputzen. Madame G. glaubt nicht an die Wirksamkeit dieses Mittels. Indess beschäftigt sich ihr Geist so mit diesem Rathe und quält sie

so lange, bis sie auf reiche Weise die Statue einer steinernen Jungfrau ausgeputzt hatte. Nachdem dies geschehen, ist ihre Einbildungskraft nicht ruhiger. Eine andere Person räth ihr, eine Pilgerschaft zu machen, und sie hat nicht eher Ruhe, bis diese Pilgerschaft erfüllt ist. Nachher ist sie aber noch nicht ruhig, und wirft sich vor, dieselbe nicht, wie sie sollte, gethan zu haben; sie unternimmt eine zweite und eine dritte. Durch diese kindischen Ideen wird ihre Einbildungskraft gequält. Sie hat eine Näherin, ein frommes Mädchen, die sie fragt, ob sie nicht schon eine Messe auf eine eigenthümliche Weise, die sie angab, hätte lesen lassen. Sie sagt, dass sie nichts mehr von solcher Art Heilmittel brauchen wolle. Indess kommt doch bald die Idee, eine Messe lesen zu lassen, bei ihr auf und sie verspürt dazu einen unwiderstehlichen Antrieb. Eine Messe wird gelesen; hierauf eine zweite, dritte, zehnte, zwanzigste, dreissigste. In kurzer Zeit hat hierin Madame G. eine beträchtliche Summe verschwendet. Je mehr Messen sie lesen lässt, um desto mehr fühlt sie sich angezogen, eine neue lesen zu lassen, aber sie müssen auf eine ganz eigenthümliche Weise gelesen werden. Aber die Priester verweigern die Messe, so wie sie sie wünscht. Hierdurch wird das Bedürfniss, die Messen auf diese besondere Weise sagen zu lassen, um so mächtiger; es stört die physische Gesundheit der Frau und verursacht ihr Schlaflosigkeit. Sie leidet an Erstickungszufällen, an grosser Hitze, an Unterleibsschmerzen, an so grosser Angst, dass sie sich tödten will, um ihren Leiden ein Ende zu machen. Madame G. trennt sich im Frühlinge 1827 von ihrer Familie und fordert meine Behandlung. Ich verordne allgemeine Bäder, erfrischende Getränke, Laxanzen abwechselnd mit Roborantia und erlaube nicht, Messen lesen zu lassen. Ihre Einbildungskraft beruhigt sich ein wenig und ihre physische Gesundheit verbessert sich; der Schlaf kehrt wieder. Aber ein geringer Umstand regt sie wieder auf und erweckt in ihr den Wunsch, Messen lesen zu lassen. Diese Beobachtung ist merkwürdig, weil sie beweist, dass der Antrieb zum Morde eine fixe Idee ist, die, wie man es bei einigen Monomaniacis beobachtet, durch jede andere krankhafte Beschäftigung des Geistes ersetzt werden kann.

Im Alter von 14 Jahren genoss Madame B., wenigstens scheinbar, eine sehr gute Gesundheit; sie war stark, obgleich sie noch nicht ihre Periode hatte. Alle Zeichen der Pubertät waren da und jeden Monat klagte sie über Kopfschmerz; ihr Auge war geröthet, sie war unruhig, reizbar, traurig. Durch die geringste Kleinigkeit wurde sie aufgeregt und heftig; sie suchte Streit, und dies geschah besonders mit ihrer Mutter. Endlich überliess sie sich dem heftigsten Zorne und ihre Mutter war stets der Gegenstand ihrer Beleidigungen, Drohungen, Verwünschungen. Manch-

mal machte sie Versuche, sich selbst zu tödten; oft, und einmal habe ich sie davon zurückgehalten, stürzte sie sich mit einem Messer auf ihre Mutter. War der Anfall bis dahin gelangt, so stürzte das Blut aus Mund, Nase und manchmal aus den Augen; dann kamen Thränen, ein allgemeines Zittern, Kälte in den Extremitäten, convulsivische Schmerzen in allen Gliedern, Gewissensbisse, denen ein grosser Schwächegrad folgte, und dieser Zustand dauerte mehrere Stunden.

In der letzten Periode des Anfalls rollte sich die Kranke auf der Erde, schlug den Kopf gegen die Wand, gegen die Möbel, schlug sich mit der Faust und zerkratzte sich das Gesicht. Ihre Physiognomie, die gewöhnlich sehr sanft war, wurde grässlich; die Färbung des Gesichts, der Ohren, des Halses war violett, der Kopf brennend, die Extremitäten sehr kalt.

Vom Anfange des Anfalls an, der einen oder zwei Tage dauerte, sah man die Zufälle sich nach und nach bis zum höchsten Gipfel steigern. Anfangs war der Blick traurig; ihr Character zänkisch; eine Bewegung, ein Blick, eine Verweigerung erregten schon ihre Unzufriedenheit. Bald gab der geringste Widerspruch Gelegenheit zu einer heftigen Reizung, und endlich brach der Zorn aus. Manchmal wurden die Anfälle durch sehr grosse Sorgfalt, durch Vorsicht, durch die Ankunft eines Fremden, durch die Gegenwart eines geliebten Onkels unterdrückt. Oft brach auch der Anfall mit einer schrecklichen ungerechten Klage gegen alle Personen des Hauses aus. Die Kranke ereiferte sich besonders gegen ihre Mutter oder ihre jüngere Schwester; sie suchte Gelegenheit zum Zanke heraus, um den Verlauf des Anfalls zu beschleunigen und zur Periode des Zornes zu gelangen. In dieser letzten Periode spürte sie keinen Schmerz, während sie vorher heftige Schmerzen im Körper, besonders im Kopf empfand.

Wenn der Anfall vorüber war, so war sie gegen ihre Mutter gut, bat sie um Verzeihung und liebte sie zärtlich. Mehrere Male gab ich ihr den guten Rath, die ersten Zeichen des Anfalls zu unterdrücken, und stellte ihr vor, wie sehr ihr Betragen verachtungswerth und gefährlich sei. Dann weinte sie und sagte: «Warum hat man mir das gethan? Ich wollte lieber todt sein; wie unglücklich bin ich! Ich kann mich nicht zurückhalten, wenn ich zu meinem Zorne gekommen bin; ich sehe nichts mehr, ich weiss nicht was ich thue, noch was ich sage.» Sie erinnerte sich nicht der Umstände in diesen Anfällen und läugnete mit Erstaunen und Bedauern die Sonderbarkeiten, die man ihr erzählte. Im 16ten Jahre wurden die Anfälle des Zornes oft durch hysterische Convulsionen ersetzt; die Krankheit liess nach und hörte im 17ten Jahre auf, wo die Periode, obgleich in sehr geringer Menge, erschien. Durch die Heirath verschwand jeder nervöse

Anfall, obgleich die Periode unregelmässig zum Vorschein kam, und nur wenig Blut abgesondert wurde. Zu keiner Zeit hat man das geringste Zeichen einer intellectuellen Störung bemerkt. Die Dame ist eine ausgezeichnete Mutter und eine sehr gute Tochter; aber ihr Character ist ein wenig ängstlich und sie hat Anlage zur Melancholie.

N., 21 Jahr alt, von hohem Wuchse, mager, von nervöser Constitution, war stets von traurigem und mürrischem Character; seine sittlichen Anlagen waren wenig entwickelt. Im 14ten Jahre hatte er keine grosse Zuneigung zu seiner Mutter. Im 18. Jahre vermehrt sich seine Traurigkeit; er fiehet seine Jugendgenossen und lebt allein, aber arbeitet emsig in einer Fabrik. Weder seine Reden, noch seine Handlungen zeigen eine Geisteskrankheit an, aber er erklärt, dass er einen Antrieb in sich fühle, der ihn zum Morde hinzieht; dass es Augenblicke gäbe, wo er ein Vergnügen daran finden würde, das Blut seiner Schwester zu vergiessen, seine Mutter zu erdolchen. Man zeigt ihm, wie abscheulich seine Wünsche sind und hält ihm die Strafen vor, die derer harren, die dergleichen Wünsche ausführen. Er antwortet kaltblütig: «Alsdann bin ich nicht mehr Herr meines Willens.» Mehr als Einmal wird er, nachdem er einige Minuten seine Mutter umarmt hatte, roth, seine Augen glänzen und er ruft: «Mutter, rette Dich, ich will Dich erwürgen!» Bald nachher beruhigt er sich, vergiesst einige Thränen und entfernt sich. Eines Tages begegnet er auf der Strasse einem Schweizer-Militair. Er springt auf seinen Säbel, will ihn mit aller Kraft entreissen, um die Militairperson, die er nicht kannte, umzubringen. Einen andern Tag zieht er seine Mutter in den Keller und will sie mit einer Flasche tödten.

Seit sechs Monaten, seit welcher Zeit dieser junge Mann von diesem schrecklichen Triebe beherrscht ist, schläft er wenig und leidet an Kopfschmerz. Er will Niemand sehen und ist für den Kummer seiner Familie unempfindlich; aber er zeigt kein Zeichen von Delirium in seinen Reden.

Nach Charenton geführt, erzählt N. mit der grössten Kaltblütigkeit, dass er fünf- oder sechsmal auf dem Punkt war, seine Mutter oder Schwester zu tödten, dass er es jetzt nicht bedauern würde, wenn es geschehen wäre, da sie ihn haben einsperren lassen; dass er Niemandem gehorchen würde, dass er übrigens gar nichts gegen seine Mutter und Schwester habe und dass er nicht an einer fixen Idee leide. Es wurden warme Bäder und Blutegel am After öfters während der ersten beiden Monate angewandt. N. giebt von Allem, was er empfunden hat, Rechenschaft; er fühlt seine neue Lage, reclamirt seine Freiheit, liest, rechnet, geht allein spazieren, giebt sich mit Niemand ab, sagt

und thut nichts Ungeordnetes und hat nicht mehr den Wunsch zu tödten. Jetzt hat seine Gestalt etwas Convulsivisches, sein Ansehen drückt Traurigkeit und Unzufriedenheit aus. In den ersten Tagen des dritten Monats färbt sich sein Gesicht, seine Augen werden glänzend. N. spricht mit Heftigkeit und unhöflich; er sagt, dass man ihn verderben wolle, dass er Gespenster gesehen, dass er Worte gehört, deren Sinn nur zu deutlich sei. Er schläft nicht. Dieser Zustand dauert acht Tage lang. Während der drei folgenden Monate erneuern sich die Anfälle, aber sind von kürzerer Dauer. Es werden Bäder, Waschungen, Kälte auf den Kopf, Purganzen und Blutegel angewandt.

Der Körper nimmt an Umfang zu, die Glieder entwickeln sich; der Kranke ist gelehriger, mittheilender, er sucht die Zerstreuung, begiebt sich in den Versammlungssaal, sieht seine Mutter und seine Schwester, reclamirt seine Entlassung, versichert, dass er sich wohl fühle und keine traurige Idee mehr habe. Im Monate Februar 1826 kündige ich ihm an, dass seine Entlassung nahe bevorsteht. Er wird heiterer und willigt in alle Vorsichtsmassregeln ein, die man nehmen will, wenn er aus der Anstalt entlassen ist. Endlich kehrt N. am 10ten April desselben Jahres zu seiner Familie, von der er 18 Monate getrennt war, zurück. Er bezeugt seit seiner Entlassung eine grosse Anhänglichkeit für seine Mutter und Schwester und behandelt sie mit Rücksicht und mit Freundschaft. Er arbeitet im Geschäfte mit Thätigkeit und Einsicht und seit 11 Jahren befindet sich dieser junge Mann vollständig wohl.

Am 27sten Juni 1826 empfing ich aus Clairac einen Brief, der mit Jasquier, protestantischer Prediger, unterzeichnet war. Serres, Mitglied der Akademie, der zur Zeit sich bei der Familie des Predigers aufhielt, fügte durch ein Postscriptum hinzu: Diese Thatsache ereignete sich in meiner Geburtsstadt, wo ich mich in diesem Augenblicke befinde.

«Durch die Pflichten meines Amtes ward ich zu einer unglücklichen Frau gerufen, die, wie man mir sagte, sich in der traurigsten Lage befand und durch die Idee, ihr Kind zu ermorden, verfolgt war. Ich begab mich zu ihr und war dort mit ihr und der Person, der sie das Geständniss gemacht hatte, allein. Ich hörte ihre Erzählung mit an und richtete sodann mehrere Fragen in Beziehung auf ihren Zustand an sie. Ich muss hier gleich erwähnen, dass die Person, um die es sich hier handelt, ausserordentlich stark, sehr geröthet im Gesicht und ungefähr 25 bis 26 Jahre alt war. Sie hatte zwei Kinder, von denen das älteste 4—5 Jahre zählte. Als ich sie das erste Mal sah, fand ich sie in einem Zustande, der sich schwer beschreiben lässt. Ich glaubte einen Verbrecher zu sehen, den man zur Richtstätte abführte. Ihre Augen waren in Folge von Thränen, die sie ver-

gossen hatte, roth und entzündet. Ich beruhigte sie, so viel es mir möglich war und bezeugte ihr das lebhafteste Interesse. Als sie sich ein wenig gefasst hatte, erzählte sie mir, dass sie eines Tages, als sie auf der Wäsche war, von Frauen, die mit ihr beschäftigt waren, eine grausige Geschichte gehört. Sie ging, ohne dass sie irgend einen Eindruck empfand, nach Hause. Aber als sie am andern Tage ihren ältesten Sohn bei sich sah, wurde sie unruhig, bewegt und hörte Etwas (dies sind ihre eigenen Worte), was ihr sagte: Nimm ihn, tödte ihn! Seit dieser Zeit, d. h. seit einem Monate wurde sie unaufhörlich von dem Wunsche ihr Kind zu ermorden, geplagt, und sie kämpfte vergeblich an, diesen Wunsch zu ersticken; denn er bestand noch. Wenige Tage nach der Erzählung der fürchterlichen Geschichte war sie mit dem Kinde allein, und es befand sich in der Küche ein grosses Messer, zum Schneiden des Fleisches bestimmt. Da kam in ihr die Idee das Kind zu tödten mit grösserer Macht auf, und um nicht in Versuchung zu gerathen diese Idee auszuführen, warf sie das Messer in den Fluss. Durch die Idee, die sie am Schlafen verhinderte, und die sie weder Tag noch Nacht verliess, kam sie in Versuchung, sich zu vergiften, da sie es für das beste Mittel hielt, sich von dem bösen Schicksale, das sie antrieb, zu befreien.

Der Schwiegermutter, die das Messer forderte und die es suchte, sagte die junge Frau, dass es unnütz sei es zu suchen, und weihete sie in das Geheimniss ein. Als ich sie sah, fragte ich sie, ob sie mit irgend Etwas in ihrem Hausstande unzufrieden sei; sie antwortete, dass sie sich über Niemanden zu beklagen habe. Ich fragte sie, ob sie einem ihrer Kinder den Vorzug gäbe. Sie versicherte mich, dass wenn dies der Fall wäre, so wäre es gerade das, welches sie ermorden wollte, und welches sie seit einem Monate nicht sehen könne, ohne dass ihr die Idee in den Sinn käme: Du musst es tödten! Tödte es! Ich fragte sie, was sie davon denke, indem ich zu wissen wünschte, ob hier nicht irgend eine abergläubische oder fanatische Idee zum Grunde liege. Sie beantwortete mir die Frage so genau, dass ich selbst darüber erstaunt war. Ich fragte sie, ob sie nicht vielleicht zufällig hieran die Idee eines Opfers knüpfe. Sie antwortete mir bestimmt: Nein; sondern dass sie wohl wisse, dass Gott nicht ein solches Opfer verlange, und dass sie nur durch diesen Gedanken zurückgehalten würde. Ich beruhigte sie so gut, als mir möglich war, und da sie mir sagte, dass sie nichts thue als weinen und beten, so empfahl ich ihr, nur kurze Gebete zu verrichten, und wenig, aber oft sehr gute Sachen zu lesen.

Eines Tages ist die Unglückliche entschlossen, sich das Leben zu nehmen. Sie ging vom Hause fort, um Scheidewasser zu holen, und wurde nur hiervon abgehalten, weil sie sich selbst auf

dem Wege sagte: Was wird man von mir sagen. Diese Idee liess sie umkehren, und als sie nach Hause gekommen war, überliess sie sich der ganzen Heftigkeit ihrer Verzweiflung.»

Der Dr. Marc empfahl mir im Monate Juli 1826 eine Kranke, die ich einlud nach Charenton zu kommen, wo sie drei Monate lang blieb.

Madame N., 30 Jahr alt, Mutter von vier Kindern, stammte von einem Vater ab, der sich durch eine sehr grosse Reizbarkeit auszeichnete. Sie selbst ist von kleinem Wuchse, hat lebhafte Augen, gefärbten Teint, ist sehr nervös. Die leichteste Ueberraschung, der leichteste Schreck unterdrücken ihre Regeln. Seit ihrem letzten Wochenbette vor 14 Monaten ist sie reizbarer, beweglicher; sie hat mehrere hysterische Anfälle ohne Convulsionen, aber mit allgemeinem Zittern. Das letzte Wochenbett, obgleich glücklich, war von Kopfschmerzen, Ohrensausen, Schwindel, Schmerzen im Unterleibe, heftigen und fast unaufhörlichen Magenschmerzen begleitet. Diese Symptome verschwanden, bis auf den Magenschmerz, der intermittirend wieder auftrat. Seit dieser Zeit ist Madame N. in ihren Neigungen sehr unstät, sie ist abwechselnd heiter, traurig, zutrauungsvoll, misstrauisch und fähig Alles zu unternehmen; einen Augenblick nachher ist sie schwach und schwankend.

In diesem Zustande hört Madame N. von dem Morde der Tochter Cornier's erzählen. Sogleich wird sie von der Idee ihr Kind zu tödten ergriffen. Diese Idee, die seit der Zeit oft bei ihr erwacht, treibt sie zum Selbstmorde an. Eines Tages, sagte die Kranke, schneide ich eine Feder; mein Kind tritt herein, und sogleich empfinde ich den heftigsten Wunsch, es zu tödten. Ich bekämpfe diesen Gedanken, und frage mich kaltblütig, warum ich so schreckliche Absichten habe? was sie mir eingeben können? Ich finde in mir keine Antwort. Derselbe Wunsch erneuert sich; ich widerstehe schwach; ich bin überwunden; ich will das Verbrechen begehen. Eine neue Anstrengung hält mich zurück; ich nehme schnell das Federmesser an meine Kehle und sage mir: es ist besser, böse Frau, dass du selbst umkommest.

Madame N. geht freiwillig auf meine Rathschläge nach Charenton. Bei ihrer Ankunft sind ihre Reden, ihre Handlungen vollkommen verständig. Die Kranke ist sanft, folgsam, arbeitsam; sie erzählt ohne Bewegung die Geschichte ihrer Krankheit, zeigt gegen mich viel Zutrauen und fragt mich, welche Arzneimittel man bei ihr anwenden werde. Als ich sie nach der Ursache ihrer unglücklichen Gedanken fragte, antwortete sie mir: «Es ist etwas, was mich an den Schultern stösst.»

Sie ist nicht mit sich selbst zufrieden; sie beklagt sich über ihre Gleichgültigkeit für ihr Haus, für ihren Mann, ihre Kinder,

und dass ihr ihre neue Lage weder Kummer, noch Langeweile verursacht.

Am 10ten August 1826, vier Tage nach ihrer Aufnahme und vier vor dem Erscheinen ihrer Menstruation klagt die Kranke über allgemeine Mattigkeit, Kopfschmerz, Schmerzen im Epigastrium. Die Zunge ist mit Schleime belegt, der Geschmack bitter, die Farbe gelb, das Aussehen traurig. Die Kranke spricht viel, hat das Bedürfniss, ihren Platz zu wechseln und leidet gewöhnlich im Traume an bösen Ideen. Sie sucht alle Arten Zerstreuung, arbeitet, geht, spricht und scherzt viel mit ihren Mitgenossen; ihr Schlaf ist sehr leise, sie erwacht beim geringsten Geräusche. Es werden Bäder, schleimige Getränke, Fussbäder Morgens und Abends verordnet.

Am 14ten August erscheint die Menstruation sehr gering, die copiösen Stühle sind flüssig und es treten leichte kolikartige Schmerzen ein.

Am 17ten August hört jede Aufregung auf und es tritt Traurigkeit ein. N. entfernt sich von ihren Genossen, spricht wenig, ist traurig, träumerisch, vergiesst Thränen. Sie leidet an Schmerzen im Epigastrium; manchmal empfindet sie Hunger; ein Schwefelgeruch belästigt sie. Es tritt besonders in der Nacht ein trockner Husten ein. Die Kranke leidet an Verstopfung und sie hat häufiger und hartnäckiger Mordideen. Es wird Rhabarber und Opium verordnet.

Nachdem dieser Zustand acht Tage angehalten hat, befindet sich Madame N. ziemlich wohl. Ihr physischer Zustand ist befriedigend und sie wird durch keine traurige Idee verfolgt, wodurch sie Hoffnung zu einer nahen Heilung giebt.

Am 24sten sieht Madame N. ihren Mann und ihre Tochter mit der grössten Freude. Sie bezeugt ihrem Kinde die zärtlichsten Liebkosungen. Plötzlich entflieht sie, indem sie ein Geschrei ausstösst. Der Anblick eines Messers hat in ihr den Wunsch erregt, sich desselben zu bemächtigen und zwei Mordthaten auf Einmal zu begehen. Sie hatte diesen fürchterlichen Gedanken, indem sie die Flucht nahm, überwunden. Uebrigens erweckt der Anblick eines Messers, einer Scheere und selbst einer Nähnadel stets in ihr diesen traurigen Wunsch.

Am 1sten Octbr.: Die Kranke leidet an Kopfschmerzen, an Magenschmerzen. Oft bricht sie die Nahrungsmittel wieder aus; sie leidet an Verstopfung. Die fürchterlichen Ideen haben an Kraft verloren, aber sie treten häufiger, besonders des Abends ein, wo denn Madame N. alle mögliche Zerstreuungen wählt, die am meisten geeignet sind, ihre Aufmerksamkeit zu fixiren, wie das Schachspiel u. s. w.

Am 9ten Octbr. sagt man Madame N., dass ihr Kind krank

sei. Sie wird darüber unruhig. Sie bekommt über den Zustand ihres Kindes noch traurigere Nachrichten und sie erleidet hierdurch einen heftigen Kummer. Sie vergiesst Thränen, verlangt unaufhörlich Nachrichten von ihrem Kinde und ist in Verzweiflung. Indess hat sie für Augenblicke ein schreckliches Verlangen es zu ermorden, es in ihren Armen zu ersticken. Dies sind die eigenen Ausdrücke dieser unglücklichen Mutter.

Am 26sten October kündigt man Madame N. an, dass ihr Kind sich wohl befinde und dass ihre Entlassung nahe bevorsteht. Sie ist bei dieser Nachricht sehr gerührt und spricht nur von dem Glücke, nach dreimonatlicher Abwesenheit wieder zu ihrer Familie zurückzukehren.

Am 28sten October benachrichtigt man sie, dass ihre Entlassung noch aufgeschoben sei. Dies afficirt sie wenig, und sie erstaunt selbst über den wenigen Kummer, den ihr diese Nachricht verursacht.

Am 3ten November sieht sie ihren Mann und ist am Abende sehr heiter. «Was!» sagte sie, «ich bin lächerlich heiter, wo ich so vielen Grund zum Kummer habe?» In der Nacht stellt sich plötzlich eine Unruhe über ihren Zustand, über die Verlängerung ihres Aufenthaltes ein. Sie vergiesst Thränen, aber sie hat keine Mordideen.

Den 10ten Novbr.: Die Ruhe, so wie die gewöhnliche Heiterkeit kehrt zurück; Madame N. erwartet mit Ungeduld den Zeitpunkt, wo sie in ihre Familie zurückkehren wird; die Gesundheit ist gut, die Menstruation wieder hergestellt; sie hat seit 14 Tagen keine unglücklichen Ideen, dennoch aber Furcht nicht geheilt zu sein.

Den 24sten Novbr. verlässt Madame N. das Haus, und vernimmt zugleich den Tod des Kindes, welches sie tödten wollte. Dieser Verlust verursachte einen lebhaften und tiefen Schmerz, aber störte ihre Gesundheit nicht.

Der Dr. Barbier aus Amiens hat der Königl. mediz. Academie einen Vorfall mitgetheilt, der dem so eben gelesenen ähnlich ist; dieser berühmte Professor hat ihn mir sehr bereitwillig mitgetheilt und zwar mit der Erlaubniss, ihn veröffentlichen zu dürfen.

«Margarethe Molliens, 24 Jahr alt, hatte seit 3 Jahren Schmerzen im Epigastrium, wozu sich Blähungen gesellten und Schmerz mit Aufgetriebenheit der rechten Seite des Bauches. Sie litt auch an Kopfschmerzen, die vorzüglich den obern Theil des Kopfes einnahmen und die zu Schwindel, Ohrensausen uud manchmal zu Störungen des Gesichtes Veranlassung gaben. Sie klagte oft über Herzklopfen, Druck in der Kehle, Zittern in den Gliedern, über Zuckungen in den Armen, Beinen und in den Fingern.

Diese Frau hatte ein erstes Kind, welches nur drei Monate lebte. Sie liebte es sehr nnd hat den Verlust desselben schmerz-

lich bedauert. Sie wurde nach neun Monaten von einem zweiten Kinde entbunden. Die Entbindung war sehr glücklich. Am fünften Tage konnte sie aufstehen, und selbst das Gastmahl, das der Taufe des Kindes folgen sollte, bereiten. Mehrere Personen waren zu dieser Feierlichkeit eingeladen. Man sprach von der Begebenheit, die durch alle Journale erzählt wurde, von der Ermordung eines Kindes durch die Tochter Cornier's. Margarethe Molliens wurde durch diese grässliche Handlung sehr erschreckt; sie dachte lange Zeit daran und sagt von diesem Augenblicke an Furcht gehabt zu haben, dass eine ähnliche Idee ihr selbst beikommen würde. Welche Anstrengungen sie auch am folgenden Tage machte, um aus ihrem Gedächtnisse das Andenken dieses Unglücks zu verwischen, es erzeugte sich immer wieder, es wurde zur herrschenden Idee.

Sie schien sich nach und nach mit dem Gedanken, ein Kind, und selbst das ihrige, zu tödten zu befreunden. Sie hielt es nackt auf ihren Knieen, liebkoste es mit grosser Zärtlichkeit und dessenungeachtet herrschte der Gedanke es zu tödten immer vor, wie viele Anstrengung sie auch anwandte, um ihn zu überwinden. Eines Tages, als sie sich allein in ihrem Zimmer befand und als sie ihr Kind ankleidete, wurde dieser Gedanke in ihr bald zu einem heftigen Wunsche. Sie sieht sich um und bemerkt nahe bei sich auf einem Tische ein Küchenmesser. Ihr Arm, sagte sie, streckte sich unwillkürlich gegen dieses Messer aus. Sie sah, dass sie nicht mehr Herr über sich selbst war, sie fing an um Hülfe zu schreien, ihre Nachbarin zu rufen. Man kommt an, man drängt sich um sie. Sie beruhigt sich, sobald sie sieht, dass man sie nicht mehr frei das thun lassen wird, wozu sie ihr Wille verdammt.

Seit diesem Zeitraume hatte sie oft dieselbe Neigung; ihr Unglück beweinend gesteht sie, dass sie manchmal die Absicht habe, ihr Kind zu tödten. Man trennte sie von diesem und sie kam am 21sten Juli 1826 nach dem Hôtel-Dieu von Amiens.

Es wird ihr zweimal am Fusse zur Ader gelassen und funfzehn Blutegel an die Schläfe gesetzt. Da sie verstopft ist, so giebt man ihr abführende Oele. Sie hat grossen Hunger; man giebt ihr jedoch nur Morgens und Abends Suppe.

Man bringt der Kranken täglich ihr Kind. Sie zeigt gegen dasselbe eine lebhafte Zärtlichkeit, die ganz aufrichtig zu sein scheint. Sie zeigt es uns, als wir den Besuch machten und wünscht, dass wir die Schönheit und Gesundheit desselben bewundern.

Den 24sten Juli: Sie hatte gestern heftiges Kopfweh mit Hitze über den ganzen Kopf, Schauder im obern Theile, eine Empfindung von Kälte am Hinterkopfe, Betäubung. Der Appetit

ist gut; ein Stuhl; sie hat die Nacht geschlafen. Diesen Morgen befindet sie sich wohler; der Kopfschmerz verliert an Intensität, aber sie glaubt, dass er am Tage wiederkehren werde.

Den 25sten: Der Kopfschmerz ist gestern mit denselben Symptomen wiedergekehrt; derselbe war am vordern Theile des Kopfes sehr heftig. Sie leidet an Mattigkeit und Herzklopfen. — Die Kranke erzählt uns, dass wenn ihre schrecklichen Ideen kommen, der Kopfschmerz sich nach hinten zieht, dass sie alsdann starkes Klopfen im Epigastrium und Abmattung in allen Gliedern empfinde. Es scheint ihr, als wenn sie auf die Erde fallen werde; sie geräth in Schweiss. Diese Anfälle wiederholen sich.

Den 26sten: Dieselben Phänomene.

Den 27sten: Der Kopfschmerz hat sich vermindert. Margarethe Molliens ist weniger von ihren schrecklichen Ideen geplagt worden.

Den 29sten: Sie hat den gestrigen Tag gut zugebracht, aber des Morgens fühlte sie heftiges Kopfweh mit Betäubung. Sie klagte auch über Schmerz in der Rückengegend; ihr Schlaf ist sehr unruhig. Sie ist gestern um 2 Uhr ausgegangen, um ihr Kind zu sehen.

Am 30sten: Sie hat die Nacht gut geschlafen; der Schmerz in der Rückengegend dauert noch fort. Hierzu gesellt sich noch Schmerz im Epigastrium.

Am 31sten: Sie befindet sich besser; sie wird nicht mehr so viel durch ihre fixe Idee verfolgt. Sie hatte gestern den ganzen Nachmittag ihr Kind bei sich.

Am 5ten August: Sie hatte gestern noch dieselben Gedanken, dieselben Absichten. Sie kann ein geöffnetes Messer nicht sehen. Sie sagt, dass, wenn dieser Gedanke sie ergreift, sie an Kopfschmerzen, an Schmerzen in dem Epigastrium, an grosser Aengstlichkeit, an Herzklopfen leidet und in starken Schweiss geräth.

Am 6sten August: Sie weint, ist während der Visite untröstlich. Sie erklärt, dass seit einigen Tagen ihre Neigung häufiger wieder erwacht; sie fügt hinzu, dass man nicht begreifen könne, was sie leide, dass sie ihr Kind leidenschaftlich liebe und dass sie dennoch einen heftigen Wunsch, ihm Böses zu thun, empfinde. Es wird ein Aderlass, Vesicatore am Arm, ein Bad und Opium verordnet.

Am 15ten: Die Frau befindet sich seit einigen Tagen heiterer; sie ist mit ihrem Kinde und mit einem ihrer Verwandten spazieren gegangen. Sie leidet aber noch an Kopfschmerzen, Schmerzen im Epigastrium. Diese Zufälle haben nicht stets dieselbe Intensität. Die bösen Gedanken scheinen von diesen

Schmerzen abzuhängen. Sie sind stärker, wenn die Schmerzen stärker sind.

Am 16ten: Die Kranke befindet sich augenscheinlich besser. Sie hat wenig Kopf- und Magenschmerzen; sie langweilt sich im Hôtel-Dieu und geht aus.

Am 20sten: Die Frau kam des Morgens zur Zeit der Visite nach dem Hôtel-Dieu; sie hat ihr Kind nicht bei sich; sie befindet sich wohl und empfindet nur einen kleinen Druck im Unterleibe. Die bösen Gedanken kehren nur selten wieder.

Die Frau wurde nach und nach wieder hergestellt, und nicht mehr von denselben Neigungen befallen. Sie trat in Condition und schien vollkommen gesund zu sein.

Ein Mann, ungefähr 45 Jahre alt, der auf dem Lande wohnte, ein beträchtliches Vermögen hatte und von guter Gesundheit war, wurde durch einen jungen Arzt mir zugeführt und consultirte mich im Monate Juli 1836. Er gab mir selbst die folgenden näheren Umstände an. Nichts zeigte bei ihm die geringste Störung seiner Verstandesthätigkeit. Er antwortete mit Genauigkeit auf alle meine an ihn gerichteten Fragen. Er hatte die Anklage der Tochter Cornier's gelesen, ohne auf dieselbe eine zu grosse Aufmerksamkeit zu verwenden; jedoch wurde er die Nacht plötzlich durch den Gedanken, seine Frau, die neben ihm lag, zu tödten, aus dem Schlafe aufgeweckt. Er verlässt sein Bett, geht eine Stunde spazieren, empfindet nachher nicht mehr dieselbe Unruhe, legt sich zu Bett und schläft wieder ein. Seit drei Wochen kehrt dieselbe Erscheinung dreimal und stets während der Nacht zurück. Bei Tage macht der Kranke sich viel Bewegung, hat viele Beschäftigungen und nur das Andenken von dem, was er die Nacht empfunden hat. Er ist von hohem Wuchse, gewöhnlicher Stärke, sein Teint ist gelb; er war niemals krank gewesen und genoss stets einer sehr guten Gesundheit. Seit 20 Jahren verheirathet hat er nie häuslichen Kummer gehabt; seine Geschäfte waren stets geglückt. Er war nie mit seiner Frau unzufrieden, nie eifersüchtig, ja, er hatte sogar nie den geringsten Wortwechsel mit ihr, da er sie innig liebte. Es ist eine Idee, die sich seiner während des Schlafes bemächtigt. Er versichert, dass er physisch an keinem Schmerze, ausser einem sehr geringen Kopfschmerze, leidet. Er ist über seinen Zustand traurig und bekümmert; er hat seine Frau verlassen, indem er zu unterliegen fürchtet, und er ist sehr geneigt, Alles zu thun, um sich von dieser schrecklichen Neigung zu befreien.

Ein Bauer zu Krumbach in Schwaben, von nicht recht gesunden Eltern geboren, 27 Jahre alt, unverheirathet, litt seit seinem 8ten Jahre an häufigen Anfällen von Epilepsie. Seit zwei Jahren hat seine Krankheit, ohne dass man den Grund davon weiss, ihren

Character verändert. Anstatt der epileptischen Anfälle hat dieser Mann seit jener Zeit eine unwiderstehliche Neigung zu morden; er empfindet die Annäherung dieses Anfalls mehrere Stunden, manchmal sogar einen Tag voraus. Von dem Augenblicke an, wo er dieses Vorgefühl hat, fordert er inständig, dass man ihn fessle, dass man ihn mit Ketten belade, um ihn zu verhindern, ein Verbrechen zu begehen. «Wenn mich dies übernimmt,» sagte er, «so muss ich tödten, erwürgen, und wäre es auch nur ein Kind.» Seine Mutter und sein Vater, die er übrigens zärtlich liebt, würden in diesen Anfällen die ersten Schlachtopfer sein. «Meine Mutter,» ruft er mit einer schrecklichen Stimme, «rette Dich, oder ich bringe Dich um!»

Vor dem Anfalle klagt er über grosse Müdigkeit, kann jedoch nicht schlafen; er fühlt sich sehr niedergeschlagen und empfindet leichte convulsivische Bewegungen in den Gliedern. Während der Anfälle bewahrt er die Empfindung seiner eigenen Existenz; er weiss vollständig, dass, indem er einen Mord begeht, er sich eines Verbrechens schuldig macht. Hat man ihn ausser Stand gesetzt zu schaden, so verzerrt er sein Gesicht, singt, spricht in Versen. Der Anfall dauert einen bis zwei Tage; endet er, so ruft er aus: «Bindet mich los! Ach, ich habe sehr gelitten, aber ich bin glücklich wieder fortgekommen, weil ich Niemand getödtet habe.» (Gall).

Ein Kutscher vom Gute Frunterdadt, der seine Familie vollständig gesund verlassen hatte, wurde plötzlich auf dem Wege zwischen Aalen und Gmünd von einem Anfalle von Mordmonomanie befallen. Der erste Akt seiner Verwirrtheit bestand darin, sich mit seinen drei Pferden in einen Pferdestall einzuschliessen und ihnen kein Futter vorzulegen. Beim Abreisen spannte er nur zwei Pferde an und ritt auf dem dritten, um seinen Wagen zu begleiten. In Nogglingen misshandelte er eine Frau; in Unterlobengen ging er zu Fuss vor seinen beiden Pferden her und hielt eine Axt in der Hand. Auf dem Wege vor diesem letzten Orte nach Hussenhofen begegnete er zuerst seiner Frau, der er einige Schläge mit der Axt gab und die er ausgestreckt in einem Graben an der Seite des Weges liegen liess. Später begegnete er einem Jungen von 13 Jahren, dem er den Kopf mit der Axt spaltete. Kurze Zeit darauf schlug er einem Manne von 30 Jahren den Schädel ein, verbreitete das Gehirn auf dem Wege, und nachdem er dem Leichnam noch mehrere Schläge beigebracht, liess er die Axt und den Wagen zurück, und setzte entwaffnet seinen Weg gegen Hussenhofen fort. Er fand auf dem Wege zwei Juden, die er angriff, und die nach einem kurzen Kampfe entflohen. Nahe bei Hussenhofen griff er einen Bauer an, der zu schreien anfing, worauf mehrere Personen herbeikamen, die den Wüthen-

den banden und ihn nach Gmünd zurückbrachten. Man führte ihn alsdann zu den Leichnamen der Personen, die er getödtet hatte. Bei ihrem Anblicke sagte er: «Nicht ich, sondern mein böser Geist hat diese Mordthaten begangen.» *)

Mounin, 30 Jahre alt, war epileptisch und trieb einen kleinen Handel. Bei der Rückkehr von einem Jahrmarkte machte ihm seine Mutter über einen Handel, den sie für unvortheilhaft hielt, Vorwürfe. Mounin wird gereizt, aber begeht keinen Excess. Am andern Morgen läuft er ohne Hut und ohne Bekleidung auf das Feld, und nach einigen Augenblicken tödtet er ohne Veranlassung drei Menschen hintereinander. Man verfolgt ihn; er rettet sich, entflieht und macht alle Anstrengungen, um sich den Verfolgungen zu entziehen. Endlich hält man ihn an, und er wird vor den Magistrat gebracht. Mounin antwortet, dass er sich sehr wohl der begangenen Morde erinnere, dass er aber damals gänzlich den Kopf verloren habe, und dass er seit zwei Tagen in einem schrecklichen Zustande gewesen sei und nichts als Feuerströme und fürchterliche Gegenstände gesehen habe. Er verlangt zu sterben, da er so viel Unheil angerichtet hat.

Man kann diese Beobachtungen, zu denen man noch viele andere von Schriftstellern hinzufügen kann, die über gerichtliche Medizin geschrieben haben, in drei Klassen eintheilen, die die drei Grade der Mordmonomanie charakterisiren.

In der ersten Klasse werden die Individuen, die den Wunsch zu tödten haben, durch mehr oder minder eingebildete Beweggründe, die mehr oder minder der Vernunft entgegengesetzt sind, gezogen. Alle Welt erkennt sie für Narren an.

In der zweiten Klasse sieht man keinen bekannten Beweggrund; man kann weder einen eingebildeten, noch wirklichen unterschieben, und die Unglücklichen werden durch einen blinden Trieb, dem sie oft zu widerstehen streben, hingezogen.

In der dritten Klasse ist der Impuls plötzlich, augenblicklich; er ist stärker als der Wille. Der Mord wird ohne Interesse, ohne Beweggrund und am häufigsten an den theuersten Personen begangen.

Welcher Unterschied auch unter diesen drei Klassen ist, so werden wir sehen, dass die dritte nur den höchsten Grad einer und derselben Leidenschaft ausdrückt, dass sowohl die Einen wie die Andern frappante Aehnlichkeit, mehrere gemeinschaftliche Merkmale haben, und dass sie nur durch die Heftigkeit und die

*) *Aristarque français* vom 13ten April 1820; entnommen aus dem schwäbischen Merkur, der die Wahrheit dieser Geschichte verbürgt.

Augenblicklichkeit der Ausführung von einander verschieden sind; eben so wie eine Entzündung dieselbe bleibt, sie mag acut oder chronisch sein, durch Verhärtung oder Eiterung enden, tödten oder nicht tödten.

Die Beobachtungen der Mordmonomanie zeigen die grösste Aehnlichkeit mit dem, was man beim partiellen Wahnsinne oder bei den Monomaniacis sieht und man kann daher diese Individuen nicht mit Verbrechern verwechseln. Der Mord, den sie begangen haben, ist kein Verbrechen; denn die Handlung des Tödtens an und für sich macht kein Verbrechen aus.

Alle oder fast alle Individuen, von denen wir gesprochen haben, waren von nervöser Constitution, von grosser Reizbarkeit. Mehrere hatten etwas Sonderbares in ihrem Character, Bizarres in ihrem Wesen.

Alle waren, ehe sich der Wunsch zu tödten zeigte, unfähig zu schaden; sie waren sanfte, gute, anständige und selbst religiöse Leute.

Bei Allen hat man, wie bei den Geisteskranken, einen Wechsel in der physischen und psychischen Sensibilität, im Character, in der Lebensart bemerkt. Bei Allen kann man leicht den Zeitraum des Wechsels, von dem wir so eben sprachen, den Ausbruch des Uebels und das Aufhören desselben bestimmen.

Merkliche physische oder psychische Ursachen haben fast stets diese Neigung bestimmt. In zwei Fällen war die Handlung die Wirkung der Anstrengungen der Pubertät; in vier Fällen entstand sie aus dem Nachahmungstriebe. Der Wunsch zu tödten zeigte sich, nachdem diese Unglücklichen die Geschichte einer Frau gehört hatten, die ein Kind erwürgt und den Kopf vom Körper getrennt hatte. Dieser Nachahmungstrieb ist eine häufige Ursache der Geisteskrankheit, besonders des Selbstmordes. Laplace sagt in seinen *Essais sur les probabilités*, dass in dieser Beziehung die Veröffentlichung der Verbrechen nicht ohne Gefahr ist.

Dauert der krankhafte Zustand ziemlich lange Zeit und beobachtet man die Individuen, die am Mordtriebe leiden mit Sorgfalt, so zeigt sich, dass diesem Zustande, wie dem Delirium bei den Geisteskranken, Kopfschmerzen, Magenbeschwerden, Schmerzen im Unterleibe vorangehen, und dass diese Symptome vor dem Mordtriebe da sind und dass sie exacerbiren, wenn dieser traurige Trieb energischer wird. Die Gegenwart derjenigen Personen, die sie zu Schlachtopfern auserlesen, der Anblick von Instrumenten, die geeignet sind ihren schrecklichen Wunsch zu erfüllen, erwecken und vermehren den Antrieb, der diese Unglücklichen zum Morde zieht.

Fast Alle machen vorher oder nachher Versuche, sich selbst das

Leben zu nehmen. Alle rufen den Tod an; Einige wollen bestraft sein.

Kein Individuum von den hier erzählten Fällen hatte einen Beweggrund, den Mord zu begehen; ja, er geschah gewöhnlich an Personen, die sie innig liebten.

Während der Intermission oder wenn der Wunsch zu morden aufgehört hat, geben diese Unglücklichen über die geringste Kleinigkeit Rechenschaft. Kein Beweggrund regte sie an; sie waren hineingezogen, wie sie sagten, durch eine Idee, durch eine innere Stimme dazu getrieben; mehrere sagen nicht unterlegen zu sein, weil ihre Vernunft gesiegt hat, weil sie flohen oder weil sie die Instrumente und die Mordgegenstände entfernt hatten. Bei diesen Individuen ist die Idee zu tödten eine ausschliessliche, die bald fix, bald intermittirend ist, und von der sie sich eben so wenig lossagen können, als die Geisteskranken von den Ideen, die sie beherrschen.

Die Individuen, von denen wir gesprochen, haben unter einander die grösste Aehnlichkeit und zeigen alle Zeichen der Monomanie. Sie unterscheiden sich aber wesentlich von den Verbrechern, mit denen man sie verwechselt hat, und deren Strafe sie häufig erdulden mussten.

Die, die an Mordmonomanie leiden, stehen getrennt ohne Mitschuldige, die sie durch ihre Beispiele oder Rathschläge aufregen konnten, da; die Verbrecher haben unmoralischen Umgang, leben ausschweifend und haben in der Regel Mitschuldige.

Der Verbrecher hat stets einen Beweggrund. Der Mord ist für ihn nur ein Mittel, um eine mehr oder minder verbrecherische Leidenschaft zu befriedigen. Fast immer ist der Mord des Verbrechers mit einer andern schuldigen Handlung complicirt. Das Gegentheil findet in der Mordmonomanie statt.

Der Verbrecher wählt seine Schlachtopfer unter Personen, die seinen Absichten hinderlich sind, oder die sich gegen ihn auflehnen können. Der Monomaniacus opfert Wesen, die ihm gleichgültig sind oder die das Unglück haben, ihm in dem Augenblicke, wo ihn die Mordidee ergreift, zu begegnen. Aber am häufigsten wählt er seine Schlachtopfer aus den Personen, die ihm am theuersten sind. Eine Mutter tödtet ihr Kind und nicht das Kind einer Fremden; ein Ehemann will seine Frau tödten, mit der er seit 20 Jahren in der besten Eintracht gelebt; eine Tochter will die Mutter, welche sie herzlich liebt, ermorden. Diesen schrecklichen Vorzug bemerkt man bei den Geisteskranken. Und ist das nicht ein hinlänglicher Beweis, dass weder die Vernunft, noch das Gefühl, noch der Wille die Wahl für das Schlachtopfer geleitet haben, und dass folglich eine Störung der Functionen, die ihre Handlungen leiten, da ist.

Hat der Verbrecher die strafbare Handlung begangen, so entzieht er sich den Verfolgungen, er verbirgt sich; wird er ergriffen, so läugnet er, und nimmt seine Zuflucht zu allen möglichen Ränken, um zu täuschen; gesteht er sein Verbrechen ein, so geschieht dies nur, wenn er der Menge von Beweisgründen unterliegt, und dennoch ist sein Geständniss von Schweigen begleitet; am häufigsten läugnet er bis zu dem Augenblicke, wo er die Strafe erleiden soll, indem er immer noch hofft, dem Schwerte der Gerechtigkeit entgehen zu können.

Hat der Monomaniacus seinen Wunsch erfüllt, so denkt er an nichts weiter; er hat getödtet, Alles ist für ihn vorbei, sein Ziel ist erreicht. Nach der Mordthat ist er ruhig; gewöhnlich sucht er sich nicht zu verbergen. Zuweilen, nachdem er seinem Wunsche Genüge geleistet hat, macht er seine That bekannt und begiebt sich selbst zur Obrigkeit. Manchmal erlangt er nach vollbrachter Mordthat seine Vernunft wieder, sein Wohlwollen erwacht von Neuem; er ist in Verzweiflung, er ruft den Tod an, er will sich das Leben nehmen. Wenn er der Gerechtigkeit überliefert wird, so ist er mürrisch, finster; er gebraucht weder Verstellungskunst, noch Arglist; er erzählt sogleich mit Ruhe und Offenherzigkeit die verborgensten Umstände der Mordthat.

Die Unterschiede zwischen den Mordmonomaniacis und den Verbrechern sind zu entschieden, die Aehnlichkeit zwischen den Monomaniacis und den Geisteskranken aber zu deutlich, als dass man die Monomaniaci unter die Verbrecher rechnen könnte.

Aber, wird man mir erwidern, die Monomaniaci, welche ihrem Antriebe widerstehen, beweisen, dass diejenigen, die ihm unterliegen, strafbar sind, weil sie nicht stark genug gekämpft haben, um ihren Trieb zu besiegen. Wie! man soll also erst von einem Maniacus wüthende Handlungen abwarten, ehe man ihn für geisteskrank erkennt? Hat denn die Geisteskrankheit, wie alle andern Krankheiten, nicht verschiedene Grade? Giebt es nicht Geisteskranke, die ruhig und ganz unschädlich sind, dagegen andere, die sehr heftig und höchst gefährlich sind? Giebt es nicht Geisteskranke, welche wenigstens in einigen Augenblicken der Vernunft den Bemühungen der Freundschaft und einer imponirenden Auctorität nachgeben, dagegen andere, die unerschütterlich in ihrer Ueberzeugung und jeder Art von Ueberredung unzugänglich sind? Giebt es nicht Monomaniaci, welche mehrere Jahre gegen den Trieb sich zu tödten kämpfen, und andere, die den Selbstmord begehen, sobald sie den Gedanken gefasst haben? Ich habe einen 84jährigen General behandelt, der seit seinem 25sten Jahre gegen den Trieb sich zu tödten kämpfte. Dieser Antrieb verliess ihn selbst nicht in der Armee, als er seine Brigade kommandirte. — Wie! ein Individuum ist ruinirt. bald darauf hält es sich für sel-

reich! Es ist ein Narr, werdet Ihr sagen, weil es von seiner Lage nicht so wie andere Menschen urtheilt. Ein Student überredet sich, dass er mit zwei Pferden die St. Genovevakirche werde an einen andern Ort bringen können. Ihr haltet ihn für einen Narren, weil er falsch von dem Verhältnisse, in welchem der Widerstand dieses grossen Gebäudes zu den Kräften der Pferde stehet, urtheilt. Ein Dritter sieht überall Feinde, und Ihr haltet ihn für wahnsinnig, weil er die Dinge falsch in Erwägung zieht; denn nichts fehlt zu seinem Glücke und er hat keine Feinde. Und Ihr haltet diese Mutter für vernünftig, die ihr Kind anbetet und ihm dennoch den Dolch in die Brust stösst! Diese Unglückliche hätte also keine Veränderung im Gemüthe erlitten, sie besässe nicht einen Mangel an Sensibilität, nicht an Intelligenz, wenn sie, ungeachtet ihrer Zärtlichkeit, ungeachtet ihres Abscheues, den ihr das Verlangen einflösst, dennoch ihr Kind tödtet? Gesteht mir wenigstens zu, dass der Wille verkehrt und untergeordnet ist. — Solche Verkehrtheit sollte ein normaler oder natürlicher Zustand sein! Wartet, bis die Vernunft wieder zurückgekehrt ist, und diese unglückliche Mutter wird, eben so gut wie Ihr, das ganze Schreckliche der Mordthat, die sie beinahe begangen hätte oder schon begangen hat, einsehen. Fühlt, urtheilt, handelt diese Mutter eben so, wie sie fühlte, urtheilte, handelte, ehe sie in diesen schrecklichen Zustand verfiel, und wie andere Mütter fühlen, urtheilen, handeln? Nein, gewiss nicht. Welchen bessern Beweis für das Dasein der Geisteskrankheit wollet Ihr haben? Aber, wird man einwenden, wenn der Trieb zum Morde stärker ist als der Wille, so giebt es keinen freien Willen mehr. Das ist gewiss; da Delirium vorhanden ist, so ist keine geistige Freiheit da und der Mörder ist nicht mehr verantwortlich. — Aber dieser Mörder spricht vernünftig, er ist vorsichtig. — Leset die Abhandlungen über die Geisteskrankheit, kommet in unsere Irrenhäuser, und Ihr werdet hier Geisteskranke sehen, die sehr vernünftig sprechen, folgerechte Gespräche führen, tiefsinnige Gegenstände erörtern, mit vieler Verschmitztheit und Vorsicht ein Komplot anstiften, deren Handlungen aber ganz ungeordnet, deren Neigungen ganz verkehrt sind und die sowohl Andern, als auch sich selbst gefährlich würden, wenn sie ihre Freiheit erhielten.

Ohne Zweifel giebt es sehr schwierige Fälle, aber diese Schwierigkeit vermehrt sich, weil man nur bei einem Umstande stehen bleibt, um die Strafbarkeit der Handlung zu characterisiren. In solchem Falle, sagt man, ist der Mörder strafbar, da er Ueberlegung gehabt hat; aber es giebt unzählige Fälle, die beweisen, dass die Geisteskranken das Bewusstsein von dem, was sie thun, behalten, uud dass sie alle möglichn Vorsicht anwenden, damit das Vorhaben gelinge; aber dieser Unglückliche, dessen Ueber-

legung durch seine Geständnisse bewiesen ist, war ein rechtschaffener, tugendhafter Mann; er will tödten oder hat den Mord begangen, ohne einen bekannten, selbst ohne einen untergeschobenen Beweggrund; er hat seine Frau getödtet, die er anbetet; nach vollbrachter That hat er sich der Gerechtigkeit überliefert.

Eine Frau tödtet ein ihr fremdes Kind; aber schon seit langer Zeit ist sie traurig, melancholisch geworden, sie hatte Versuche zum Selbstmorde gemacht; nachdem der Mord geschehen, bleibt sie, von Erstarren gefesselt, bei dem Schlachtopfer und entdeckt alle besonderen Umstände eines ohne Motiv begangenen Verbrechens, ohne dass man sie in Verdacht gehabt hätte.

Dieser Mann hatte keine verderbte Gesinnungen, plötzlich tödtet er ohne Beweggründe und ohne gereizt worden zu sein, mehrere Personen; kaum sind diese Mordthaten begangen, so fühlt er das Grässliche seiner Handlungen, aber weit davon entfernt, sich zu entschuldigen, sieht er ein, dass er straffällig ist und verlangt zu sterben, um seinen Gewissensbissen zu entgehen. Diese drei Individuen, von denen ich eben gesprochen habe, sind augenscheinlich geisteskrank. Aus der Vereinigung und Schätzung der Umstände, die dem Morde vorangegangen, ihn begleitet haben und ihm gefolgt sind, geht also die Ueberzeugung von der Unschuld desjenigen, der den Mord begangen, hervor.

Die vorangegangenen Thatsachen und die Erörterungen, die sie erzeugt haben, lehren uns: 1) dass es wirklich eine Mordmonomanie giebt, die bald mit Verirrung der Verständniss, bald mit Verkehrtheit der Affekte, bald mit Ohnmacht des Willens, die den Menschen seiner geistigen Freiheit beraubt, complicirt ist. 2) Dass es Symptome giebt, welche diese Art von Geisteskrankheit characterisiren, und die, wenigstens in den meisten Fällen, die Monomaniaci von den Verbrechern unterscheiden.

Der Himmel behüte uns, Verfechter des Materialismus und Fatalismus zu sein, Theorien aufzustellen oder zu vertheidigen, die Moral, Staat und Religion untergraben.

Wir wollen nicht als Vertheidiger des Verbrechens auftreten, und schwere Frevelthaten nicht einem Anfalle von Wahnsinn zuschreiben; aber wir glauben, dass die Lehre von der Monomanie etwas anderes ist, als das Verbrechen durch das Verbrechen selbst entschuldigt. — Wir haben schon gesagt, das Wort M o n o m a n i e bedeutet weder ein System, noch eine Theorie; es ist die Benennung einer Thatsache, die von Aerzten zu allen Zeiten beobachtet worden ist.

Wir haben nichts Anderes gewollt, als einige Beobachtungen, einige Betrachtungen über einen Zustand, der nicht allein Nichtärzten, sondern auch Aerzten wenig bekannt ist, vorzulegen, um die Aufmerksamkeit der Richter und des Gesetzgebers auf die

Abschätzung einiger Handlungen hinzulenken, die schreckliche Verbrechen wären, wenn sie nicht von Unglücklichen begangen wären, die ihrer Vernunft beraubt sind und die in einem abnormen Zustande sich befinden, indem sie keinen freien Willen haben. Diese Schlüsse können heutiges Tages fremdartig scheinen, aber, wir hoffen es, sie werden einst alltägliche Wahrheiten werden. Wo ist der Richter, der einen Wahnsinnigen oder Betrüger, der wegen Magie und Hexerei vor Gericht geführt worden ist, zum Scheiterhaufen verurtheilen würde. Schon seit langer Zeit lassen die Obrigkeiten die Hexenmeister ins Irrenhaus bringen, wenn sie sie nicht als Betrüger bestrafen lassen.

Uebrigens ist es nicht das erste Mal, dass Aerzte, die geübter als andere Menschen darin sind, die menschlichen Gebrechen zu beobachten, der Gerechtigkeit die Verirrungen des Verstandes und des Herzens der vorgeblichen Verbrecher erklärt haben. Am Ende des 15ten Jahrhunderts schlossen Marescot, Riolan und Duret, die beauftragt waren, die der Hexerei beschuldigte Martha Brossier zu untersuchen, ihren Bericht mit folgenden merkwürdigen Worten: «*Nihil a daemone; multa ficta, a morbo pauca.*» Diese Bestimmung diente seit der Zeit den Richtern, die über das Schicksal der Hexen und Magiker zu entscheiden hatten, zur Richtschnur. Wir sagen, indem wir den Mord der Mordmonomaniaci characterisiren wollen: «***Nihil a crimine, nulla ficta, a morbo omnia.***»

XXII.

Bemerkungen
über
die von den Schriftstellern angegebenen Zeichen, ob ein erhängt Gefundener sich selbst erhängt hat, oder nach seinem Tode aufgehängt worden ist.

Alberti, der im Anfange des letzten Jahrhunderts über alle Theile der gerichtlichen Medizin geschrieben hat, giebt auf folgende Weise alle Zeichen an, die sich bei einer anatomischen Untersuchung des Körpers eines Erhängten finden. Der Eindruck des Strickes ist livide, mit Blut unterlaufen, die Haut dunkel gefärbt, selbst manchmal excoriirt, die Zunge ist geschwollen, livide, zusammengefaltet, oder ausgestreckt. Man findet einen blutigen Schaum im Schlunde, in den Nasenlöchern und um den Mund. Die Augen sind entzündet, die Augenlieder geschwollen, halb geschlossen, die Lippen livide, aufgeschwollen; der Körper ist starr, steif, contrahirt; die Finger sind bläulich, die Arme und Schenkel mit Blut unterlaufen, und die Section zeigt nach demselben Schriftsteller die Lungen, das Herz, das Gehirn von Blut strotzend. Alle diese Zeichen soll man nicht finden, wenn der Körper nicht lebend erhängt worden ist.

Alle Schriftsteller, die über gerichtliche Medizin geschrieben, stimmen dieser Meinung bei. Folgende Thatsachen mögen beweisen, wie sehr schwierig die Aufgabe eines gerichtlichen Arztes ist.

Marie, 35 Jahr alt, war gross, stark, und hatte einen kurzen Hals. Sie war von Eltern geboren, die mehrere geisteskranke Anverwandte hatten. Im zweiten Jahre hatte Marie die Pocken;

im 10ten litt sie an Convulsionen, die bis zu dem Jahre dauerten, wo spontan die Menses erschienen, die seit dieser Zeit spärlich, unregelmässig kamen, obgleich das Mädchen scheinbar eine starke Constitution hatte. Im 16ten Jahre verlor Marie ihre Mutter, worüber sie sehr betrübt war. Kurze Zeit darauf hatte sie bei der Verheirathung ihrer Schwester einige Widerwärtigkeiten, und hierbei wurde ihre Periode unterdrückt, die auch ein Jahr lang ausblieb. Während dieser Zeit litt sie an einem Anfall von Manie mit Wuth. Nach dieser Heilung brachte sie mehrere Jahre sehr glücklich in ihrer Familie zu. Im 30sten Jahre wurde Marie durch zehn feindliche Soldaten überrascht und hierdurch so erschreckt, dass sie mehrere Tage lang am ganzen Körper zitterte. Ihr väterliches Haus wurde demolirt, und ihr Vater starb nach einigen Monaten aus Gram. Hierüber in Verzweiflung verliess sie ihren Geburtsort und ging nach Paris zu ihrer Schwester. Im folgenden Jahre litt Marie an Convulsionen, die so heftig waren, dass man sie für Epilepsie hielt. Seit dieser Zeit zeigte sich eine leichte Lähmung der Zunge, die beim Sprechen hinderlich war, und die Convulsionen kehrten oft, besonders zur Zeit, wo die Periode eintreten sollte, wieder. Als Marie 32 Jahr alt war und noch immer an Convulsionen litt, kehrte sie nach ihrem Geburtsort zurück. Hier fing sie nach sechs Wochen zu deliriren an, und wurde wüthend, wogegen sie viele Mittel, aber ohne Erfolg, gebrauchte. Im 34sten Jahre hörten die Convulsionen und das Delirium auf, jedoch behielt die Kranke immerwährend Kopfschmerzen und die leichte, vorher angegebene Lähmung der Zunge, und fasste jetzt den Entschluss zu ihrer Schwester zurückzukehren. Hier kam sie durch Rückerinnerungen und durch den Vergleich, den sie mit dem Glücke ihrer Schwester und ihrem eigenen Unglücke anstellte, in die traurigste Gemüthsstimmung, und wollte sich selbst das Leben nehmen. Nachdem sie drei Monate abwechselnd in Ruhe und Aufregung, delirirend und vernünftig, verzweifelt und glücklich zugebracht hatte, wurde sie am 15ten Juni 1820 nach der Salpetrière gebracht. Bei ihrer Aufnahme im Hospital wurde die Kranke in den Krankensaal gebracht. Sie hatte Convulsionen, die man sehr leicht als von Hysterie entstehend erkennen konnte; sie delirirte, war sehr bleich, mager; die Sprache fiel ihr schwer; sie wollte sterben, sich tödten; sie befürchtete, dass man sie ihrer Gebrechen wegen quälen werde, glaubte die Personen, die im Krankensaale waren und die sie bedienten, zu erkennen, sprach mit ihnen heftig und sogar im Zorne, aber immer stotternd. In einigen Augenblicken war sie vollkommen verständig. Das Gesicht war oft gefärbt und die Augen injicirt; sie litt an Kopfschmerz, und dann fiel ihr das Sprechen schwerer. Man verordnete zwei Aderlässe, Blutegel an den Hals, an die Vulva und

einen Tag um den andern lauwarme Bäder. Im Monat Juli hörten die Convulsionen auf; die Kranke war ruhiger, hatte mehr lichte Augenblicke, und zuweilen wurde ihr das Sprechen leicht. Aber alle vier, sechs, sieben Tage hatte sie stechende Schmerzen in den Gliedern, im Unterleibe, besonders aber im Kopfe; dann war der Hals angeschwollen, roth, so wie der Kopf; die Augen waren injicirt, hervorspringend, die Bewegungen heftig. Ungeachtet unglaublicher Anstrengungen konnte Marie nicht deutlich sprechen; sie konnte nur abgebrochen Worte hervorbringen, indem sie Verwünschungen und den Wunsch zu sterben ausstiess. In diesem Zustande sah sie ganz wie eine Maniaca aus. Zur Zeit der Menstruation beklagte sie sich über heftige Schmerzen im Uterus; während der Dauer des Paroxysmus, der einen, zwei, drei Tage dauerte, stiess sie die Nahrungsmittel heftig und zuweilen misstrauisch zurück. Oft hielt sie die Personen, die mich beim Besuch begleiteten, für Feinde, in denen sie die Urheber ihrer Leiden zu erkennen glaubte. Dann überhäufte sie uns mit Verwünschungen, Drohungen, und bat uns, ihrer Qual ein Ende zu machen und uns schnell zu rächen.

In den lichten und ruhigen Zwischenräumen war die Kranke sanft, gut, erkenntlich für die Sorgfalt, die man auf sie verwandte; sie erzählte dann, da ihr das Sprechen nicht beschwerlich wurde, die Ursachen ihrer Krankheit, zeigte die Symptome an und bat um ihre Heilung. Oft musste man ihr die Zwangsjacke anlegen; es kam auch vor, dass sie selbst darum bat es zu thun. — Im Monat August liess ich ein Haarseil in der Lebergegend appliciren, und ich bestimmte die Kranke, viel Wasser oder Thee zu trinken. Es fand eine kleine Remission statt; man legte ihr seltener die Zwangsjacke an und liess sie im Garten spazieren gehen. Der Trieb zum Selbstmorde zeigte sich seltner aber heftiger; die lichten Augenblicke hielten länger an, aber nie hatte sie ganz den Plan aufgegeben, sich selbst das Leben zu nehmen. Sie sammelte Stricke, Bänder, wo sie welche fand. Nahm man ihr dieselben fort, so antwortete sie bald heftig, bald ruhig: Man thue, was man wolle, ich werde mich dennoch tödten. Was soll ich auch hier thun? Ich bin Andern und mir selbst zur Last. Sie klagte ihre Schwester, ihre Brüder an. Als ich ihre Ideen und Wünsche zu bekämpfen suchte, hörte sie mich ruhig an, und sagte: Sie thun mir wohl, aber Sie werden mich doch nicht heilen. Bald darauf aber stiess sie meine Tröstungen durch Beleidigungen zurück, und sagte: Lassen Sie mich sterben; ich bin eine Verbrecherin und man will mich zur Richtstätte führen. Ich leide fürchterlich. Ich kenne Sie, Sie wollen mir auch Böses zufügen. Wäre ich

sicher, mich einst wohl zu befinden, arbeiten zu können, glücklich sein zu können, so würde ich leben wollen; da aber dies unmöglich ist, so will ich mich tödten. Die Lage dieser Kranken war um so trauriger, als sie meist ihren Zustand empfand und die Ueberzeugung hatte, dass sie sich tödten würde. Ich verordnete im Monat October das Extractum cichorei mit Tartarus emeticus, abwechselnd mit warmen Bädern, wodurch aber die Kranke nur ruhiger wurde. Im December setzte ich ein Vesicator zwischen die Schultern, das die Kopfschmerzen und die Heftigkeit der Paroxysmen verminderte. Da sich im Februar die Symptome steigerten, so verordnete ich einen Aderlass und mehrere warme Bäder, worauf die Kranke in den folgenden Tagen ruhiger war. Am 27sten Februar hatte die Kranke um 8 Uhr ihre Suppe und ein Stück Brot genossen, und war ruhig aus dem Krankenzimmer gegangen. Sie hatte sich einen Strick zu verschaffen gewusst, diesen an einen Steinhaufen befestigt, und nahe dabeiliegend sich so den Hals zusammengeschnürt.

Der Körper lag auf dem Rücken, und ich sah keine Veränderung der Haut. Man sah am Halse den Eindruck eines Strickes von zwei Linien im Durchmesser. Die Haut unter dem Stricke hatte ihre gewöhnliche Farbe. Sogleich wurde die linke Jugularvene geöffnet, es kam aber kein Blut. Hierauf wurde ein Aderlass am rechten Arme gemacht, welcher zwei Unzen schwarzes, dickes Blut gab. Ich liess den Körper nach dem Krankenzimmer bringen, und da ich kein Zeichen des Todes fand, alle mögliche Versuche zur Wiederbelebung machen. Nachdem diese anderthalb Stunden fruchtlos versucht worden waren, liess ich den Körper auf dem Bette liegen. Um ein Uhr sah ich den Leichnam wieder. Die Züge des Gesichts waren gar nicht verändert, und nur die Extremitäten kalt. Um fünf Uhr war der ganze Körper kalt, die Haut des Gesichts ein wenig entfärbt, die Glieder ein wenig steif, der Kopf steif, ein wenig nach rechts geneigt, die Beine leicht bläulich gefärbt, und die Stelle, wo der Strick gesessen hatte, ein wenig braun. Der Bauch war ein wenig aufgetrieben. Am folgenden Morgen gegen sechs Uhr war das Gesicht ein wenig geschwollen, bläulich gefärbt; die Glieder waren steif, die Füsse und die Hälfte der Beine bläulich gefärbt, der Bauch sehr aufgetrieben. Um zehn Uhr, 25 Stunden nach dem Tode, wurde die Section gemacht. Das Gesicht war aufgetrieben, livide, die Züge waren wenig verändert, die Augen offen und glänzend, der Bauch sehr aufgetrieben, die Füsse und Beine bläulich gefärbt. Der Eindruck, den der Strick gemacht hatte, war nicht sehr tief, die unterliegende Haut braun, wie verbrannt, ohne Ecchymose, die Sugillation, die man gleich nach dem Tode bemerkt hatte, war

verschwunden. Das Zellgewebe, das unter der Stelle lag, wo der Strick befestigt war, war trocken, zusammengedrückt, dicht, und es befand sich auf demselben ein Streifen, der $1\frac{1}{2}$ Linie breit und weiss glänzend war. Der Schädel war dick, die Windungen des Gehirns klein, wie gegen einander gedrückt. Nachdem die Gehirnhäute, die leicht infiltrirt waren, fortgenommen waren, erschien die graue Substanz wie deprimirt und in ihrer Farbe verändert. Unter der grauen Substanz fanden wir einen scyrrhösen Tuberkel, der von der weissen Substanz durch eine eigene Membran getrennt war, die dicht herum angeschlossen lag. Sonst fanden wir im Gehirn keine Veränderung. Die Lungen und das Herz waren ganz gesund, und strotzten nicht von Blut. Die im Magen enthaltenen Speisen hatten einen säuerlichen Geruch. Die Gallenblase enthielt eine braune, dicke Galle. Das rechte Ovarium war mit Blut angefüllt, das linke enthielt einen kleinen, serösen Balg, und war weniger injicirt als das rechte.

Bemerkungen. 1) Diese Beobachtung scheint uns in pathologischer Beziehung interessant; denn es schien, dass die physischen und psychischen Symptome von einer primitiven Gehirnaffection abhingen, um so mehr, da der Trieb zum Selbstmorde immer mit der Zunahme der Gehirnsymptome wuchs. Die Anfüllung des rechten Ovariums mit Blut erinnert an das Beispiel, welches in den *Mémoires de la Société Royale de Médicine* zu finden ist, wo sich ein Mädchen, das sich von seinem Geliebten verlassen sah, erhängte. Bei der Section fand man das rechte Ovarium mit Blut angefüllt und geborsten.

2) Diese Beobachtung scheint uns von grossem Interesse für die gerichtliche Medizin zu sein, da der Leichnam die Spuren des Lebens nicht nur einige Minuten, sondern noch einige Stunden nach dem Tode behielt. Man bemerkte zwar gleich die Spur des Strickes, aber der Eindruck war nicht tief und die Farbe der Haut nicht einmal verändert. Die Färbung und Anschwellung des Gesichts, die bläuliche Färbung der Füsse, die Steifheit der Glieder zeigten sich erst 7 — 8 Stunden nach dem Tode. Man bemerkt keine Ecchymose um den Hals, und die Sugillation, die einige Augenblicke nach dem Tode gefunden wurde, war bei der Section, die 25 Stunden nachher gemacht wurde, verschwunden. Und was bemerkte man bei der Section? Die Züge des Gesichts waren wenig verändert, die Sugillation, die am Abend vorher bemerkt wurde, war verschwunden; die Haut, auf der der Strick befestigt war, war nicht bläulich gefärbt, sondern braun wie verbrannt. Die Gehirnhäute waren wenig injicirt, die Lungen und das Herz blutleer und nur das rechte Ovarium mit schwarzem Blute angefüllt.

Wie vorsichtig muss hier nicht der gerichtliche Arzt sein,

und was hätte er glauben sollen, wenn er drei, fünf Stunden nach dem Tode dieser Person den Leichnam besichtigt hätte? Wäre er hier nicht auf den Verdacht eines Mordes gekommen, und hätte die Besichtigung des Ortes, wo die Begebenheit statt gefunden, nicht diesen Argwohn bestärkt? Und was hätte er nach der Section erst glauben müssen? Doch sicherlich, dass die Erhängung erst nach dem Tode statt gefunden habe. Was sollen wir von ähnlichen Schlüssen halten?

Wir sind weit davon entfernt zu behaupten, dass Alberti, Zachias, Louis u. s. w. sich getäuscht haben, aber es traten mehrere Umstände hinzu, die diesen Irrthum begünstigten.

Die alten Aerzte waren überzeugt, dass die Erhängten apoplectisch sterben. Deshalb haben an den Leichnamen alle Zeichen einer Blutanhäufung in den Gefässen des Kopfes ihnen als characteristisches Kennzeichen der Strangulation erscheinen müssen. Sie wurden in dieser Meinung bestärkt, weil es damals verboten war, einem Erhängten beizustehen. Bis in die neuere Zeit hätte es Niemand gewagt, einen erhängten Leichnam zu berühren, noch den Strick vor der Ankunft eines Polizeibeamten zu zerschneiden. Sogar heut zu Tage vergehen mehrere Stunden, ehe alle Formalitäten erfüllt sind, die Obrigkeit den Besuch des Arztes angeordnet hat, und ehe dieser die Leichenschau vornehmen kann.

Wenn man also den Leichnam erst sieht, nachdem er mehrere Stunden gehangen hat, und wenn der Strick nicht sogleich durchgeschnitten worden, dann ist das Gesicht geröthet, geschwollen; man findet blutigen Schaum um den Mund; die Glieder sind steif, die Extremitäten bläulich, u. s. w. Aber alle diese Erscheinungen hängen davon ab, wie der Strick um den Hals gelegen, bis der Körper erkaltet ist, wie man aus folgenden Beobachtungen ersehen kann.

Eine 33jährige Frau, die Mutter von zwei Kindern war, verfiel in Melancholie mit Neigung zum Selbstmorde, da die Geschäfte ihres Mannes schlecht gingen. Sie machte alle mögliche Versuche zum Selbstmorde, und erhängte sich endlich in einem Keller, nachdem sie sechs Monate krank gewesen war. Man fand den Leichnam erst nach fünf bis sechs Stunden. Sie hatte einen Nagel in der Mauer befestigt, einige Steine genommen, den Strick zu einer Schlinge gemacht, und sich so, nachdem sie die Steine fortgeschoben, erhängt. Das Gesicht war bläulich gefärbt, die Augen waren offen und glänzend; ein blutiger Schaum war um die Lippen; die Glieder des Thorax, die Beine und Füsse waren bläulich gefärbt, der ganze Leichnam war kalt und steif. Der sehr dünne Strick war unter dem Kinn nach den Ohren zu befestigt. Der Eindruck desselben war sehr tief, die Haut unter demselben sehr braun, wie verbrannt, aber ohne Ecchymose. Die

Section wurde 29 Stunden nach dem Tode gemacht. Das Gesicht war angeschwollen, bläulich gefärbt, die Augen offen, die Extremitäten sehr blau, der Bauch sehr aufgetrieben. Das Zellgewebe, das unter der Stelle lag, wo der Strick befestigt war, war ausgetrocknet, verdichtet. Man sah einen sehr weiss glänzenden Streifen, eine Linie im Durchmesser, auf demselben, und weder eine Ecchymose am Halse, noch über oder unter der Einschnürung. Der Schädel war sehr dünn, die Gehirnhäute ein wenig injicirt, das Gehirn ohne merkliche Veränderung. Der Unter- und Vordertheil der Lunge war mit schwarzem Blute angefüllt, das Herz voll von schwarzem und flüssigem Blute. Die sehr grosse Leber strotzte von Blut; die Eingeweide waren durch Gas sehr aufgetrieben; der Magen war leer.

Bemerkungen. — Obgleich die Einschnürung des Stricks sehr tief war, so fand man doch keine Ecchymose um den Hals, und in diesem Falle wurden die äussern Erscheinungen, die durch die Schriftsteller angegeben sind, wie der Schaum am Munde, die Steifheit der Glieder, beobachtet, weil der Körper erst mehrere Stunden nach dem Tode besichtigt wurde, und weil der Strick erst mehrere Stunden nach dem Erhängen abgenommen worden war.

Ein Geschäftsmann hatte einen beträchtlichen Verlust erlitten, und wollte sich nun, da er sich für verloren hielt, tödten. Er glaubte durch einen sehr reichen Mann verfolgt zu sein, war Tag und Nacht in Bewegung, ass und trank sehr wenig, und machte nach zehn Tagen ein Testament, welches nicht einen vernünftigen Gedanken enthielt. Jetzt schien er ruhiger, um besser seine Bedienung hintergehen zu können. Er befestigte sein Schnupftuch gleich einer Schlinge an einen Nagel, und erhing sich so in seinem Zimmer. Kaum war dies geschehen, so traten seine Leute ein. Man durchschnitt das Taschentuch, und legte den Körper auf das Bett. Am Leichnam war keine Veränderung der Gesichtszüge, keine Ecchymose, kein Schaum vor dem Munde zu sehen.

Ich wurde aufgefordert, den Körper eines 40jährigen Geisteskranken zu besichtigen, der seit mehreren Jahren in Verwirrtheit verfallen war, und nie eine Neigung zum Selbstmorde gehabt hatte. Während der Nacht hatte er mehrere Bänder zusammengeknüpft und sich an einem Nagel seines Himmelbettes erhängt. Kaum war das Band durchschnitten, der Leichnam aufs Bett gelegt und die Fenster des Zimmers geöffnet, so verschwand die Anschwellung und die bläuliche Färbung des Gesichts, so wie die bläuliche Färbung des Scrotum und Penis, der halb erigirt war.

Aus den vorhergehenden Thatsachen schliessen wir:

1) Dass die Zeichen, aus denen man erkennen soll, ob ein Leichnam vor oder nach dem Tode erhängt worden ist, nicht so sicher sind, als sie angegeben werden.

2) Dass die Ecchymose um den Hals nicht ein constantes Zeichen ist.

3) Dass man die durch die Schriftsteller angegebenen Zeichen jetzt seltner findet, seitdem Vorurtheile nnd Gesetze sich nicht mehr dagegen auflehnen, Erhängten schleunige Hülfe zukommen zu lassen.

4) Dass es unumgänglich nothwendig ist, dass, wenn ein Arzt zur Leichenschau bei einem Erhängten gerufen wird, er sich genau nach der Stunde, wann der Tod statt gefunden, und nach der Zeit, wann der Strick abgeschnitten, erkundigen muss, zwei sehr wichtige Umstände, die zur Basis beim Urtheile dienen.

Der Irrthum, in den so umsichtige Männer verfallen sind, hat mich allein dazu bestimmt, diese Betrachtungen über einen der wichtigsten Punkte der gerichtlichen Medizin zu veröffentlichen, und ich darf mich wohl der Hoffnung hingeben, dass diese Worte Eingang bei meinen Collegen finden werden.

Ende des zweiten und letzten Bandes.

Gedruckt bei C. Feister.

Der Leser wolle gefälligst folgende sinnentstellende Druckfehler verbessern:

Im ersten Bande.

Seite 14 Zeile 30 lies statt: Melancolici — Melancholici
\- 22 - 3 — — Charanton — Charenton
\- 24 - 5 — — Hastam — Haslam
\- 32 - 13 — — Meat — Mead
\- 34 - 18 u. 19 — die mit unserer Erhaltung in keinem Bedürfnisse stehen — die zu unserer Erhaltung nicht unumgänglich nöthig sind
Seite 35 Zeile 23 lies statt: Meat — Mead
\- 51 - 17 v. u. lies st.: Paroxismen — Paroxysmen
\- 52 - 21 — — spröse — seröse
\- 58 - 1 — — Paroxismen — Paroxysmen
\- 60 - 7 — — geistige Therapie — Therapie des Geistes
Seite 61 Zeile 20 v. u. lies st.: die Kranke — die Kranken
\- 62 - 1 v. o. — collicuative — colliquative
\- 82 - 23 — — die Maniaci konnten — die Maniaci durften
Seite 86 Zeile 23 v. o. lies st.: pletorische — plethorische
\- 91 - 22 — — Pletora — Plethora
\- 95 - 6 — — Sauvage — Sauvages
\- 98 - 2 — — streitet wider — streitet nicht wider
\- 149 Zeile 6 u. 7 v. u. — sie hat einige Tage lang den Verstand verloren — sie delirirte einige Tage
\- 152 Zeile 5 v. o. lies st.: Paroxismen — Paroxysmen
\- 153 - 3 v. u. — in der — in die
\- 181 - 2 v. o. — nach schleimigen — nach Ausleerungen von schleimigen
\- 199 Zeile 2 v. o. — können — kann
\- 202 - 1 v. u. — Tränke — Getränke
\- 210 - 7 v. o. — besorgt, — träumerisch;
\- 228 - 2 — — schwellen — schwillt
\- 249 - 19 v. u. — häufiger — häufig
\- 253 - 9 v. o. — sie fliehen — die Gesellschaft fliehen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Esquirol, Jean Étienne Dominique,

Die Geisteskrankheiten in Beziehung zur Medizin und Staatsarzneikunde

Bd.: 2

Berlin (1838)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Med.1009(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11106972-9